This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

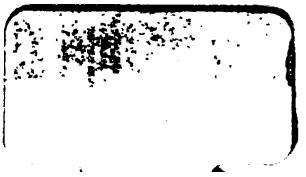
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AL

1. Canals, International - Suez, 1883.

E.D.



Jessep 1
Less...

Vierzig Jahre

Erinnerungen.

Von

Ferdinand von Lesseps.

Erster Band.

Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1888.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
175781A
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 19.5 L

Alle Rechte vorbehalten.

THE NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Mission in Rom.

Officielle Documente.

LIBRARY
RMIT
MELBOURNE

Als die österreichische Armee die Grenzen Piemonts bedrohte, forderte die französische Nationalversammlung das Ministerium aus eigener Initiative auf, sich entschlossen zu zeigen, und ermächtigte dasselbe für den Fall, wo die Interessen Frankreichs es nothwendig erscheinen ließen, zeitweilig einen Punkt der italienischen Halbinsel zu besetzen. Wenige Tage nach diesem Votum traf die Nachricht von dem Unglück der piemontesischen Waffen bei Novara ein. Der Conseil-Präsident legte am 16. April 1849 der National-Versammlung eine Creditforderung von 1,200,000 Francs behufs Bestreitung der Mehrausgaben vor, die durch einen dreimonatlichen Unterhalt des Mittelmeer-Expeditionscorps erwuchsen.

Nach dem „Moniteur“ sagte der Minister-Präsident Herr Odilon Barrot damals wörtlich: „Oesterreich verfolgt die Consequenzen seines Sieges (über Piemont). Es könnte aus seinen Rechten als kriegführende Nation den mehr oder weniger bei dem zwischen ihm und Sardinien ausgebrochenen Kampfe engagirten Staaten gegenüber Nutzen ziehen.

„Der Rückschlag dieses Ereignisses hat sich in Mittel-Italien fühlbar gemacht. Nach den Nachrichten, welche wir aus den römischen Staaten erhalten, steht daselbst eine Krise bevor.

Frankreich kann hierzu nicht gleichgiltig bleiben. Der Schutz unserer Staatsangehörigen, die Sorge für die Aufrechterhaltung unseres Einflusses in Italien, der Wunsch der römischen Bevölkerung, eine auf freiheitlichen Institutionen beruhende gute Regierung zu sichern, machen es uns zur Pflicht, von der uns von Ihnen ertheilten Ermächtigung Gebrauch zu machen... Was wir schon heute versichern können, ist, daß durch unsere Intervention das Interesse unseres Landes gewahrt und für die Sache der wahren Freiheit eine vollgiltige Bürgschaft gegeben wird."

Der Berichterstatter der mit Prüfung der Dringlichkeitsfrage beauftragten Commission äußerte sich folgendermaßen: „Aus den Erklärungen des Herrn Minister-Präsidenten und des Ministers des Auswärtigen erhellt, daß es der Regierung nicht in den Sinn kommt, Frankreich an dem Sturz der augenblicklich in Rom bestehenden Republik mitwirken zu lassen; daß sie in vollster Freiheit, ohne irgend welche Solidarität mit anderen Mächten handelt, nur ihre Interessen, ihre Ehre hierbei zu Rathe zieht und in der Frage nur denjenigen Theil des Einflusses verlangt, der ihr nothwendiger Weise in jeder großen europäischen Angelegenheit zusteht. Ihre Commission hat von diesen positiven Erklärungen Act genommen... als Kind einer Volksrevolution kann die französische Republik, ohne sich selbst im Lichte zu stehen, nicht an der Unterjochung einer unabhängigen Nationalität mitarbeiten. Aber gerade weil Piemont unterlegen, weil die kaiserlichen Waffen Toscana und die Romagna kraft der Gesetze, die der Krieg schreibt, und der Vorrechte, die der Sieg gewährt, bedrohen; gerade weil in der Folge nothwendiger Weise eine grausame Reaction unausbleiblich ist, liegt es Frankreich ob, wenn es sich selbst treu bleiben will,

seine Fahne in Italien wehen zu lassen, damit unter ihrem Schatten die Humanität geschützt und die Freiheit wenigstens zum Theil gerettet werde.

„Ihre Commission weiß sehr wohl, daß, indem sie die Executivgewalt ermächtigt, einen heute bedrohten Punkt Italiens zu besetzen, sie dieser zur Aufgabe stellt, den Anmaßungen Oesterreichs ein Ziel zu setzen, und durch ein Schiedsgericht, welches wir nöthigenfalls mit Waffengewalt unterstützen würden, alle Streitigkeiten auf der Halbinsel beizulegen. Unser Interesse und unsere Pflicht gebietet, daß dies in einer der Entwickelung der demokratischen Institutionen günstigsten Weise geschehe."

Der Herr Conseil-Präsident (Odilon Barrot), hierauf interpellirt, antwortete, daß er über die Gesinnungen der Commission glücklich sei, und daß dieselben durchaus seinen innersten Gedanken entsprächen. Er schloß: „Ich wiederhole es, ich ziehe nichts von den Worten zurück, welche ich in der Commission gesprochen und die hier auf der Tribüne wiederholt worden sind."

Der Credit von 1,200,000 Francs wurde votirt. Die französische Expedition ging nach Civita Vecchia ab, wohin ihr 24 Stunden früher eine Dampffregatte, der „Panama", mit dem Escadronchef im Generalstabe Herrn Espivent und dem Legations-Secretär Herrn de la Tour b'Auvergne an Bord vorangegangen war. Diese beiden Agenten gingen sofort ans Land und hatten, um sich über den Empfang zu vergewissern, welcher etwa dem Expeditions-Corps zutheil werden möchte, eine längere Unterredung mit dem Präfecten Herrn Manucci. Nach verschiedenen vorläufigen Auseinandersetzungen und infolge gewisser eintretender Schwierigkeiten hielt man es für unerläßlich, die römische Bevölkerung über die Absichten Frankreichs zu beruhigen und durch eine bestimmte Erklärung die

Hindernisse zu beseitigen, die sich der Aufnahme der französischen Truppen entgegenstellten. Der Text dieses Actenstückes war folgender:

Erklärung des französischen Truppen-Corps an das Präsidium von Civita Vecchia.

Die Regierung der französischen Republik, stets von dem Geist des Liberalismus getragen, erklärt, den Willen der Majorität der römischen Bevölkerung achten zu wollen. Sie betritt in rein freundschaftlicher Weise das Gebiet derselben und verfolgt keinen andern Zweck, als den Schutz ihres ihr von Rechtswegen zukommenden Einflusses. Sie ist außerdem fest entschlossen, dieser Bevölkerung keinerlei Regierungsform aufzuerlegen, die sie nicht selbst gewählt.

Das Gouvernement von Civita Vecchia wird in allen seinen Befugnissen bestätigt, und übernimmt die französische Regierung die durch das Expeditions-Corps veranlaßten Mehrkosten.

Alle für die französischen Truppen vorgenommenen Requisitionen an Lebensmitteln werden in barem Gelde bezahlt.

Der Escadronchef und Adjutant des Chef-Commandanten
gez. Espivent.

Civita Vecchia, den 24. April 1849.

Auf diese Publikation erfolgte eine Adresse des Gemeinderaths von Civita Vecchia als Antwort, in welcher im wesentlichen gesagt war, daß man in die Loyalität Frankreichs und sein Streben, die Freiheit zu schützen, Vertrauen habe, und daß, wenn, was unmöglich, man sich in diesem Vertrauen betrogen sehe, man das Urtheil Europas anrufen werde. Der Ge-

meinderath ſchloß wörtlich: „Sie haben hier, Herr General, den Ausdruck der Willensmeinung unſerer Bevölkerung, die Sie und Ihre Armee ſegnen werden, wenn Sie für uns Brüder ſind, die uns in den Tagen des Unglücks zur Seite ſtehen. Nehmen Sie ein herzliches Willkommen entgegen, welches durch uns Ihnen unſere auf die vornehme Geſinnung und die Ehrenhaftigkeit der franzöſiſchen Nation vertrauende Bevölkerung entbietet. — Es lebe die franzöſiſche Republik und Gott errette die römiſche Republik!“

Inzwiſchen erwiderte die römiſche Volksvertretung und das Triumvirat, welche benachrichtigt und um Rath gefragt worden waren, daß man eine Intervention nicht als eine freundſchaftliche anſehen könne, die zuerſt durchaus den Anſchein gehabt eine feindliche zu ſein; und daß Civita Vecchia den äußerſten Widerſtand zu leiſten habe. Hierzu war es zu ſpät; unſere Truppen lagerten bereits auf dem Hauptplatze der Stadt, der Dienſt war bereits zur Hälfte franzöſiſchen, zur Hälfte römiſchen Soldaten anvertraut worden, die franzöſiſche und die Tricolore der italieniſchen Unabhängigkeit wehten gekreuzt an einem für dieſe Gelegenheit aufgepflanzten Freiheitsbaum.

In dem Augenblick, wo unſere Truppen in Civita Vecchia am 25. April ans Land gingen, richtete die römiſche Volksvertretung an den General Oudinot folgenden Proteſt:

Die römiſche Volksvertretung, im höchſten Grade über die Drohung einer Invaſion in das Gebiet der Republik beunruhigt, und überzeugt, daß dieſe Invaſion, die ſie nicht durch ihr Verhalten dem Auslande gegenüber veranlaßt, der außerdem keinerlei Mittheilung ſeitens der franzöſiſchen Regierung vorausgegangen, ein Land zur Anarchie aufreizt, welches bis

dahin ruhig und wohlorganisirt in dem Bewußtsein seiner Rechte und der Eintracht seiner Bürger seine Stärke fand, daß dieselbe gleichzeitig das Völkerrecht und die von der französischen Nation bei ihrer Constituirung eingegangenen Verbindlichkeiten, wie die geschwisterlichen Beziehungen verletzt, welche die beiden Republiken natürlich mit einander verbinden sollten, protestirt im Namen Gottes und des Volkes gegen dieses unerwartete Ereigniß, erklärt hiermit ihren festen Entschluß, Widerstand zu leisten, und macht Frankreich für alle Consequenzen verantwortlich.

So geschehen in öffentlicher Sitzung, 11 Uhr Morgens.

Der Präsident der Versammlung.
gez. A. Saligetti.

Rom, den 25. April 1849.

Die Secretäre: Fabretti, Cocchi, Pennacchi.

Am folgenden Morgen veröffentlichte der General Oudinot die nachstehende Proklamation, die ihm vollständig redigirt von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Herrn Drouyn de Lhuys) für den Fall ausgehändigt worden war, daß er, so lautete die Instruction des Ministers, in Rom keinen ernsten Widerstand fände und er dorthin durch den Willen der Bevölkerung berufen werde.

Einwohner der römischen Staaten!

Ein französisches Armee-Corps ist auf eurem Gebiet gelandet. Seine Aufgabe ist keineswegs, irgend welchen Druck auszuüben oder euch eine euren Wünschen zuwiderlaufende

Regierung aufzuerlegen. Es kommt, um euch im Gegentheil vor großem Unheil zu bewahren.

Die politiſchen Ereigniſſe Europas haben das Erſcheinen einer fremden Flagge in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt unvermeidlich gemacht. Wenn die franzöſiſche Republik die ſeinige vor allen anderen hierher trägt, ſo legt ſie hiermit ein hervorragendes Zeugniß ihrer Sympathie für das römiſche Volk ab.

Nehmt uns als Brüder auf, wir werden dieſen Titel rechtfertigen; wir werden eure Perſon, wie euer Hab und Gut achten. Alle unſere Ausgaben werden wir in baarem Gelde bezahlen. Wir werden uns mit den beſtehenden Behörden derartig verſtändigen, daß unſere augenblickliche Beſetzung euch keinerlei Unbequemlichkeiten auferlegt. Ja, wir werden die militäriſche Ehre eurer Truppen in unſeren Schutz nehmen, indem wir ſie den unſeren überall zur Aufrechterhaltung der Ordnung und der Freiheit beigeſellen. Römer! Meine perſönliche Ergebenheit gehört euch, wenn ihr auf mich hört. Wenn ihr Vertrauen zu meinen Worten habt, ſo werde ich mich ohne Vorbehalt ganz und gar den Intereſſen eures ſchönen Vaterlandes widmen.

Der commandirende General
Oudinot de Reggio.

Civita Vecchia, 26. April 1849.

Als der General Oudinot die Gewißheit hatte, daß Rom Widerſtand leiſten wollte, verhängte er den Belagerungszuſtand über Civita Vecchia, ließ militäriſch das Fort und die Darſe beſetzen, die er bisher unter der Hut der Landestruppen gelaſſen hatte. Die Garniſon wurde entwaffnet, auf 50 Kiſten Gewehre, die nach Rom gehen ſollten, wurde Beſchlag gelegt,

und dem Gemeinderath wurde es untersagt, sich zur Besprechung politischer Gegenstände zu versammeln.

Der Präfect Manucci erließ hierauf die folgende Proklamation:

Das durch die Entwaffnung der Garnison und die Besetzung des Forts durch einen Theil französischer Truppen außerordentlich überraschte Gouvernement sucht vergeblich diese Kriegsmaßregeln mit den von dem Commandanten des Expeditionscorps vor der Stadt und vor Europa schriftlich und mündlich abgegebenen feierlichen Versicherungen in Einklang zu bringen.

Es weicht, aber nicht freiwillig, der größeren Macht und protestirt u. s. w.

Manucci.

Civita Vecchia, 27. April 1849.

Da dieser Beamte fortfuhr, mit dem römischen Triumvirat zu correspondiren, und die Correspondenz aufgefangen worden war, so wurde er verhaftet und in dem Fort von Civita Vecchia festgesetzt.

Der commandirende General verfolgte seinen Plan, vor Rom zu rücken. Man hatte ihm aus Gaëta geschrieben, daß er daselbst mit offenen Armen empfangen werden würde. Die römischen Behörden benachrichtigten ihn jedoch ihrerseits durch den Minister des Auswärtigen Herrn Rusconi und durch Herrn Pescantini, die hierzu nach dem Hauptquartier entsandt wurden, daß seine Informationen nicht richtig seien und daß er einem energischen Widerstande begegnen werde; der General glaubte jedoch diese Warnung unberücksichtigt lassen zu können. Er wartete nicht einmal die Rückkehr des zur Einziehung von Informationen abgesandten Genie-Oberst Leblanc ab, sondern rückte sofort vor Rom und kämpfte am 30. April. Man

kennt den Ausgang dieſer Action, an welcher das römiſche Volk einen ſehr lebhaften Antheil nahm. Ich ſelbſt habe in den Hospitälern, in welchen die italieniſchen Verwundeten vom 30. April lagen, conſtatirt, daß von zehn Verwundeten mindeſtens acht der Stadt Rom angehörten.

Als dieſe Nachricht nach Paris gelangte, rief ſie daſelbſt eine große Aufregung hervor. Die aus 900 Mitgliedern beſtehende National-Verſammlung war dergeſtalt erregt und zeigte ſich in ihrer Souveränetät nicht nur geneigt das Miniſterium zu ſtürzen, ſondern auch den Prinz-Präſidenten der Republik in Anklagezuſtand zu verſetzen.

In ſeiner Antwort auf die Angriffe der Kammer äußerte Herr Odilon Barrot: „Was allein Ihnen einige Zurückhaltung hätte auferlegen ſollen, das iſt die von Ihnen gelobte Proclamation, das iſt der erſte Act des die Expedition commandirenden Generals, als er den Fuß auf italieniſchen Boden ſetzte. Sie haben von dem Satze geſprochen, in welchem der General die Italiener als Brüder behandelt, ſich bei Ihnen als ihr Freund, als Stütze für die große Sache der Freiheit einführt. Man weiß ſehr gut, daß Frankreich dieſe Bezeichnung in den territorialen Fragen Italiens verdient, und daß es hierzu nur im Intereſſe der Freiheit beſtimmt werden kann; man weiß das ſehr wohl!...

„Was würden Sie nun aber ſagen, wenn ich Ihnen mittheilte, daß dieſe Proclamation, welche Ihre Anerkennung gefunden hat, deren Sie ſich ſogar als Waffe gegen das Cabinet bedient haben, das eigenſte Werk des Miniſters des Auswärtigen iſt? Nach den erlaſſenen Inſtructionen war der erſte Schritt ein ebenſo wichtiges Factum und ſollte den Gedanken der Expedition enthalten....

„Moniteur vom 8. Mai 1849.“

Der mit der Abfassung einer Resolution auf Grund der vom Ministerium vorgelegten Documente beauftragte Berichterstatter drückte sich in der Nachtsitzung vom 7. folgendermaßen aus: „Was den Gang der Expedition anlangt, so war es selbstverständlich, daß sie militärisch Civita Vecchia als den für die Ausschiffung der Truppen gewählten Ort zu besetzen und selbst einen etwaigen Widerstand dagegen niederzukämpfen hatte. Aber einmal dort, waren die Ereignisse abzuwarten, und durften wir nur auf Rom marschiren, um es gegen eine fremde Intervention zu schützen oder Ausschreitungen einer Contrerevolution zu verhindern. Mit einem Wort, wir gingen, um mich eines Ausdrucks des Conseil-Präsidenten an die Commission zu bedienen, nach Rom ausschließlich als Beschützer oder als eingeladene Schiedsrichter.

„Nachdem die Commission die durch die Depeschen bekannt gewordenen Thatsachen mit Allem, was der Versammlung mitgetheilt war, und mit den Erklärungen verglichen, die ihr Votum bestimmt hatten, ist die Majorität derselben der Ansicht, daß die der Expedition gegebene Richtung nicht im Einklang mit dem Gedanken steht, aus welchem sie hervorgegangen und gebilligt worden war. Die Commission hat infolgedessen die Ehre, Ihnen folgende Resolution vorzuschlagen:

„Die National-Versammlung fordert die Regierung auf, ohne Verzug die nöthigen Maßregeln zu treffen, damit die italienische Expedition nicht länger der ihr bezeichneten Aufgabe entfremdet werde."

Ehe man zur Abstimmung schritt, hörte man noch den Minister des Auswärtigen, der folgende Erklärungen abgab, in denen er alle Schuld von sich ab auf den General Oudinot wälzte:

„Es wird uns gesagt, man hätte nicht auf Rom marschiren sollen. Man vergißt, unter welchen Bedingungen dieser Marsch

geſtattet war. Ich erinnere hier an die beiden Bedingungen. Die eine war die, daß man daſelbſt keinem ernſten Widerſtand zu begegnen hätte, die andere die, daß man durch den Willen der Bevölkerung dorthin berufen werde.... Welches war die Aufgabe der Expedition? Ich appellire an Ihre Erinnerung...

Die Frage iſt daher folgende: Haben wir dem General Oudinot die Inſtruction gegeben, die römiſche Republik anzugreifen? Das iſt eine Frage, die ich bona fide ſtelle. Ich appellire an alle die, welche die Inſtruction geleſen haben, und frage ſie, ob ſie in derſelben irgend einen Anhalt hierfür finden. Man ſagt, der General Oudinot habe unzweifelhaft eine Aufforderung an die römiſche Regierung gerichtet, ihre Macht niederzulegen. Ich verlange, daß man den Beweis einer ſolchen Aufforderung vorbringt; dieſer Beweis iſt nicht vorhanden."

Nach dieſer Rede wurde die Reſolution der Commiſſion von der Verſammlung mit einer Majorität von 338 Stimmen gegen 241 angenommen. Das Miniſterium nahm ſie, obgleich ſie einen Tadel gegen dasſelbe enthielt, doch demüthig hin und entſandte ſofort einen diplomatiſchen Agenten nach dem Hauptquartier und nach Rom.

In der nächſten Sitzung der Nationalverſammlung, am 9. Mai, bezeichnete der Conſeil-Präſident Odilon Barrot den Gegenſtand der Miſſion, welche dem nach Rom zu entſendenden Agenten anvertraut werden ſollte, folgendermaßen:

„Ich erkläre Ihnen, daß, ſo lange ich einen Theil der Gewalt in dieſem Lande in Händen habe, die franzöſiſchen Waffen niemals dazu dienen werden, unſagbare Mißbräuche herzuſtellen.

„Aus dieſer Geſinnung heraus und um durch das Zeugniß unintereſſirter Agenten die Wahrheit der Dinge zu erfahren, um außerdem auf den Platz der Expedition ſelbſt die beſtimmten Wünſche der Verſammlung und der Regierung ſo-

wohl hinsichtlich der Aufgabe wie des Charakters, den sie bis zum Schluß und durch alle Eventualitäten beizubehalten hat, zu überbringen, ist durch einen im Regierungsrath gefaßten Cabinetsbeschluß ein Mann hierfür ausersehen, den wir in schwierigen Lagen erprobt haben, und der immer der Sache der Freiheit und der Humanität gedient hat. Es ist, wenn Sie seinen Namen wissen wollen, Herr von Lesseps, der mit der Mission betraut worden. Er ist mit dem ausdrücklichen Auftrage abgereist, sich unverzüglich mit der Regierung in Verbindung zu setzen und sie Tag für Tag von allen entstehenden Incidenzfällen auf dem Laufenden zu halten. Er hat die formelle Instruction erhalten, Alles an Einfluß aufzuwenden, damit unsere Intervention ernstliche und thatsächliche Bürgschaften für die Freiheit der römischen Staaten im Gefolge hat."

Der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte mich in der That am Vormittag des 8., also am Tage nach den beiden Tag- und Nachtsitzungen, denen ich beigewohnt hatte, rufen lassen. Er fragte mich, ob ich geneigt sei eine Mission zu übernehmen, auf welche er den größten Werth lege, und für welche die Regierung mich in besonderer Berathung bestimmt hätte.

Ich erwiderte, daß von dem Augenblick an, wo ich der Gegenstand eines so ehrenvollen Vertrauens sei, ich auch den Freimuth hätte, zu erklären, daß, wenn die Regierung von Anfang an nicht von dem Gedanken einer offenen und bestimmten Politik geleitet worden, es vorzuziehen gewesen wäre, uns nicht durch die Entsendung der Expedition nach Civita Vecchia zu compromittiren. Uebrigens fügte ich hinzu, handelt es sich darum, das einmal durch die Vorgänge vom 30. April herbeigeführte Uebel wieder gut zu machen und nicht von neuem anzufangen. Ich werde, wenn Sie es wünschen, innerhalb zweier Stunden abreisen und verspreche Ihnen, daß ich, um

das durch das gestrige Votum bezeichnete Ziel zu erreichen, vor keinem Hinderniß zurückschrecken werde. Der Minister beglückwünschte mich zu meinem Entgegenkommen und meinem Eifer und fügte hinzu, daß die Art und Weise, in welcher ich die Angelegenheit auffaßte, bereits die Wahl der Regierung rechtfertige. Er ließ in meiner Gegenwart den Chef der politischen Abtheilung Herrn von Viel-Castel rufen und bedeutete ihn meine Instruction dergestalt auszuarbeiten, daß sie mir hinreichenden Spielraum und Initiative ließe, auch sollte meine politische Action weder durch den mit den militärischen Operationen beauftragten General noch durch eine allzu präcise Directive beeinträchtigt werden, was außerdem bei der Unkenntniß, in welcher man sich von den möglicher Weise seit dem 30. April eingetretenen und nicht vorherzusehenden Ereignissen befand, unmöglich gewesen wäre. Er empfahl mir einige Exemplare des Moniteur vom 8. Mai mitzunehmen, um eins derselben gleich nach meiner Ankunft dem General Oudinot zu übergeben, da wir hieraus unsere Instructionen und unsere Entschlüsse im wesentlichen zu schöpfen hätten.

Herr von Viel-Castel kam bald in das Cabinet des Ministers mit dem Concept meiner Instruction zurück, die folgendermaßen lautete: „Da die Vorgänge beim Beginn der nach Civita Vecchia entsandten französischen Expedition sich dergestalt angelassen, daß sie möglicher Weise eine Frage compliciren, welche sich erst als eine ganz einfache darstellte, so hat die Regierung der Republik es für zweckmäßig erachtet, dem mit der Leitung der nach Italien entsandten Streitkräfte beauftragten militärischen Chef einen diplomatischen Agenten an die Seite zu stellen, der, indem er sich ausschließlich den Verhandlungen und den mit den Behörden wie mit der römischen Bevölkerung herzustellenden Beziehungen widmet, hierauf seine ganze Aufmerksamkeit und alle seine in so schwieriger Angelegenheit erforderliche Sorgfalt verwenden kann. Ihr er-

probter Eifer, Ihre Erfahrung und der verſöhnliche Sinn, den Sie bei mehr als einer Gelegenheit im Laufe Ihrer Carriere bewieſen, haben Sie der Regierung für dieſe ſchwierige Miſſion geeignet erſcheinen laſſen. Ich habe Ihnen den Stand der Frage, in welcher Sie zu interveniren haben werden, auseinandergeſetzt. Das Ziel, welches wir uns vorgeſteckt, iſt: gleichzeitig den Kirchenſtaat aus der ihn verheerenden Anarchie zu befreien und zu verhindern, daß die Wiederherſtellung irgend einer regulären Gewalt weder durch eine blinde Reaction befleckt noch ſelbſt für die Zukunft compromittirt werde. Alles, was wir, angeſichts der von anderen, gemäßigterer Geſinnung weniger zugänglichen Mächten ausgeübten Intervention an Terrain für unſeren beſonderen und directen Einfluß gewinnen, wird zur natürlichen Folge haben, daß Sie das Ihnen von mir bezeichnete Ziel leichter erreichen. Sie haben alſo Ihre ganze Sorgfalt darauf zu verwenden, ein ſolches Reſultat ſo ſchnell als möglich herbeizuführen. Bei Ihren nach dieſer Richtung hin unternommenen Bemühungen haben Sie die beiden nachſtehend bezeichneten Klippen zu vermeiden. Sie dürfen bei den Männern, welche augenblicklich in den römiſchen Staaten mit der Ausübung der Gewalt betraut ſind, weder den Glauben entſtehen laſſen noch erwecken, daß wir ſie als reguläre Regierung anſehen. Es würde ihnen dadurch eine moraliſche Kraft erwachſen, die ſie bis jetzt nicht beſitzen. In den Abmachungen, welche Sie mit ihnen eventuell treffen werden, iſt jedes Wort, jede Uebereinkunft zu vermeiden, welche die Empfindlichkeit des hl. Stuhles und der Gaetaer Conferenz wachrufen könnten, die ſtets nur allzu ſehr zu glauben geneigt iſt, daß wir die Autorität und die Intereſſen des römiſchen Hofes zu leicht nehmen. Auf dem Terrain, auf welches Sie geſtellt werden, bei den Männern, mit welchen Sie zu thun haben werden, kommt es ebenſo ſehr auf die Form wie auf den Inhalt an.

Es iſt das die einzige Directive, die ich Ihnen geben kann. Um ſie genauer und detaillirter zu ertheilen, müßte man wiſſen, was ſich ſeit einigen Tagen in den römiſchen Staaten ereignet hat, hierfür fehlen die Informationen. Ihr gerades und klares Urtheil wird Sie nach den Umſtänden leiten. Ueber Alles, was nicht abſolut eine unmittelbare Löſung erfordert, werden Sie ſich mit den Herren d'Harcourt und de Rayneval ins Einvernehmen ſetzen. Ich darf Ihnen nicht erſt empfehlen, mit dem General Oudinot in intime und vertrauensvolle Beziehungen zu treten, was für den Erfolg des Unternehmens, zu welchem beizutragen Sie Beide berufen ſind, unerläßlich iſt.

gez. E. Drouyn de Lhuys.

Herr Drouyn de Lhuys las mir ſelbſt dieſe Inſtructionen vor. Er hielt bei dem erſten Abſchnitte inne, der mich ermächtigte, mich ausſchließlich den Verhandlungen und den mit den Behörden wie mit der römiſchen Bevölkerung herzuſtellenden Beziehungen zu widmen. Er bemerkte mir, daß man mir viel Freiheit gewähre und mich ziemlich unabhängig vom General en chef ſtelle. Er legte dann einen beſonderen Nachdruck auf den letzten Satz, der mir angeſichts der unvorhergeſehenen Ereigniſſe oder Schwierigkeiten allen Spielraum ließ. Bezüglich der das einmüthige Zuſammenwirken mit den Herren d'Harcourt und de Rayneval betreffenden Stelle bemerkte ich, daß das unmöglich ſei. Ihre Miſſion und die meinige hätten ein ganz verſchiedenes und ſelbſt entgegengeſetztes Princip. Es wurde mir erwidert: Beſchränken Sie ſich darauf, ihnen Duplikate Ihrer Depeſchen zu ſchicken.

Ich war noch bei dem Miniſter, als eine Botſchaft des Prinz-Präſidenten der Republik mich aufforderte, nach dem

Elysée zurückzukehren, wohin ich mich schon am Morgen begeben hatte. Herr Drouyn de Lhuys empfahl mir, ihm von dem, was sich dort ereignet hätte, Mittheilung zu machen.

Der Herr Präsident sagte mir, daß er viel über den Gegenstand meiner Mission nachgedacht, daß ihn aber besonders ein Punkt beschäftige, über den er, so fürchte er, es unterlassen haben, mit mir zu sprechen. Es sei das die Haltung unserer Truppen angesichts der bewaffneten Intervention der Oesterreicher und Neapolitaner, hinsichtlich deren um jeden Preis vermieden werden müsse, daß ihre militärische Action mit der unsrigen zusammenfließe. Er gab mir über diese Angelegenheit einen Privatbrief an den General Oudinot und nahm von meinen Instructionen Kenntniß, die er nicht klar genug und zu unbestimmt fand. Er theilte mir ferner mit, daß er den General Vaillant nach Rom entsenden werde, derselbe sei beauftragt, sich mit mir daselbst zu verständigen, und habe Vollmacht den General Oudinot zu ersetzen, wenn dieser nicht in Uebereinstimmung mit uns handle. General Vaillant werde aber das Commando über die Operationen der Genietruppe für den Fall übernehmen, daß man aufs neue zu einer Belagerung von Rom schreite.

Er fügte hinzu, daß ich gut thun würde, wenn sich hierzu eine Gelegenheit biete, daran zu erinnern, daß er im Jahre 1831 gegen die weltliche Macht Partei ergriffen, als er sich mit seinem älteren Bruder vor Rom befand, der an seiner Seite während der Insurrection starb.

Zu Herrn Drouyn de Lhuys zurückgekehrt, hütete ich mich wohl, ihm von dieser vertraulichen Mittheilung Kenntniß zu geben, von der ich, um nicht unnütz die Geister aufzuregen, auch während meines Aufenthaltes in Rom keinen Gebrauch machte. Als ich aber dem Minister die Bemerkung des Präsidenten der Republik hinsichtlich einer fremden Intervention in den römischen

Staaten wiederholte, fragte er mich, welchen Sinn ich den Worten gebe: „um jeden Preis“, die ſich auf die Mittel und Wege bezogen, um eine Action zu verhindern, welche ſich zu einer gemeinſamen mit den Neapolitanern und Oeſterreichern geſtalten konnte.

„Es iſt Ihre Sache,“ erwiderte ich, „ſich mit dem Herrn Präſidenten darüber zu verſtändigen und mir zu ſchreiben. Was mich anlangt, ſo nehme ich jene Worte in dem weiteſten Sinne, bis ich neue Directiven erhalten habe.“

In dieſem Augenblick, es war am Abend, war der Salon des Herrn Drouyn de Lhuys voll von Beſuchern. Es war ſein Empfangstag. Wenige Stunden ſpäter befand ich mich in einer Poſtchaiſe auf dem Wege nach Toulon, wo telegraphiſch bereits ein Kriegsſchiff zu meiner Verfügung geſtellt worden, auf welchem Herr Drouyn de Lhuys Herrn Accurſi, einem Freunde Mazzinis und Miniſter des Innern der römiſchen Republik, die Ueberfahrt geſtattet hatte. Herr Drouyn de Lhuys hatte mir ſogar vorgeſchlagen, mit demſelben gemeinſam nach Toulon zu reiſen. Auf meine Bemerkung jedoch, daß dieſe Reiſegeſellſchaft mich compromittiren könnte, erſuchte er Herrn Accurſi, ſich allein auf den Weg zu machen, nachdem er in Paris eine Miſſion des Triumvirats erledigt hatte.

Ehe ich mich in Toulon einſchiffte, erhielt ich vom Miniſter des Auswärtigen zwei Depeſchen, die folgendermaßen lauteten:

Der Miniſter des Auswärtigen an Herrn Ferdinand von Leſſeps.

Paris, 9. Mai 1849.

Ich überſende Ihnen beifolgend für die Herren d'Harcourt und de Rayneval beſtimmte Depeſchen, die ich Sie bitte ihnen ohne den geringſten Verzug zugehen zu laſſen.

Aus der hier ebenfalls beiliegenden Abschrift der wichtigsten dieser Depeschen werden Sie die Directiven ersehen, die ich denselben gebe, um die Gedanken absolutistischer Reaction zu bekämpfen, die sich unglücklicher Weise bei den Räthen des hl. Vaters zu erkennen geben.

gez. Drouyn de Lhuys.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten an die Herren de Rayneval und d'Harcourt.

Paris, 9. Mai 1849.

Was uns noch tiefer betrübt als das Mißtrauen, welches man uns hartnäckig in Gaëta entgegenbringt, bezüglich dessen aber die Zeit uns bald rechtfertigen wird, das ist die Beschaffenheit des Einflusses, der bei den Rathgebern des hl. Stuhles sich deutlich bemerklich macht. Je mehr man sich einer Lösung nähert, desto schärfer zeichnen sich gewisse gefährliche Neigungen ab, die sich zuerst unter mehr oder minder stichhaltigen Vorwänden verbargen. Um irgenwelche vorläufige Erklärung des hl. Vaters zu verhindern, behaupten seine Räthe, es sei unpassend ihm die Hände zu binden. Dieser Einwand könnte einige Berechtigung haben, wenn es sich darum handelte, im einzelnen den Grund für ein neues Regime zu legen. Da wir aber nur darum bitten uns die Richtung zu bezeichnen, welche man einzuschlagen gedenkt, nachdem die Macht des hl. Stuhles wieder hergestellt ist, so ist es uns unbegreiflich, wenn man nicht etwa im Geheimen den Gedanken nährt, einfach und ohne weiteres zu den Mißbräuchen des alten Regimes zurückzukehren, daß man in einem absoluten Stillschweigen beharrt.

Man spricht von gewissen reactionären Neigungen in der Bevölkerung, die Rücksichten erfordern und denen wir nicht

hinreichend Rechnung tragen. Vorausgeſetzt, daß dieſen reactionären Neigungen thatſächlich die Kraft innewohne, die man bei ihnen vermuthet, wäre es da nicht angezeigter, ſchon jetzt eine Haltung einzunehmen, die es dem heiligen Stuhl ſpäter ermöglicht, ihnen zu widerſtehen? Glaubt man übrigens, daß es einerlei iſt, ob man jenen beträchtlichen Theil der gemäßigten römiſchen Bevölkerung beruhigt oder nicht, der, obwohl er das anarchiſche Regime verabſcheut, doch ebenſo ſehr die Rückkehr desjenigen fürchtet, welches das traurige Charakteriſtikum der Regierung Gregors XIV. geweſen, jenes Regimes, welches bei dem Tode des Pontifex einen Syſtemwechſel abſolut unvermeidlich gemacht, und das eine heftige Reaction hervorgerufen, welche ganz anders zu dem Unheil der letzten Zeit beigetragen, als dies ſelbſt überſtürzte, nicht hinreichend überlegte Reformen je zu thun vermögen. Die Leute, von denen ich ſpreche, und die, wenn wir uns nicht irren, die wohlhabende und aufgeklärte Klaſſe ausmachen, würden ſich heute mit Vergnügen jeder Combination anſchließen, die eine Bürgſchaft der Ordnung, der Sicherheit, der guten Verwaltung bietet. Müſſen dieſelben aber ſich nicht beunruhigen, wenn ſie ſehen, daß man ein abſolutes Stillſchweigen über die Zukunft beobachtet, und ſind ſie nicht berechtigt zu fürchten, daß man alle, dem Edelmuthe Pius IX. zu verdankende Zugeſtändniſſe einſchließlich der Verweltlichung der öffentlichen Aemter, dieſer erſten und wichtigſten Bahn, ohne welche jeder Reformverſuch dem Kirchenſtaat nur hinfällig werden kann, zu beſeitigen ſucht?

Ich laſſe mich nicht weiter über dieſen Gegenſtand aus. Die traurigen Ueberlegungen, zu welchen er mich führt, ſind Ihnen bekannt. Sie haben nichts verſäumt, um zu einem richtigeren Geſichtspunkt die zu leiten, die hartnäckig dabei beharren, die Billigkeit unſerer Anſichten zu verkennen.

Dadurch, daß sie den hl. Vater daran verhindern, die Gemüther durch Erklärungen und Versprechungen zu beruhigen, haben sie wahrscheinlich dazu beigetragen, den unerwarteten Widerstand zu befestigen, auf den unsere Expedition gestoßen. Man stützt sich auf die Versicherung, daß fremde Mächte den Papst in seine Staaten zurückführen werden. Aber denkt man dabei denn an die Zukunft, die man ihm dadurch bereitet, daß man ihn auf diesen unglücklichen Weg drängt? Wird man immer wieder in die alten Irrthümer verfallen? Wird der Vorwand, daß ein in den ungünstigsten Verhältnissen unternommener Reformversuch schlecht abgelaufen, mehr ins Gewicht fallen als alle Vernunftgründe, die sich auf soviele der Geschichte der letzten Zeit entnommene Beispiele stützen?

Wie dem nun auch sein mag, so berechtigt uns doch zweifellos das, was wir in diesem Augenblick für die Pacificirung der Kirchenstaaten thun, die Opfer, welche uns ein solches Unternehmen kostet, die moralische Verantwortung, die dasselbe uns auferlegt, zu dem Ersuchen, nicht in einem Verhalten zu beharren, welches diese Verantwortung in einem solchen Grade erschweren würde.

Unser Wunsch enthält übrigens nichts Ueberraschendes. Wir fordern nur, was man uns bis jetzt ohne Schwierigkeit versprochen. Es handelt sich nur um die Verwirklichung eines Planes, der vor noch gar nicht langer Zeit außer aller Frage stand. Man wurde nicht müde uns zu wiederholen, daß die Rückkehr zu dem alten Regime unmöglich, daß der gegenwärtige Zustand der Geister, daß die allgemeine Lage Europas dies nicht gestatteten; man ließ kaum durchblicken, daß es vielleicht klug sei, einige leichte Abänderungen an der von Pius IX. gewährten Verfassung vorzunehmen. Die Nothwendigkeit, die Zweckmäßigkeit solcher Abänderungen können in Ueberlegung gezogen werden, wenn die Ordnung und der Friede hergestellt

ſind; aber ich bemerke gleich hier, daß wir nicht einmal die Möglichkeit zugeben können, daß die Verfaſſung heute ſchon als nicht vorhanden angeſehen werde. Bei der Achtung, welche wir vor dem hl. Vater haben, können wir nicht annehmen, daß die Inſtitutionen, welche er ſeinem Volke gegeben, vollſtändig durch die beklagenswerthen Ereigniſſe, deren Schauplatz Rom ſeit dem letzten Monat November geweſen, vernichtet ſeien. Der Gedanke, daß das Regime vor 1846 wieder in Rom Platz greifen könnte, hat nie bei unſeren Vorausſetzungen und Berechnungen mitgeſprochen. Wir haben unter dem Einfluß einer anderen Ueberzeugung gehandelt.

Wir hoffen noch, daß wir uns nicht getäuſcht haben. Auch wollen wir kein allzu großes Gewicht auf einige vielleicht in Augenblicken der Aufregung oder der Empfindlichkeit geſprochene Worte legen. Es handelt ſich jedoch in dieſer Angelegenheit um zu große, zu mächtige Intereſſen, als daß ich nicht heute ſchon, und ohne weitere Aufklärungen abzuwarten, Sie beauftragen ſollte, dem Cardinal-Staatsſecretair, dem hl. Vater ſelbſt und, wenn Sie es für opportun halten, der Conferenz Vorſtellungen zu machen, deren Lebhaftigkeit natürlich im Verhältniß zu der Schwere der Gefahr ſtehen muß, die ſie abwenden ſollen. Man wird begreifen, daß wir in der Lage, in welcher wir uns befinden, große Pflichten zu erfüllen haben. Wir ſind entſchloſſen, der Erfüllung dieſer Pflichten uns nicht zu entziehen. Verlieren Sie keinen Augenblick, um mich von dem in Kenntniß zu ſetzen, was man auf die dringende Warnung geantwortet hat, zu welcher Ihnen der Text in dieſer Depeſche vorliegt. Es liegt uns daran, ſofort zu wiſſen, worauf wir zu rechnen haben.

gez. Drouyn de Lhuys.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten an Herrn Ferdinand von Lesseps.

Paris, 10. Mai 1849.

Wir haben erfahren, daß der General Oudinot es für seine Pflicht gehalten, einen im Namen des hl. Vaters nach Civita Vecchia geschickten Commissar aufzufordern, seinen Aufenthalt in dieser Stadt nicht zu verlängern, da seine Anwesenheit eine unangenehme Wirkung haben könnte. Die Regierung der Republik billigt diese von einer gesunden Anschauung der Erfordernisse der Lage und von dem, was die Sicherheit unserer Armee erheischt, dictirte Maßregel vollständig.

Solange das Ziel unserer Expedition nicht erreicht ist, können wir nicht gestatten, daß sich außer unserem Einfluß auf dem von uns besetzten Territorium Machtcentren bilden, die selbst unfreiwillig unsere Action lähmen und den Erfolg derselben in Frage stellen können. In diesem Sinne haben Sie von den Vollmachten Gebrauch zu machen, die Ihnen anvertraut sind. Besser wie irgend Jemand werden Sie in der Ausübung dieser Vollmachten mit jener Festigkeit und doch mit den Rücksichten und den Formen handeln, die, soweit als möglich, die Empfindlichkeit schonen, welcher in außerordentlichem Maße Rechnung zu tragen ist.

gez. Drouyn de Lhuys.

Unter dem Eindruck des Votums vom 7. Mai und der Weigerung des Gaëtaer Cabinets, unser Unternehmen zu unterstützen und der römischen Bevölkerung das Versprechen liberaler Institutionen zu geben, sandte der Minister an den General Oudinot folgende telegraphische Depesche, die mich für den Fall, daß meine Ankunft in Italien sich verspätete, überholen sollte.

Paris, 10. Mai (10 Uhr Morgens).

„Lassen Sie die Römer wissen, daß wir uns nicht den Neapolitanern gegen sie anschließen wollen. Setzen Sie die Unterhandlungen in dem Sinne Ihrer Erklärungen fort. Man schickt Ihnen Verstärkungen, warten Sie dieselben ab. Versuchen Sie Rom unter Zustimmung der Einwohner zu betreten. Wenn Sie jedoch gezwungen sind anzugreifen, so darf das nur mit den positivsten Chancen eines Erfolges geschehen."

Ich kam im Hauptquartier von Castel de Guido ein Uhr Morgens an. Sofort bei dem General vorgelassen, den ich infolge seiner Schlappe vor den Mauern Roms krank im Bette fand, las ich ihm aus dem Moniteur, von dem ich ihm ein Exemplar zurückließ, den Bericht über die Nationalversammlung vom 7. vor und theilte ihm meine Instruktionen mit. Er versprach mir seine Mitwirkung bei der Erledigung meiner Mission.

Da er die Feder nicht halten konnte, schrieb ich in seiner Gegenwart und an seiner Stelle an den Grafen Ludolf, den Minister des Auswärtigen des Königs von Neapel, der mit seiner Escorte und der neapolitanischen Armee auf der andern Seite Roms lag, und setzte ihm die Situation auseinander, indem ich meiner Depesche ein Exemplar des Moniteurs vom 8. Mai beifügte.

Da infolge meiner Ankunft gewisse bereits begonnene Operationen modificirt werden mußten, so entsandte der General eiligst Ordonnanzen nach den verschiedensten Richtungen, um zu verhindern, daß Offensiv-Bewegungen, die meine Unterhandlungen stören könnten, ausgeführt würden.

Sobald der Tag anbrach, begab ich mich, begleitet von dem Legationssecretair de la Tour d'Auvergne, nach Rom. Wir hatten einige Mühe, hinein zu kommen. Wir mußten um

einen Theil der Mauer herumgehen, da mehrere Thore verbarrikadirt waren. Auf der ganzen Länge des Weges standen Pfähle, auf welchen in großen Buchstaben der Artikel unserer Constitution stand, nach welchem es uns verboten war, eine fremde Nationalität anzugreifen. Auf den Wällen befindliche Schildwachen schlugen auf uns an. Sobald aber mein auf dem Kutscherbock des Coupés sitzender Diener ein an einem Spazierstock befestigtes weißes Parlamentär-Taschentuch schwenkte, setzten sie ab. Endlich wurde ein Thor geöffnet, und ein junger Officier, der Oberst Medici, der mich kannte, bot mir seine Dienste an und theilte mir mit, daß die Stadt Rom über meine Ankunft sehr glücklich sei. Er ließ mich durch ein Detachement seiner Truppe bis zur Via Condotti begleiten, wo ich im Hôtel d'Allemagne abstieg. Ich hatte mir überlegt, daß es noch nicht zweckmäßig sei, mich in den Palast des französischen Botschafters zu begeben.

Nachdem ich mehrere Besuche empfangen, unter andern auch den des Prinzen Carl Bonaparte, Fürsten von Canino, des Präsidenten der Nationalversammlung, war meine erste Sorge, Folgendes an den Oberkommandirenden zu schreiben:

„In der abwartenden Haltung, in welcher wir uns befinden, scheint es mir besonders wichtig, jede Art Engagement zu vermeiden. Ich sehe eine ganze Stadt in Waffen. Ich finde hier auf den ersten Blick eine zum Widerstand entschlossene Bevölkerung. Man kann ohne jede Uebertreibung mindestens 25,000 sehr ernst zu nehmende Combattanten zählen. Wenn wir mit Gewalt in Rom eindringen, so werden wir nicht bloß über die Leichname einiger fremden Abenteurer schreiten, sondern wir werden auf dem Wahlplatz Bürger, Kaufleute, junge Leute von Familie, kurz alle die Klassen finden, welche die Ordnung und die Gesellschaft in Paris ver-

theidigen... Wir müssen diesem Verhältniß daher Rechnung tragen, dürfen nichts überstürzen, unsere Regierung in nichts engagiren, was dem beim Beginn unserer Expedition proclamirten Ziel, eine Proclamation, die wiederholt werden muß, und dem Willen der Nationalversammlung zuwiderläuft.

„Ich würde auf alle Fälle eine sehr schwere Verantwortung übernehmen, wenn ich nicht Alles aufböte, Sie zu veranlassen, jeden feindseligen Act und alle Demonstrationen, die möglicher Weise einen solchen hervorrufen könnten, bis zu dem Augenblick einzustellen, wo ich Sie gesehen und von dem Stand der Dinge, wie ich ihn kennen gelernt, unterrichtet habe. Sie sind übrigens ganz derselben Ansicht wie ich.

„Ich werde auf alle Fälle erklären, daß unsere Soldaten nicht einen Fuß breit zurückweichen werden. Ihr Verhalten, Ihr Wohlwollen können nur eine ehrenvolle Versöhnung erleichtern. Wir sind stark! Warten wir!"

Mündlich schloß ich zwischen dem General Oudinot und den römischen Behörden eine Einstellung der Feindseligkeiten ab.

Nachdem ich das erreicht, hatte ich mir über die Situation und alle Schwierigkeiten, die ich zu erwarten hatte, selbst Rechenschaft abzulegen. Ich erkannte bald, daß ich in Rom gegen das Vorurtheil einer noch durch die Ereignisse vom 30. April sehr gereizten Bevölkerung sowie gegen die Unmöglichkeit zu kämpfen haben würde, officiell die römische Republik anzuerkennen oder auch nur die Aufrechterhaltung einer Regierung zu versprechen, die sich für ebenso legitim hielt wie die unsere. Ferner war gegen die Verblendung gewisser einflußreicher Personen anzukämpfen, die für den Erfolg ihrer Sache auf eine revolutionäre Bewegung in Paris zählten, ebenso wie viele französische politische Persönlichkeiten, selbst unter den Mitgliedern unseres Ministeriums, an die Existenz einer gemäßigten römischen Partei glaubten, die uns ver-

sprochen, am 30. April die Thore Roms zu öffnen, und die das nächste Mal, wenn wir den Angriff auf die Stadt wiederholten, glücklicher sein würde.

Andererseits hatte ich schon bemerkt, daß die Ungeduld mehrerer Generale, der Wunsch, eine persönliche Schlappe wieder gutzumachen, die fortwährende Hetzerei von Agenten, die an der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten ein Interesse hatten, und die das Echo der wenig klaren Rathschläge war, die den heiligen Vater leiteten, mir im französischen Hauptquartier wenn auch nicht unmittelbar drohende, doch vielleicht hartnäckigere Schwierigkeiten bereiten würden, als die waren, über welche ich in Rom obsiegen sollte.

An Herrn Drouyn de Lhuys gerichtete Depesche.

Rom, 16. Mai 1849.

Herr Minister.

Ich habe Ihnen gestern telegraphisch gemeldet, daß, nachdem ich mich mit dem General Oudinot ins Einvernehmen gesetzt, ich mich in der Begleitung des Herrn de la Tour d'Auvergne nach Rom begeben würde, um mir über die wirklichen Absichten der römischen Bevölkerung Sicherheit zu verschaffen und Ihnen einen genauen Bericht über das Ergebniß meiner Informationen geben zu können.

Zunächst theile ich Ihnen nachstehend mit, was ich noch an demselben Tage an den Oberkommandanten geschrieben:

„In der abwartenden Haltung, in welcher wir uns befinden, scheint es mir besonders wichtig, jede Art Engagement zu vermeiden. Ich sehe eine ganze Stadt in Waffen ... Ich finde auf den ersten Blick eine zum Widerstand entschlossene Bevölkerung. Man kann ohne jede Uebertreibung mindestens 25 000 sehr ernst zu nehmende Combattanten zählen. Wenn wir mit

Gewalt in Rom eindringen, ſo werden wir nicht bloß über die Leichname einiger fremder Abenteurer ſchreiten, ſondern wir werden auf dem Wahlplatz Bürger, Kaufleute, junge Leute von Familie, kurz alle die Klaſſen finden, die die Ordnung und die Geſellſchaft in Paris vertheidigen. Wir müſſen dieſem Verhältniß daher Rechnung tragen, dürfen nichts überſtürzen, unſere Regierung in nichts engagiren, was dem beim Beginn unſerer Expedition proclamirten Ziel, eine Proclamation, die wiederholt werden muß, und dem Willen der Nationalverſammlung zuwiderläuft.

„Ich würde auf alle Fälle eine ſehr ſchwere Verantwortung übernehmen, wenn ich nicht Alles aufböte Sie zu veranlaſſen, jeden feindſeligen Act und alle Demonſtrationen, die möglicher Weiſe einen ſolchen hervorrufen könnten, bis zu dem Augenblicke einzuſtellen, wo ich Sie geſehen und von dem Stand der Dinge, wie ich ihn kennen gelernt, unterrichtet habe. Sie ſind übrigens ganz derſelben Anſicht wie ich.“

„Ich werde auf alle Fälle erklären, daß unſere Soldaten nicht einen Fuß breit zurückweichen werden. Ihr Verhalten, Ihr Wohlwollen können mir eine ehrenvolle Verſöhnung erleichtern. Wir ſind ſtark! Warten wir!“

Herr de la Tour d'Auvergne, hinſichtlich deſſen ich bald zu der mir von Ihnen geäußerten Anſicht gekommen, theilt ganz die Anſchauung, die ich hier auseinanderſetze. Herr von Gerando, ein klarer Kopf, den man mir vor meiner Abreiſe aus Paris im Miniſterium gerühmt, hat mir vollſtändig beſtätigt, wovon ich bereits überzeugt war, daß der Widerſtand ein faſt allgemeiner ſein würde. Wenn ich Ihnen hier von Widerſtand ſpreche, ſo geſchieht es nicht etwa, weil ich nicht überzeugt bin, daß unſere braven Soldaten damit nicht zu Rande kommen würden. Es würde aber Blut auf beiden Seiten in Strömen fließen Das wollen weder Sie noch ich.

Kaum in Rom angekommen, haben mir die Triumvirn den Wunsch zu erkennen gegeben, mich zu sehen. Ich habe ihnen einen Besuch abgestattet und ihnen gesagt, daß ich von meiner Regierung geschickt sei, um die Wahrheit über die Stimmung in der römischen Bevölkerung seit dem 30. April zu erforschen und zu sagen. Ich habe ihnen ferner erklärt, daß unsere Absicht sei, alle nur mit der Würde des Landes und mit der militärischen Ehre vereinbaren Mittel anzuwenden, um einen beklagenswerthen Kampf zwischen Römern und Franzosen zu vermeiden; daß ich nach den Beobachtungen, die ich gemacht und die ich dem General Oudinot mitgetheilt, hoffte Ihnen bald anzeigen zu können, daß jeder feindselige Act oder jede feindselige Demonstration der französischen Armee gegen die Stadt Rom aufhören werde.

Heute Morgen habe ich Herrn de la Tour d'Auvergne in das Hauptquartier geschickt, der dem Obercommandirenden von allen meinen Schritten, allen meinen Erkundigungen Mittheilung gemacht und mir das Versprechen überbracht hat, daß meine Action durch keinerlei feindliche Demonstration beeinträchtigt werden solle. Ich war daher in der Lage, im Namen des Obercommandirenden und in dem meinigen die Versicherung abzugeben, daß die Feindseligkeiten eingestellt werden würden, und zeigte mich bereit, in Unterhandlungen einzutreten.

Ich sprach vertraulich den Gedanken aus, daß es zweckmäßig, wenn die Nationalversammlung sich entschlösse, eine aus ihrer Mitte gewählte Deputation nach dem Hauptquartier zu entsenden, und daß diese Deputation mich aufforderte, mich ihr anzuschließen. Ich habe die Hoffnung, daß dieser Vorschlag angenommen wird. Aus eigener Anschauung kenne ich die Geneigtheit der Triumvirn, des Präsidenten der Nationalversammlung, mehrerer Deputirter und einiger in der Bevölkerung einflußreicher Persönlichkeiten. Der Erfolg scheint mir gesichert und compromittirt

uns nicht, da es ſich nur darum handelt, mit der Executivgewalt einer Regierung zu verhandeln, die wir nicht officiell anzuerkennen brauchen. Ich habe auf dieſen Erfolg mit aller Macht, ohne mir einen Augenblick Ruhe zu gönnen, hingearbeitet. Wenn ich mit einer Deputation der Verſammlung im Hauptquartier eintreffe, ſo wird es ſich darum handeln, ein Arrangement zu treffen. Ich habe ſoeben einen Entwurf verfaßt, von welchem ich Ihnen Abſchrift überſende. Morgen früh werde ich mit dem General Oudinot und wahrſcheinlich mit Herrn d'Harcourt, deſſen Ankunft man mich erhoffen läßt, die Grundzüge desſelben beſprechen. Sie werden, Herr Miniſter, zu ermeſſen wiſſen, ob er die ſo verwickelten Intereſſen, welche wir zu ſchonen haben, mit einander verſöhnt, ob er der Regierung der Republik ihre ganze Freiheit wahrt, um nach ihren eigenen Intereſſen und den neuen Verhältniſſen eine klare und entſchiedene Politik zu befolgen.

Eine Colonne von 12,000 Mann Infanterie, Cavallerie und Artillerie unter dem Befehle Garibaldis iſt heute ausgerückt, um ſich gegen die Neapolitaner zu ſchlagen.

Genehmigen Sie

gez. F. von Leſſeps.

P. S. Ich habe in Begleitung des Herrn de la Tour d'Auvergne in zwei Hospitälern in der Affaire vom 30. April verwundete franzöſiſche Soldaten unſeres Expeditionscorps beſucht. Ihre Zahl beträgt 26. Ich habe ihnen verſprochen, daß ſie wieder zu ihren Kameraden ſtoßen würden, ſobald ſie geheilt ſind. Nirgends könnten ſie übrigens beſſer verpflegt werden. Römiſche Damen aus den erſten Familien leiſten ihnen Tag und Nacht den rührendſten Beiſtand und haben ihre Wohnung in den Hospitälern ſelber aufgeſchlagen. Die Fürſtin Belgioſo ſteht an ihrer Spitze.

Zweite Depesche an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris.

Rom, den 18. Mai 1849.

Herr Minister.

Zwischen dem General Oudinot de Reggio, Herrn d'Harcourt und mir hat eine Conferenz im Hauptquartier stattgefunden. Ich habe meine Depesche No. 1 vorgelesen und erläutert. Meine ersten Schritte sind ebenso wie der Entwurf, der als Grundlage für die Verhandlungen dienen soll, gebilligt worden. Der Entwurf wird jedoch sicherlich Abänderungen in den Details erfahren, die aber den Sinn desselben nicht ändern werden.

Bei meiner Rückkehr nach Rom erfuhr ich, die Nationalversammlung habe einstimmig beschlossen, daß drei Mitglieder für die Commission ernannt werden sollten. Es erhielten die Herren Sturbinetti 135, Audinot aus Bologna 100 und Cernuschi, ein Mailänder, 67 Stimmen. Der Letztere, welcher wie die beiden andern eine sehr gute Wahl gewesen wäre, hat in zarter Rücksichtnahme nicht angenommen; es scheint mir übrigens, daß es in der That besser, wenn die Deputation aus Italienern des Kirchenstaates besteht. An seiner Stelle ist in heutiger Sitzung Herr Agostini ernannt worden.

Vor der Sitzung, welche der Abstimmung voranging, befanden sich in meinem Salon mehrere Personen, unter andern der Deputirte Charles Bonaparte, der präsidiren sollte. Man versuchte einen Unterschied zwischen meinen Absichten und denen meiner Regierung und des General Oudinot zu construiren und man fragte mich, wie es möglich sein würde das Vorurtheil zu zerstören, welches in dieser Hinsicht in der römischen Bevölkerung existirt. Ich sagte ihnen darauf, daß

nichts leichter ſei, da Sie mir unter dem 10. geſchrieben, wie Sie Ihre Billigung dem Verhalten des General Oudinot zu theil werden ließen, der einen Abgeſandten des hl. Vaters aus Civita Vecchia fortgeſchickt, deſſen Gegenwart eine ärgerliche Wirkung hervorgebracht und der unſere Action beeinträchtigte. Ich brauche Sie nicht erſt zu verſichern, Herr Miniſter, daß ich nur ſagte, was ich zu ſagen gezwungen, um aus dieſem gefährlichen Engpaß, der gefährlichſte vielleicht, in welchen wir uns ſeit langer Zeit begeben, wieder herauszukommen, daß ich übrigens aber aller Welt gegenüber ſehr reſervirt bin, und daß, wenn ich die Leute aller Parteien, aller Stände, aller Nationen anhöre, die von 5 Uhr Morgens bis zur Mitternacht zu mir kommen und natürlich freundlich aufgenommen werden, dies nur geſchieht, um mich ſo gut wie möglich der mir von Ihnen anvertrauten Miſſion zu entledigen.

Morgen werden wahrſcheinlich die Unterhandlungen ihren Anfang nehmen. Ich gehe nach dem Hauptquartier, um den Obercommandirenden, mit welchem ich in Beziehungen ſtehe, deren ich von vornherein bei ſeinem Patriotismus und der Loyalität ſeines Charakters ſicher war, darauf vorzubereiten. Ich verfehle nicht, mich mit ihm über Alles zu verſtändigen, was ſich auf unſere gemeinſamen Inſtructionen bezieht.

Herr von Forbin-Janſon wird Ueberbringer dieſer wie der vorhergehenden Depeſche ſein. Herr d'Harcourt hat ihn ermächtigt, ſich zu Ihnen zu begeben, um über Alles, was er geſehen hat, wie über die gegenwärtige Lage Roms Aufſchlüſſe zu geben, die uns von Nutzen ſein können.

Ich hatte Herrn Mazzini gebeten, mir eine Note über die Art, wie er die gegenwärtige Lage Roms auffaſſe, zuzuſtellen. Er iſt meinem Wunſche ſchleunigſt nachgekommen. Ich

beehre mich, Ihnen eine Abschrift seines Briefes zu übersenden, den Sie zweifellos sehr beachtenswerth finden werden.

Genehmigen Sie

F. von Lesseps.

Anlage zur Depesche No. 2.

Mein Herr.

Sie haben mich um einige Noten über die gegenwärtige Lage der römischen Republik ersucht. Ich werde sie Ihnen mit dem Freimuth schildern, der bei mir seit zwanzig Jahren politischen Lebens zur unverletzlichen Regel geworden. Wir haben nichts zu verbergen, nichts zu verheimlichen. Wir sind in der letzten Zeit in seltsamer Weise in Europa verleumdet worden; wir haben aber stets zu denen, bei welchen man uns verleumdete, gesagt: Kommt und seht. Sie sind jetzt hier, um das Thatsächliche der Anklagen zu untersuchen. Thun Sie das. Sie können Ihre Mission in voller und ganzer Freiheit erfüllen. Wir haben dieselbe mit Freude begrüßt, denn sie ist unsere Bürgschaft.

Frankreich wird uns zweifellos nicht das Recht streitig machen, uns zu regieren, wie wir wollen, das Recht, sozusagen aus dem Innersten des Landes den Gedanken herauszuschälen, der sein Leben regelt, und ihn zur Grundlage unserer Institutionen zu machen. Frankreich kann uns nur sagen: „Wenn ich eure Unabhängigkeit anerkenne, so will ich damit den freien und spontanen Willen der Majorität anerkennen. Mit den europäischen Mächten verbunden und den Frieden suchend, könnte ich, wenn es wahr wäre, daß eine Minorität sich bei euch den nationalen Tendenzen entgegenstellte, wenn es wahr wäre, daß die gegenwärtige Form eurer Regierung nur der launenhafte Gedanke einer Partei wäre, die sich dem Wunsche der All-

gemeinheit untergeordnet hat, es nicht gleichgiltig mit anſehen, daß der Friede Europas durch die Ausſchreitungen und die Anarchie, die nothwendiger Weiſe eine Parteiregierung charakteriſiren müſſen, fortwährend gefährdet wird.

Wir geſtehen dieſes Recht Frankreich zu, denn wir glauben an die Solidarität der Regierungen für das Gute. Aber wir behaupten, daß, wenn jemals eine Regierung aus dem Willen der Majorität hervorgegangen und durch ſie getragen wird, dieſes die unſrige iſt.

Die Republik iſt bei uns von einer aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangenen Verſammlung eingeſetzt worden. Ueberall iſt ſie mit Enthuſiasmus begrüßt worden. Nirgends iſt ſie auf Widerſtand geſtoßen.

Und bemerken Sie wohl, daß niemals die Oppoſition ſo leicht, ſo wenig gefährlich, ich möchte faſt ſagen ſo herausgefordert war, wenn auch nicht durch Acte, ſo doch durch die außerordentlich ungünſtigen Umſtände, in welchen ſie ſich gleich von Anfang an befand.

Die Gewalt ging aus einer langen Anarchie von Gewalten hervor, die von der innerſten Organiſation der verfloſſenen Regierung unzertrennlich war.

Die von jeder großen Umwälzung unzertrennliche und gleichzeitig ſowohl durch die Kriſen der italieniſchen Frage wie durch die Bemühungen der Rückſchrittspartei genährte Agitation hatte die Gewalt in eine fieberhafte Erregung verſetzt, welche ſie jedem kühnen Verſuch, jedem Appell an die Intereſſen und an die Leidenſchaften zugänglich machte. Wir hatten keine Armee, keine Repreſſivmacht.

Infolge der früheren Verſchwendung waren unſere Finanzen verarmt, erſchöpft. Die religiöſe Frage konnte, wenn ſie von geſchickten und intereſſirten Händen in die Hand genommen

wurde, als Vorwand bei einer Bevölkerung dienen, die von Natur sanft und strebsam, aber wenig aufgeklärt ist.

Dennoch aber, sobald das republikanische Princip proclamirt war, trat eine unbestreitbare Thatsache ein: Ordnung. Die Geschichte der päpstlichen Regierung zählt nicht ihre Aufstände. Nicht ein einziger Aufstand fand unter der Republik statt. Der Ermordung Rossis, einem beklagenswerthen, aber vereinzelten Factum, das von aller Welt gemißbilligt und verurtheilt wurde, und das vielleicht durch ein unvorsichtiges Verhalten hervorgerufen, dessen Ursprung jedenfalls aber unbekannt geblieben ist, folgte die vollendetste Ordnung.

Die finanzielle Krise hatte ihren höchsten Gipfel erreicht. Es gab einen Augenblick, wo das Papiergeld der Republik infolge unwürdiger Manöver nur zu 41 oder 42% discontirt werden konnte. Die Haltung der italienischen und europäischen Regierungen wurde immer feindseliger. Alles, materielle Schwierigkeiten und politische Isolirtheit ertrug das Volk mit Ruhe. Es hatte den Glauben an die Zukunft, die aus dem ausgerufenen neuen Princip entstehen würde. Infolge verkappter Drohungen, besonders aber des Mangels an politischer Gewöhnung hatte eine Anzahl Wähler nicht zur Bildung der Nationalversammlung beigetragen. Dieses Factum schien den Ausdruck des allgemeinen Willens abzuschwächen. Eine zweite charakteristische, bedeutungsvolle Thatsache zerstreute in gründlicher Weise den Zweifel, der vielleicht hätte herrschen können. Kurze Zeit vor Einsetzung des Triumvirats fand die Neuwahl der Stadtvertretung statt. Alle Welt stimmte. Ueberall und immer deckt sich das städtische Element mit dem conservativen Element des Staates. Bei uns fürchtete man einen Augenblick, daß das Rückschrittselement siegen würde. Nun, das Gewitter war losgebrochen, die Intervention war eingeleitet; man hätte glauben mögen, die Republik habe nur noch einige Tage zu

leben, und gerade dieſen Augenblick wählten die Municipalitäten, um einen Beweis ihrer freien Zuſtimmung zu der gewählten Regierungsform zu geben. Während der erſten vierzehn Tage dieſes Monats geſellten ſich zu den Adreſſen der Clubs und der Commandanten der Nationalgarde, mit Ausnahme von zweien oder dreien, die der ſämmtlichen Municipalitäten. Ich beehre mich, eine Liſte derſelben hier beizufügen. Sie legen alle von einer aufrichtigen Ergebenheit für die Republik und von der tiefen Ueberzeugung Zeugniß ab, daß es unmöglich und unverträglich, auf einen Kopf die beiden Gewalten zu vereinen. Es iſt das, ich wiederhole es, eine entſcheidende Thatſache. Es iſt ein zweiter legaler Beweis, der den erſten in der abſoluteſten Weiſe ergänzt und unſer Recht conſtatirt.

Inmitten der Kriſe, angeſichts der franzöſiſchen, öſterreichiſchen und neapolitaniſchen Invaſion haben ſich unſere Finanzen verbeſſert, unſer Credit erholt. Auf unſer Papiergeld zahlt man nur noch 12% Disconto. Unſere Armee wächſt jeden Tag, und die geſammte Bevölkerung iſt bereit ſich hinter derſelben zu erheben. Sie ſehen Rom, mein Herr, und Sie kennen den heroiſchen Kampf, den Bologna kämpfte. Ich ſchreibe dieſe Zeilen in der Nacht, inmitten tiefſter Ruhe. Die Garniſon hat die Stadt geſtern verlaſſen. Und vor der Ankunft neuer Truppen waren um Mitternacht unſere Thore, unſere Mauern und unſere Barrikaden auf ein einziges von Mund zu Mund gehendes Wort ohne Lärm, ohne Prahlerei durch das Volk in Waffen beſetzt.

Im Grunde des Herzens dieſes Volkes ruht ein unumſtößlicher Beſchluß: Abſchaffung der in dem Papſte vertretenen weltlichen Macht, der Haß gegen die Regierung der Prieſter, unter welch gemilderter, verſteckter Form ſie auch vorgeſchlagen werden mag. Ich ſage der Haß, aber nicht gegen die Menſchen, ſondern gegen die Regierung. Gegen die Individuen hat ſich

unser Volk, Gott sei Dank, seit Einsetzung der Republik stets großmüthig gezeigt; der Gedanke allein aber an eine klerikale Regierung, an den König-Papst läßt es erschaudern. Es wird mit Erbitterung gegen jeden Plan einer Restauration kämpfen und sich eher dem Schisma in die Arme werfen, als eine solche ertragen.

Als diese beiden Fragen in der Nationalversammlung aufgeworfen wurden, äußerten einige furchtsame Mitglieder die Ansicht, daß die Proclamation der republikanischen Regierungsform voreilig, ja gegenüber der gegenwärtigen europäischen Organisation gefährlich sei. Nicht ein Einziger aber hat für die Aufhebung derselben gestimmt. Rechte und Linke waren eins. Es gab nur Eine Stimme: die weltliche Macht des Papstthums ist auf ewig abgeschafft.

Was kann man mit einem solchen Volke thun? Giebt es eine freisinnige Regierung, die, ohne ein Verbrechen zu begehen, ohne sich in Widerspruch mit sich selbst zu setzen, sich das Recht anmaßen kann, dasselbe zu einer Rückkehr zur Vergangenheit zu zwingen?

Die Rückkehr zur Vergangenheit, bedenken Sie das wohl, mein Herr, ist die organisirte Unordnung; ist der aufs neue beginnende Kampf der geheimen Gesellschaften, die mitten in Italien hineingeworfene Anarchie, die Reaction, die dem Herzen eines Volkes eingeimpfte Rache, das nichts sehnlicher gewünscht hat, als zu vergessen; ist ein im Herzen Europas ständig glimmender Kriegsbrand, das Programm der extremen Parteien, die die Regierung republikanischer Ordnung ersetzen, deren Organe wir heute sind.

Frankreich kann das nicht wollen, auch seine Regierung nicht, noch ein Neffe Napoleons. Das kann namentlich nicht angesichts des doppelten Einfalles der Neapolitaner und der Oesterreicher der Fall sein.

Es läge heute in der Verfolgung eines feindlichen Vorhabens etwas, was an das häßliche Concert von 1772 gegen Polen erinnerte.

Die Verwirklichung eines solchen Planes wäre außerdem nicht möglich, da nur auf Cadaverhaufen und auf den Trümmern unserer Stadt das durch den Willen des Volkes gestürzte Banner sich wieder erheben könnte.

Ich werde mich beehren Ihnen, mein Herr, morgen oder übermorgen einige weitere Erwägungen über die Frage vorzulegen.

Ihr sehr ergebener

gez. Joseph Mazzini.

Privatim.

Herr Mazzini an Herrn von Lesseps.

Rom, den 17. Mai 1849.

Auf Befehl des Generals wurden die die gewöhnliche Correspondenz befördernden Couriere, sobald sie die Porta angelica verlassen, von den Franzosen zurückgetrieben.

Was bedeutet das Aufhören der Feindseligkeiten dann, wenn wir weiter cernirt und in Allem behindert sind, was uns dazu dienen kann, die Provinz zu informiren und unsere Vertheidigungsmittel gegen die Oesterreicher und die Neapolitaner vorzubereiten? Was muß das für einen Eindruck auf unsere Bevölkerung machen? Müßte sie nicht glauben, daß das Wort Waffenstillstand für uns ein sinnloses Wort ist. Dieser Zustand der Dinge kann nicht länger dauern. Bedenken Sie doch, daß man in unser Territorium eingefallen und wir uns vertheidigen müssen. Die Couriere sind an der Brücke

Aqua Traverſa feſtgenommen worden. Suchen Sie hier Abhilfe zu ſchaffen. Ich kenne das Land. Ich weiß, daß jede Verhandlung unmöglich ſein würde, wenn dieſe Lage der Dinge andauert.

gez. Joſeph Mazzini.

Herr von Leſſeps an Herrn Mazzini.

Rom, 18. Mai — 10 Uhr Morgens.

Ich habe erſt ſehr ſpät bei meiner Rückkehr Ihr Billet gefunden. Der Zwiſchenfall bezüglich der Couriere wird ſofort arrangirt werden.

Man könnte aus einigen geſtern in der Kammer geſprochenen Worten ſchließen, daß man einen Unterſchied zwiſchen dem Verhalten und den Abſichten meiner Regierung macht. Ich muß die Loyalität haben, Ihnen von vornherein zu erklären, daß wenn die Gewalten, mit welchen wir verhandeln ſollen, ſolche Gedanken hegen, oder als nothwendige Folge ſei es gegen den Präſidenten der Republik, gegen die Miniſter, die mich nach Rom geſchickt haben, oder gegen den ehrenwerthen und tapferen General Oudinot ein ſolche Sprache führten, jede Unterhandlung ſofort abgebrochen werden würde.

Man hat meine Regierung bezichtigt, einen Hintergedanken zu haben. Wenn ſie einen ſolchen hätte, würde ſie mich nicht mit einer Miſſion der Humanität und der Wahrheit beauftragt haben, die ich mit Hingabe bis zum letzten Augenblick zu erfüllen gedenke, und für die, wie ich das bereits erprobt habe, ich auf Ihre hohe Einſicht zählen kann. Ich zweifele daher keinen Augenblick, daß wir Alles glücklich zu Ende führen werden, da das Reſultat, welches wir ſuchen, bei hellem Tageslichte gezeigt werden kann.

Ich habe Ihre Note an Drouyn de Lhuys geſchickt. Ich danke Ihnen dafür.

F. de Leſſeps.

P. S. Ich ermächtige Sie, von meinem Briefe jeden beliebigen Gebrauch zu machen.

Dritter Bericht an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

Rom, den 22. Mai 1849.

Herr de la Tour d'Auvergne, den ich nach Paris ſende und den ich mir ſofort zurückzuſchicken bitte, wird die nöthigen Aufklärungen geben, die mir unter den gegenwärtigen Umſtänden unerläßlich ſcheinen, um danach unſere Politik zu geſtalten. Es iſt unmöglich Ihnen dieſe Aufklärungen in meiner Correſpondenz zu geben, denn in dieſem Augenblicke iſt meine Rolle einzig und allein eine Rolle des Handelns und läßt mir zu ſchriftlicher Arbeit wenig Zeit übrig. Die hierbei folgenden Schriftſtücke bilden die Grundlagen der Mittheilungen, die Ihnen Herr de la Tour d'Auvergne zu machen in der Lage iſt. Ich habe zu ihm das vollſte Vertrauen, und ich hätte nicht leicht einen Agenten des Departements finden können, der geeigneter zu meinem Beiſtande wäre. Die Documente, welche er Ihnen überbringen wird, ſind folgende:

1. Entwurf eines Arrangements in der Geſtalt, wie derſelbe infolge der Discuſſionen, die mit den Commiſſären der römiſchen Nationalverſammlung gepflogen worden, abgeändert wurde.

2. Eine den römiſchen Commiſſären übergebene erläuternde Note, welche die Stelle eines Protokolles der Conferenz vertritt.

3. Ein Brief, der mir am 19. von den Mitgliedern des Triumvirats zugegangen.

4. Abschrift der am 21. Mai zwischen mir und dem General Oudinot gewechselten Privatbriefe.

5. Auszug aus der Correspondenz mit Mazzini.

6. Ein Brief des ersten Adjutanten des Obercommandirenden, Commandanten Espivent, und ein Brief des Generals Oudinot hinsichtlich eines den Hospitälern Roms in dankbarer Anerkennung für die den in der Affaire vom 30. April verwundeten Soldaten zutheil gewordene Fürsorge angebotenen Ambulanzwagens.

7. Eine an das Triumvirat gerichtete Note.

8. Eine der römischen Nationalversammlung und dem Triumvirat mitgetheilte Collectiv-Erklärung.

9. Die Antwort des Triumvirats.

Aus den beiden letzten Documenten folgt, daß die unseren Interessen am meisten entsprechende Behandlung der Angelegenheit die ist, die Anschauungen der römischen Bevölkerung, welche unserem Arrangements-Entwurf günstig gestimmt zu sein scheint, zum Ausdruck gelangen zu lassen, um die Männer, die sie regieren, auf eine richtige Beurtheilung ihrer Interessen hinzuleiten. Ich habe geglaubt bei dem General darauf dringen zu sollen, daß die Einstellung der Feindseligkeiten fortdauere, um der Regierung die nöthige Zeit zu lassen, klar zu sehen und sich auf Grund von Informationen zu entschließen, auf deren Richtigkeit sie rechnen kann.

Welches aber auch die Lösung sei, so glaube ich nicht, daß unser Expeditionscorps mit Rücksicht auf die Ausdehnung der Vertheidigungsarbeiten und die allgemeine Bewaffnung der Stadt genügt. Nachdem ich mich sehr genau mit dem Obercommandirenden unserer Armee ins Einvernehmen gesetzt, nachdem ich mir die Stadt mit seinem ersten Adjutanten Herrn Espivent, der seit zwei Tagen zu meiner Disposition hier ist, angesehen,

habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Entſendung von 20,000 Mann aus Marſeille oder Toulon dringend nothwendig iſt. Die Ziffer iſt nicht übertrieben. In der Vorausſetzung eines Arrangements mit Rom und des freundſchaftlichen Einzuges unſerer Truppen wäre es wünſchenswerth, daß unſere Verſtärkungen ſchon vor dieſem Arrangement unterwegs wären, das zu überſtürzen ich keinen Grund ſehe.

Wenn wir neue Soldaten nach der Occupation Roms heranzögen, um etwa ſich einſtellenden inneren Schwierigkeiten vorzubeugen, ſo könnte dieſes Aufgebot bei einer Bevölkerung, die uns als Freunde empfangen hat, möglicher Weiſe zu einer Vermehrung der Schwierigkeiten beitragen. Wenn wir aber ſehr ſtark ſind, ohne etwas Definitives zu unternehmen, ſo wird man, ohne daß Leute abfallen, viel ſchneller zu ſtande kommen. Man wird die Schwierigkeiten vermeiden und wir werden unſere Truppen früher nach Frankreich zurückkehren laſſen können. Es iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß die Vergrößerung und die Concentration der franzöſiſchen Armee in Civita Vecchia und Rom, nicht unſere inneren Streitkräfte ſchwächen, denn an dem Tage, wo unſere Fahne in Italien ſtolz weht, werden wir keine Revolten mehr zu unterdrücken haben. Auf alle Fälle iſt Eins zu berückſichtigen, daß wir es nicht mehr mit Soldaten des Papſtes, ſondern mit römiſchen Soldaten zu thun haben.

Ich bin der Anſicht, daß der General Oudinot bleibt; aber ſchicken Sie ihm vor allem kein weiteres Belagerungsmaterial. Was er braucht, ſind Truppen; haben wir ſie, ſo wird Oeſterreich ſich hüten gegen uns vorzugehen, während Belagerungsmaterial uns den Anſchein giebt, als ob wir Rom vernichten wollten, wozu ich unter keinen Umſtänden die Hand bieten würde. Sollten die Abſichten der Regierung nicht meiner Interpretation entſprechen, ſo zögere ich keinen Augenblick Sie

zu bitten, mich abzuberufen, denn wenn ich nicht meine Actionsfreiheit haben und mich inmitten einer äußerſt verwickelten Kriſe nach den gerade vorliegenden Verhältniſſen entſchließen kann, ſo wäre meine Stellung nicht mehr haltbar. Ich werde alſo ohne Zaudern und trotz aller materiellen und perſönlichen Hinderniſſe bis zu dem Augenblicke zu handeln fortfahren, wo Herr de la Tour d'Auvergne mündlich Ihnen die Einzelheiten mitgetheilt hat, die ich Ihnen ſchriftlich unmöglich zu übermitteln vermag, und bis Sie mich am Tage ſeiner Ankunft durch den Telegraphen durch ein einfaches „Ja" oder „Nein" benachrichtigt haben, ob ich mich mit Ihnen in Uebereinſtimmung befinde.

In ganz beſtimmter Abſicht habe ich den Artikel 3 des Arrangement-Projectes geändert. Ich habe ihn auf ſeinen einfachſten Ausdruck zurückzuführen geſucht, indem ich alles das daraus ſtrich, was nicht zu der augenblicklichen Frage gehörte. Ich war hierbei bemüht, die mir bezeichneten Klippen zu vermeiden, nämlich die, die römiſche Republik anzuerkennen und die Empfindlichkeit in Gaëta durch eine Anſpielung auf den zwiſchen dem hl. Vater und den Freiheiten Roms beſtehenden Conflict zu wecken. Nach reiflicher Prüfung bin ich zu der Anſicht gekommen, daß, wenn wir dieſen Artikel, ſo wie er war, aufrechterhielten, unſere Verſöhnungsverſuche von Anfang an unmöglich werden würden.

gez. F. von Leſſeps.

P. S. Ich komme aus dem Hauptquartier. Ich habe Herrn d'Harcourt dieſe Depeſche vorgeleſen. Er proteſtirt gegen die Unthätigkeit der Armee, ohne ſich jedoch der Durchführung meiner vom General Oudinot angenommenen Anſicht zu widerſetzen. Ich gehe immer weiter vorwärts. Sie werden beurtheilen, wer von uns Beiden Recht hat. Wir ſtehen übrigens

auf dem freundschaftlichsten Fuße, ja sind fast im herzlichsten Einverständniß.

Nachdem ich mich am 16. Mai mit dem General Oudinot vorher verständigt, habe ich folgendes von Herrn d'Harcourt gebilligte Project redigirt, welches ich dem Ministerium mit der Bemerkung übersandte, daß es gewiß Abänderungen erfahren werde.

Artikel 1. Die französische Armee wird in keinerlei Weise mehr die Freiheit des Verkehrs Roms mit den übrigen römischen Staaten einschränken.

Art. 2. Rom wird die französische Armee wie eine befreundete Armee aufnehmen.

Art. 3. Die gegenwärtige Executivgewalt stellt ihre Functionen ein. Sie wird durch eine provisorische aus römischen, von der römischen Nationalversammlung bezeichneten Bürgern bestehende Regierung so lange ersetzt, bis die Bevölkerung berufen worden, ihre Wünsche zu erkennen zu geben, und der Senat sich über die Form der Regierung, die sie regieren soll, und über die Bürgschaften ausgesprochen, die dem Katholicismus und dem Papstthum zu gewähren sind.

Gleich bei meiner ersten Conferenz mit den römischen Behörden erkannte ich, daß dieses Project nicht einmal ohne Schwierigkeit discutirt werden konnte und daß der Art. 3 bezüglich der Entlassung der Executivgewalt zu endlosen Debatten Veranlassung geben würde. Diese vom Obercommandirenden lebhaft gewünschte Clausel schien mir übrigens nirgends weder in meinen Instructionen, noch in der Rede des Herrn Drouyn de Lhuys zu liegen, der in der Sitzung vom 7. die Opposition herausgefordert hatte, ihm den Beweis irgend welcher an die Regierung gerichteten Aufforderung, die Gewalt niederzulegen, zu erbringen. Die erste vom General Oudinot er-

lassene Proclamation, die, wie wir gesehen haben, vom Minister selbst redigirt war, war in dieser Hinsicht übrigens sehr klar, da es darin hieß: Wir werden uns mit den bestehenden Behörden ins Einvernehmen setzen, damit unsere augenblickliche Occupation euch keinerlei Zwang auferlegt. Ich sagte mir außerdem, nachdem ich mich über die thatsächliche Stimmung informirt hatte, daß, da meine Mission eine specielle war und sich nur auf eine Versöhnung der französischen Armee und der römischen Bevölkerung erstreckte, es vorsichtig sei, die auf den hl. Vater bezüglichen Fragen in ihrer Gesammtheit bestehen zu lassen und weder seine geheiligte Person noch den Katholicismus in eine öffentliche Discussion zu mengen, deren Sprünge man nicht voraussehen konnte. Es war daher politischer, diese Discussionen in den Kreis eines nur theilweisen vorläufigen Arrangements einzuschließen, das aber für die allgemeinen Verhandlungen unentbehrlich, die später zwischen den verschiedenen Regierungen stattfinden würden.

Eine neue Redaction wurde daher zwischen dem General Oudinot und mir verabredet. Die von der römischen constituirenden Versammlung erwählten drei Commissare wurden beauftragt, dieselbe mit uns zu discutiren. Sie suchten mich auf; da sie mir aber mittheilten, daß die Nationalversammlung ihnen keine andern Befugnisse ertheilt, als zu hören und zu berichten, schien es mir wenig angezeigt, mit ihnen Conferenzen im Hauptquartier abzuhalten. Sie wurden infolgedessen einfach beauftragt, der Nationalversammlung die nachstehenden drei Vorschläge zu unterbreiten:

Artikel 1. Die römischen Staaten rufen den brüderlichen Schutz der französischen Republik an.

Art. 2. Die römische Bevölkerung hat das Recht, sich frei über ihre Regierungsform auszusprechen.

Art. 3. Rom wird die franzöſiſche Armee wie eine befreundete Armee aufnehmen. Die franzöſiſchen Truppen werden gemeinſchaftlich mit den römiſchen den Dienſt der Stadt verſehen. Die römiſchen Behörden functioniren in dem Kreis ihrer geſetzlichen Befugniſſe weiter.

Der erſte Entwurf ſprach nicht von der Occupation Roms durch die franzöſiſche Armee; der zweite erwähnte dieſelbe aber ausdrücklich, und zwar auf Grund des mir vom General Oudinot und von Herrn d'Harcourt zu erkennen gegebenen Wunſches. Obwohl die militäriſche Occupation Roms durch die franzöſiſche Armee nicht meiner Meinung entſprach, aus Gründen, die ich ſpäter auseinanderſetzen werde, wollte ich mich doch nicht weigern, dieſelbe trotz der Befürchtung zu verlangen, daß der Vorſchlag nicht angenommen werden würde, und um mich nicht von Perſonen zu trennen, mit denen ich ein Einvernehmen erſtrebte. Auf dieſe Weiſe gelangte ich auch dazu, vorzuſchlagen, daß der Dienſt der Hauptſtadt von unſeren Truppen gemeinſam mit den römiſchen Truppen gethan werden ſollte, obwohl wir ſchon das gerade nicht ermuthigende und zu einem Beharren in dieſem Syſtem wenig einladende Beiſpiel Civita Vecchias vor uns hatten.

Das Triumvirat benachrichtigte mich durch eine Note vom 19., daß unſere Vorſchläge nicht angenommen werden könnten, da man darin nicht hinreichende Bürgſchaften für die Freiheit und Unabhängigkeit der römiſchen Staaten finde und die militäriſche Occupation Roms in dieſem Augenblicke im Gegenſatz zu der Volksmeinung ſtehe. Man erklärte gleichzeitig, daß die Belagerungsoperationen und die von der franzöſiſchen Armee fortgeſetzte immer engere Einſchließung des Platzes, die im Widerſpruch zu der Bedeutung eines Waffenſtillſtandes ſtänden, nicht wenig auf die Entſcheidung der Nationalverſammlung eingewirkt hätten.

Zum Schluß zeigte man für den nächsten Tag die Ueberſendung eines Gegenvorſchlages an, von welchem man ein Arrangement erhoffe.

Nachdem dieſer Gegenvorſchlag mir am 22. noch nicht zugegangen, notificirte ich den römiſchen Behörden, im Einverſtändniß mit dem General Oudinot, daß wir unſere Verſöhnungsmittel für erſchöpft hielten, und begleiteten unſere Note mit einer Erklärung des Abbruchs der Verhandlungen. Doch verpflichteten wir uns, acht Tage vorher die Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten anzuzeigen. Ich hatte mir mit dem General Oudinot ausgerechnet, daß es dieſer Friſt bedurfte, um wenigſtens mittelſt des Telegraphen eine Antwort auf meine erſten Depeſchen zu erhalten.

Noch an demſelben Tage, am 22., erwiderte mir die römiſche Executivgewalt, daß, wenn der angemeldete Gegenvorſchlag mir nicht officiell übergeben worden, dies nicht geſchehen, weil während der beiden letzten Tage neue Verhandlungsbahnen der Gegenſtand mündlicher Erörterung zwiſchen dem Präſidenten der römiſchen Nationalverſammlung, dem General Oudinot und dem Geſandten der Vereinigten Staaten geworden. Ich erkundigte mich ſofort bei dem Obercommandirenden nach der Wahrheit dieſer Behauptung und erhielt darauf umgehend folgenden Brief:

„Der Botſchafter der Vereinigten Staaten (Herr Caß, der Sohn des Generals) iſt geſtern in mein Hauptquartier gekommen und hat mir den Wunſch ausgedrückt, in nicht officieller Weiſe dazu beizutragen, der römiſchen Regierung begreiflich zu machen, daß es nothwendig ſei, der auf der römiſchen Bevölkerung laſtenden Bedrängniß ein Ende zu machen. Ich habe dem Botſchafter der Vereinigten Staaten erwidert, daß ich mich ſeinem Wunſche anſchlöſſe, daß ich den Frieden dem Krieg vorzöge, aber daß ich vor allem eine ſofortige Löſung forderte. Ich habe hinzugefügt, daß, wenn man uns zum Kriege zwänge, der

Erfolg nicht zweifelhaft ſein könne. Ich habe übrigens den Herrn Botſchafter keineswegs ermächtigt, Vorſchläge in meinem Namen zu machen. Ich ſammle gern als Information die individuellen Anſichten. Ausſchließlich aber nach einer Vereinbarung mit Ihnen gebe ich in Rom die Abmachungen bekannt, die ich mit den Rechten und der Würde meines Landes für verträglich halte."

Der General Oudinot bedauerte ſehr, daß der Schritt des Herrn Caß, welchem er keine Bedeutung beigelegt, als Entſchuldigung für die Verſpätung der Antwort der Triumvirn auf mein Ultimatum gedient hatte. Er erinnerte ſich, daß der amerikaniſche Agent ihm in der That ein Papier zurückgelaſſen, welches er kaum geleſen hatte. Das Papier wurde mir übergeben. Es enthielt die nachſtehenden Vorſchläge:

Artikel 1. Die römiſche Republik, welche die Beſchlüſſe der franzöſiſchen Nationalverſammlung annimmt, die zur Entſendung von Truppen ermächtigen, um eine fremde Intervention zu verhindern, wird für die Unterſtützung, welche ſie erhält, dankbar ſein.

Art. 2. Die römiſche Bevölkerung hat das Recht, ſich frei über ihre Regierungsform auszuſprechen, und die franzöſiſche Republik, welche dasſelbe niemals in Zweifel gezogen, wird es feierlich anerkennen, wenn die durch die Nationalverſammlung votirte Verfaſſung durch eine allgemeine Abſtimmung ſanctionirt worden iſt.

Art. 3. Rom wird die franzöſiſchen Soldaten wie Brüder aufnehmen; aber die Truppen dürfen es nur dann beſetzen, wenn bei einer ſchweren Bedrohung die Regierung der Republik hierum erſucht. Die Civil- und Militärbehörden der römiſchen Republik werden in dem Kreis ihrer geſetzlichen Befugniſſe weiter functioniren. Die franzöſiſche Republik gewährleiſtet ganz ſpeciell

das Recht, welches sie der constituirenden Versammlung zuerkennt, die Verfassung der Republik zu beenden und ins Werk zu setzen.

Dies Project war ganz aus der Hand Charles Bonapartes, des Vicepräsidenten der römischen Nationalversammlung, der mir später ein zweites Exemplar aushändigte. In dasjenige, welches dem General Oudinot von Herrn Caß übergeben worden, war ein vierter Artikel aufgenommen, worin die Rede davon war, ihn als Minister der Vereinigten Staaten an der Unterzeichnung mitwirken zu lassen.

Man wird begreifen, daß ich mich angesichts meiner Instructionen enthalten habe, Vorschläge zu discutiren, in denen fast in jeder Linie von der römischen Republik die Rede war, die ich beauftragt war nicht anzuerkennen. Ich konnte sie nicht einmal zum Gegenstand einer schriftlichen Mittheilung machen.

Dieser Zwischenfall legte mir die Vermuthung nahe, daß die römische Executivgewalt, als sie mich entschlossen sah, unentwegt die Richtungslinie zu verfolgen, die ich von Anfang an angenommen, versuchen würde, ohne mich auf den Obercommandirenden einzuwirken. Andererseits wußte ich, daß eine Partei, die wenig Vertrauen zu den Absichten Frankreichs hatte, und die geneigt war, alle Versöhnungsversuche zurückzuweisen, mich in den Augen der römischen Bevölkerung als ein Hinderniß, als eine Ursache der Wirren hinzustellen suchte. Man sagte laut in den Clubs, ich sei ein neuer Rossi. Die von den Führern dieser Clique bei einigen Fanatikern hervorgerufene Aufregung war die Ursache einer scandalösen Scene, welche eine französische Gesellschaft auf der französischen Botschaft störte. Drei Männer in der Uniform der römischen Nationalgarde, wüthend darüber, mich hier nicht getroffen und ihren Anschlag gegen mich nicht zur Ausführung gebracht zu haben, provocirten auf alle Weise

den mit meiner Stellvertretung betrauten erſten Secretär meiner Miſſion, Herrn de la Tour d'Auvergne.

Die Klage, die ich gegen ſie führte, wurde zuerſt mit wenig Eifer von den römiſchen Behörden verfolgt. Ich muß allerdings hinzufügen, daß ſie von den verbrecheriſchen Abſichten, die mir im Geheimen mitgetheilt worden waren, keine Kenntniß hatten. Erſt am folgenden Tage nach der Entdeckung eines zweiten Verſuches und nachdem ſie die Einzelheiten gehört, die ihnen der Oberſt Lavelaine de Maubeuge zu einem Zeitpunkt mittheilte, wo ich mich behufs einer Conferenz im Hauptquartier befand, wurden ſie rühriger und ließen einen der Schuldigen, einen gewiſſen Colin, einen Franzoſen, verhaften. Derſelbe befand ſich bei meiner Abreiſe am 1. Juni noch in einem Gefängniſſe der Engelsburg.

Der Obercommandirende wurde nicht müde mir zu ſchreiben, daß man ſchnell ein Ende machen müſſe. Obgleich wir vollſtändig einig waren, daß es unerläßlich ſei, bei dem Fehlen jedweder Inſtruction nach meiner Abreiſe aus Paris, Zeit zu gewinnen und wenigſtens noch acht Tage zu warten, bis die Antwort auf meine durch Forbin-Janſon expedirten Briefe eingetroffen, ſchickte er mir doch Botſchaft auf Botſchaft und ſagte mir, daß alle Generäle ihn drängten, daß er zwar Vertrauen zu mir habe, daß aber Niemand meine Hoffnungen theile und Alle ſie für Illuſionen hielten. Er fügte hinzu, daß nach der Anſicht des Diviſionsgenerals Vaillant der Status quo der Würde und den Intereſſen der Armee zu nahe trete.

Ich antwortete ihm am 23. Folgendes: „Ich habe Ihnen vorher alle Depeſchen mitgetheilt, die ich ſeit meiner Ankunft in Rom an die Regierung gerichtet habe, und heute habe ich durch Herrn de la Tour d'Auvergne einen Generalbericht nach Paris geſandt, den ich geſtern mit Ihnen berathen und gegen welchen Sie ſchließlich keinen Einwand erhoben haben. Der

General Baillant hat, als er mit mir in Ihrem Auftrage conferirte, ebenso wenig Einwendungen gemacht, und ich verstehe wahrlich nicht, daß zwischen heute und gestern eine so vollständige Frontveränderung stattgefunden, wie Sie mir Ihre verschiedenen Briefe zeigen. Meine Haltung ist bis jetzt unveränderlich dieselbe gewesen, und da ich mit Ihrer Zustimmung Herrn de la Tour d'Auvergne mit meinem Bericht nach Paris habe abreisen lassen, welcher der Regierung die ganze Initiative vorbehält, so ist es mir unmöglich, bis zum Eintreffen einer Antwort ohne einen durchschlagenden Grund meine Ansicht zu ändern. Da ich indessen meiner Mission nicht obliegen kann, wenn ich von allen Seiten hin- und hergezerrt werde, so bin ich gern erbötig den römischen Behörden zu erklären, daß ich mich in das Hauptquartier zurückziehen werde, wenn uns nicht innerhalb acht Tagen eine Lösung, sei es durch die Annahme unserer ersten Vorschläge, sei es durch ein Gegenproject, welches wohl die Form des unsern, aber nie seinen Sinn ändern dürfte, vorgelegt worden.

„Was nun Illusionen anlangt, so habe ich deren in keiner Weise. Ich mache mich auf Alles von aller Welt gefaßt und weiß vollständig allen officiösen Insinuationen Widerstand zu leisten, die mich von meiner einmal eingeschlagenen Richtung abzubringen bezwecken.

„Die Ehre der Armee liegt mir ebenso sehr am Herzen wie Ihnen, Herr General, aber ich trage den schriftlichen und mündlichen Instructionen meiner Regierung und der öffentlichen Meinung in Frankreich Rechnung. Wollen Sie in Rom mit Gewalt eindringen und einen Angriff beginnen, ohne zu demselben herausgefordert zu sein oder einen förmlichen Befehl dazu erhalten zu haben? Wie wollen Sie die Stadt occupiren, wenn Sie einmal erst an den Thoren Roms stehen, dessen Mauern Sie mit Kanonenschüssen zerstört haben?

„Sollen ſchon heute die in Rom lebenden Familien benachrichtigt werden, damit ſie ſich entfernen können, wenn ſie die Folgen des bevorſtehenden Bruches fürchten? Und übernehmen Sie die Verantwortung für die Folgen, die für ſie aus dem Blut erwachſen können, das nur zu dem Zweck vergoſſen wird, durch Gewalt ein Volk zur Annahme eines Schutzverhältniſſes zu zwingen?“

gez. F. von Leſſeps.

Die hier entwickelten Verhältniſſe und die durch die Correſpondenz des Generals Oudinot bekundeten Dispoſitionen des Generalſtabes der Armee legten mir die Verpflichtung auf, mich während einiger Zeit im Hauptquartier niederzulaſſen. Ich begab mich am 24. dahin. Der Oberſtcommandirende ſtellte mir in der Villa Santucci, wo er ſelbſt einquartiert war, ein Zimmer zur Verfügung und empfing mich auf das beſte.

Von hier aus beeilte ich mich, nachdem ich ihm davon Kenntniß gegeben, an die conſtituirende Verſammlung eine Botſchaft zu richten, die unſeren Arrangement-Entwurf, deſſen Clauſeln wir beibehielten, erläuterte. Wir fügten jedoch einen folgendermaßen gefaßten Artikel zu: „Die franzöſiſche Republik garantirt die von unſeren Truppen beſetzten Territorien des römiſchen Staates gegen jede fremde Invaſion.“

Dieſer Artikel war nichts Anderes als die Wiederholung eines Befehles, welchen der Obercommandirende ſeinen Corpschefs ertheilt hatte, als man den Anmarſch der Oeſterreicher auf die römiſchen Staaten meldete, ein Befehl, den der General mich ermächtigte aus ſeinem Correſpondenz-Regiſter zu copiren. Nur benachrichtigte er mich, daß er ihn bis jetzt geheim gehalten, daß aber von dem Augenblick an, wo ich es für nützlich halte, ihn in unſerem Arrangement-Entwurfe mit

den Römern zum Ausdruck zu bringen, er keinen Grund habe, dagegen Einwendungen zu erheben.

Der General Oudinot versprach mir abermals Geduld zu haben und die maßgebende Entscheidung der Regierung abzuwarten, aber er war infolge der Bemerkungen der Generäle über die Unthätigkeit der Armee unruhig. Es wurde zwischen uns abgemacht, daß ich in einem Kriegsrathe die politische Situation, in welcher wir uns befanden, auseinandersetzen sollte. Die Chefs, welche dieser Versammlung beiwohnten, waren die Divisions-Generäle Vaillant, Rostolan, Regnault de Saint-Jean d'Angely, die Brigade-Generäle Gueswiller, Le Vaillant, Mollière und zwei andere, deren Namen mir entfallen sind, der General-Intendant der Armee und der Chef des Stabes Oberst Tirion.

Ich verlas einen Theil meiner Depeschen an das Ministerium, ebenso die Documente, welche sie begleiteten, und erklärte, daß ich entschlossen sei, mich in aller Form jeder Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen Rom bis zum Eintreffen der Befehle der Regierung zu widersetzen. Ich stützte mich dabei auf den Text der letzten, dem Obercommandirenden der Armee mittelst telegraphischer Depesche vom 10. Mai übersandten Instructionen. Mehrere Generäle behaupteten, daß ein einfacher Angriff genügen würde, um die Thore der Stadt sich öffnen zu sehen, daß es sich höchstens darum handeln könne, einen Abschnitt Mauer niederzulegen, und daß keinerlei ernster Widerstand geleistet werden würde. Ich erklärte ihnen, daß sie sich in einem Irrthum befänden; daß wenn einmal die Feindseligkeiten begonnen, man sich fortreißen lassen würde, sehr viel Blut zu vergießen und Gebäude zu zerstören; daß der Widerstand ein langer sein, und daß es nothwendig werden würde eine regelrechte Belagerung vorzunehmen; daß wir zwar schließlich zu Rande kommen würden, denn nichts widerstehe

einer franzöſiſchen Armee, daß ich aber niemals die Verantwortung für die leicht vorauszuſehenden Unglücksfälle übernehmen würde, und daß der Obercommandirende keine Inſtruction habe, die ihn ermächtigte, dieſe Verantwortung angeſichts meines Widerſtandes zu übernehmen.

Der General Oudinot legte dem Kriegsrathe die folgende Frage vor:

„Iſt es angänglich, die Verhandlungen aufzugeben und den Angriff auf Rom wieder zu beginnen, ohne den Gründen des Herrn von Leſſeps Rechnung zu tragen und ohne neue Inſtructionen zu erwarten?“

Die Majorität zeigte ſich zuerſt zu einem ſofortigen Angriff geneigt. Indeſſen hatte das jüngſte Mitglied des Kriegsrathes, der wegen ſeiner Heldenthaten in Algier bekannte General Mollière, noch nicht geſprochen. Er wurde aufgefordert, ſeine Anſicht zu äußern. Er ſagte, daß er als Militär bedaure, ſich nicht wie ſeine Collegen für die Action ausſprechen zu können, daß aber ſeine Meinung, wie furchtſam ſie auch ſcheinen möge, mit der meinigen übereinſtimme, und daß es ihm nicht bedenklich ſcheine, die von mir geforderten acht Tage bis zum Eintreffen von Directiven ſeitens der Regierung zu bewilligen. Dieſe Sprache überzeugte Alle, und es wurde die Aufrechterhaltung des Status quo beſchloſſen.

Während meines Aufenthaltes im Hauptquartier unterließ ich nicht, durch die Vermittelung meines Privatſecretärs Herrn Leduc täglich Beziehungen mit den römiſchen Behörden und einigen einflußreichen Perſonen zu unterhalten.

Am 24. Mai richtete ich an die in Rom wohnenden Franzoſen folgende Benachrichtigung:

Während meiner kurzen Abweſenheit wird die franzöſiſche Flagge fortfahren auf meinem Hôtel ſowohl wie auf den öffent-

lichen französischen Gebäuden und, wenn ihr es wünscht, auch aus dem Fenster eurer Behausung zu wehen. Wendet euch wegen jeder Reclamation, die ihr bei mir anbringen wollt, an Herrn de Gérando (Botschaftskanzler). Ich ermächtige ihn, in wirksamer Weise allen denen beizustehen, die keine Existenzmittel haben. Seid klug und vorsichtig gegen alle Welt. Ueberlaßt euch meiner Wachsamkeit. Nicht einen Augenblick werde ich eure und unseres Landes Interessen aus den Augen verlieren.

Der außerordentliche Gesandte und Minister der französischen Republik, in Mission zu Rom,

gez. F. von Lesseps.

Aus dem französischen Hauptquartier an die römische constituirende Versammlung gerichtete Botschaft, — 24. Mai.

Herr Präsident! Ich habe Sie heute morgen von den Gründen meiner augenblicklichen Abwesenheit von Rom in Kenntniß gesetzt. Sie werden hier leichter mit mir correspondiren können, wenn Sie es für angezeigt halten, und auch leichter Aufklärungen erhalten. Es wird hierbei weniger Zeit verloren werden, denn da ich mich dauernd mit dem General Oudinot zusammenbefinde, so können wir ohne Zwischenträger und ohne Verzug mit einander conferiren und um so schneller eine Entscheidung treffen.

Ich beginne heute damit, Ihnen freiwillig eine Erklärung zu Art. 2 des Arrangement-Entwurfes zu geben, den ich mit den Herren Sturbinetti, Audinot und Agostini zu discutiren begonnen hatte. Wir sagten, die Römer haben das Recht, sich frei über ihre Regierungsform zu entscheiden. Einige Personen haben behauptet, daß dieser Artikel nicht deutlich genug, daß wir uns das Recht vorbehielten, durch Gewalt irgend eine

Regierung Ihnen aufzuzwingen, und daß es unſer Ziel ſei, die Vergangenheit in ihrer ganzen Härte wieder erſtehen zu laſſen. Ich begreife, daß es ſchwierig iſt, ein Volk, welches eine ſo glänzende Phantaſie hat wie das römiſche, in einem Augenblick großer Erregtheit zu den natürlichen Gefühlen ſeiner durch ein unglückliches Mißverſtändniß irregeführten Sympathie zurückzuführen, ohne hierfür zu Thatſachen, ſondern nur zu einer einfachen Verſicherung zu greifen. Ich muß Ihnen ferner hinſichtlich des Artikel 2 ſagen, daß, wenn wir nicht vom hl. Vater geſprochen haben, dies geſchehen iſt, weil wir augenblicklich keinen Auftrag haben, dieſe Frage zu behandeln. Wenn wir im Artikel 3 erklären, daß wir uns nicht in die Verwaltung des Landes miſchen wollen, ſo haben wir in der That die feſte Abſicht, der römiſchen Bevölkerung die freie Discuſſion und die freie Entſcheidung über alle Intereſſen, die ſich auf die Verwaltung ihres Landes beziehen, in keiner Weiſe ſtreitig zu machen.

Mit einem Wort, unſer Ziel war nicht euch zu bekämpfen, ſondern vor den Gefahren aller Art zu ſchützen, die euch bedrohen konnten. Ihr werdet eure Geſetze, eure Freiheiten behalten. Es iſt ferner falſch, daß wir jemals den Gedanken gehabt haben, die Fremden bei euch, oder ſelbſt die Franzoſen zu behelligen, die gegen uns gekämpft haben. Wir ſehen ſie Alle als Soldaten in eurem Dienſt an, und wenn es unter ihnen ſolche giebt, die eure Geſetze nicht achten, ſo iſt es eure Sache ſie zu beſtrafen, da wir niemals daran gedacht haben, durch unſere Waffen eure Regierung zu zerſtören.

Dieſer Brief wird Ihnen von meinem Privatſecretair übergeben werden. Ich brauche Ihnen nicht erſt zu empfehlen, über ſeine Sicherheit während ſeines Aufenthaltes in Rom zu wachen und ihn bei ſeiner Rückkehr von einem der mir zur Verfügung geſtellten Dragoner begleiten zu laſſen.

Der General Oudinot hat mich beauftragt, Ihnen mitzutheilen, daß die hier geäußerten Anschauungen ganz die seinigen sind. Er befindet sich ebenso mit mir hinsichtlich der Zufügung des folgenden Paragraphen, den ich bereits zu Ihrer Kenntniß gebracht, in Uebereinstimmung:

„Die französische Republik übernimmt den Schutz der von ihren Truppen besetzten Territorien des römischen Staates gegen jede fremde Invasion."

Genehmigen Sie ꝛc.

gez. F. von Lesseps.

Die durch den Kriegsrath vom 24. in dem Generalstab der Armee hervorgebrachte gute Wirkung begann bereits zu verschwinden. Am 26. wurden die Velleitäten bezüglich eines Angriffs und die Klagen über die Unthätigkeit der Armee substanzieller. Um diesen Eindruck zu verwischen, schrieb ich dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten folgende Depesche:

26. Mai.

Herr Minister.

Wenige Stunden nach dem Abgang meiner gestrigen Depesche erhielt ich von dem Triumvirat eine Note, in welcher ich im Namen der constituirenden Versammlung um gewisse Erklärungen oder vorläufige Aufklärungen ersucht werde, die der römischen Bevölkerung den Nachweis vor Augen führen, daß wir ihr nicht unsere Freundschaft und unseren Schutz damit aufdringen wollen, daß wir auf sie mit Kanonen schießen und im Falle eines Widerstandes ihre Mauern niederlegen und ihre Monumente zerstören. Das ist der Sinn des Schriftstücks, von dem ich Ihnen augenblicklich wegen seiner Ausdehnung eine Abschrift nicht einsenden kann. Ich werde hierauf antworten. Meine beiden gestern der Nationalversammlung übersandten

Briefe haben ihre Früchte getragen. Die öffentliche Meinung fängt an ſich ſehr zu Gunſten des von mir vorgeſchlagenen Arrangements auszuſprechen. Nur dürfen wir unſererſeits nicht die Eigenliebe der Römer verletzen, indem wir von Belagerung und Kanonenſchüſſen ſprechen, oder indem wir zu große Eile bezeigen, in Rom unſeren Einzug zu halten, den die Armee meiner Anſicht nach ungeduldig wünſcht. Dieſe Seite der Frage bildet für mich heute die größte Schwierigkeit und beſchäftigt mich beſtändig. Ich bitte Sie, ſich mit dem Herrn Kriegsminiſter ins Einvernehmen zu ſetzen, damit unſere Armee nicht, für den Fall einer unvorhergeſehenen Verzögerung in dem Gelingen der Unterhandlungen, durch eine übrigens ſehr berechtigte Ungeduld das große Ziel aufs Spiel ſetzt, das wir unausgeſetzt verfolgen. Die einzige entſtehende Schwierigkeit — und ſie iſt ſehr ernſt —, noch 14 Tage lang unſere Poſitionen inne zu halten, iſt das Herannahen der Fieberzeit. Ich habe aber alle Hoffnung, daß wir noch zu einem Abſchluß gelangen, bevor wir vor die nach meiner Anſicht nicht nothwendige Alternative geſtellt ſind, anzugreifen oder unſere Armee durch Krankheiten decimiren zu laſſen. Da man jedoch Alles vorausſehen muß, ſo lege ich Ihnen die folgende Frage vor, für deren unverzügliche Löſung durch die Regierung der Republik ich Ihnen dankbar ſein würde: „Wird die franzöſiſche Armee, die in dem nordöſtlichen Theile der Stadt, alſo in demjenigen Theile lagert, wo die Ausdünſtungen im Sommer am gefährlichſten ſind, nothwendiger Weiſe an Ort und Stelle verbleiben, oder Rom angreifen und dasſelbe in der Folge in Grund und Boden ſchießen müſſen, um ihm einen eclatanten Beweis unſerer Freundſchaft und des Wunſches zu geben, es zu ſchützen?“ Ich glaube nicht, denn es wird unzweifelhaft einen Mittelweg geben, der abzuwarten geſtattet, und der darin beſteht, das Lager unſerer Truppen zu ändern. Es könnte z. B. der größte Theil nach

Albano oder Frascati, Orten, die ebenso wie ihre Umgebungen stets sehr gesund sind, gelegt werden. Diese Frontveränderung würde keineswegs den Gedanken eines Rückzugs aufkommen lassen können, da wir uns immer in nächster Nähe befinden, um in Rom einzurücken, wenn wir hierzu durch den bestimmt formulirten Wunsch der Nation aufgefordert werden, ein Wunsch, der um so allgemeiner und um so dringender sein wird, je weniger Ungeduld wir zeigen und je mehr wir auf die gerechte Empfindlichkeit der Bevölkerung einer Stadt Rücksicht nehmen, die nicht mit Gewalt umarmt werden will. Diese Empfindlichkeit nimmt übrigens von Tag zu Tag ab. Der General Oudinot und ich verabsäumen nichts, was zum Gelingen der Versöhnung beitragen kann. Doch ist es wichtig, daß er so schnell wie möglich neue Instructionen erhält, denn er sowohl wie die unter ihm stehenden Generale befinden sich noch unter dem Eindruck derjenigen, welche sich einzig allein auf das friedliche oder gewaltsame Einrücken unserer Truppen in Civita Vecchia bezogen. Es ist begreiflich, daß man beim Beginn der Expedition in Güte oder mit Gewalt im wohlverstandenen Interesse der römischen Bevölkerung einen Punkt besetzen mußte, der als Basis für alle unsere Operationen zu dienen hatte. Aber nachdem einmal dort Stellung genommen war, mußte es eine abgemachte Sache sein, daß alle unsere Schritte nur auf die Beruhigung des übrigen Theiles der römischen Staaten und besonders der Bewohner von Rom abzuzielen hatten.

Hoffentlich entscheidet die Regierung bald und läßt mich nicht länger zwischen Hammer und Ambos.

P. S. Eine römische Deputation ist gestern Abend im Lager des Obercommandirenden angekommen und hat ihm im Namen des Triumvirats einen Vorrath von 50,000 Cigarren

und 200 Pfund Tabak für die französische Armee zum Geschenk gemacht. Die Deputation ist ausgezeichnet aufgenommen worden. Der General hat vortrefflich gesprochen. Ich habe meinerseits einige Worte hinzugefügt, die, besonders nach einer Bemerkung eines der Abgesandten, den Zweck hatten, darzuthun, daß die Absichten unserer Regierung sich durchaus mit unseren Erklärungen deckten und daß niemals der Hintergedanke bestanden, die römische Bevölkerung später zu vergewaltigen.

Den 29. Mai.

Herr Minister.

Ich habe die Ehre Ihnen unter No. 1 und 2 die letzten Mittheilungen zu übersenden, die zwischen den römischen Behörden und mir gewechselt worden sind. Die Wichtigkeit dieser Documente verschwindet übrigens vor der Erklärung, die ich heute nach Rom abschicke. Ich habe dieselbe mit dem General Oudinot vereinbart. Sie schien uns nicht nur wegen des Marsches der Oesterreicher, sondern auch deswegen wichtig, weil wir damit der Versöhnungspartei eine entscheidende Gelegenheit bieten, ihrer Meinung in der constituirenden Versammlung zum Triumphe zu verhelfen.

Herr de Rayneval ist vorgestern in das Hauptquartier gekommen. Ich hatte gestern mit ihm eine sehr lange Conferenz, infolge deren wir abgemacht haben, daß wir gegenseitig eine Note austauschen würden. Ich bitte Sie diese Correspondenz durchsehen zu wollen, da darin jeder von uns überzeugungsvoll die Principien entwickelt hat, die ihn geleitet haben.

Anlage No. 1.

Rom, 25. Mai.

Das Triumvirat an Herrn von Lesseps.

Wir hatten die Ehre, Ihnen in unserer Note vom 16. einige Informationen über die Einmüthigkeit zu übersenden, mit welcher

die Einsetzung der römischen Republik vor sich gegangen. Wir müssen Ihnen heute von der actuellen Frage sprechen, wie sie factisch, nicht rechtlich zwischen der französischen Regierung und der unsrigen besteht. Sie werden uns gestatten, das mit allem Freimuth zu thun, welchen die Dringlichkeit der Lage und die internationalen Sympathien, welche zwischen Frankreich und Italien herrschen sollen, erfordern.

Unsere Diplomatie ist die Wahrheit. Der Ihrer Mission gegebene Charakter ist uns eine Bürgschaft dafür, daß Allem, was wir die Ehre haben Ihnen zu sagen, die möglichst beste Deutung gegeben werden wird.

Gestatten Sie, mein Herr, einen Augenblick auf den Ursprung der gegenwärtigen Lage zurückzugreifen. Auf Grund von Conferenzen und Arrangements, die stattgefunden, ohne daß die Regierung der römischen Republik aufgefordert worden wäre sich daran zu betheiligen, wurde von den europäischen katholischen Mächten beschlossen:

1. Daß eine politische Modifikation in der Regierung und in den Institutionen des römischen Staates stattzufinden habe.

2. Daß diese Modifikation die Rückkehr Pius IX. nicht als Papst, was keinerlei Widerstand bei uns begegnen würde, sondern als Fürst und weltlicher Souverän zur Basis haben solle.

3. Daß, wenn, um dieses Ziel zu erreichen, eine Intervention erforderlich sei, dieselbe stattzufinden habe.

Wir wollen gern zugeben, daß, wenn schon für einige der vertragschließenden Mächte das einzige und alleinige Ziel eine allgemeine Restauration und die absolute Rückkehr zu den Verträgen von 1815 war, die französische Regierung nur in diese Abmachung infolge irrthümlicher Information hineingezogen wurde, die systematisch ihr die römische Republik als der Anarchie ausgeantwortet und als einen Staat schilderte,

in welchem der im Namen einer tollkühnen Minorität ausgeübte Terrorismus herrſche.

Wir wiſſen ferner, daß bei der vorgeſchlagenen Modifikation die franzöſiſche Regierung die Abſicht hatte, einen mehr oder minder liberalen, dem abſolutiſtiſchen Programm Oeſterreichs und Neapels entgegentretenden Einfluß auszuüben. Es iſt ferner erwieſen, daß, welches auch die geplante Regierungsform, ob despotiſche oder conſtitutionelle, ob mit oder ohne liberale Garantien für die römiſche Bevölkerung, der herrſchende Gedanke in allen Verhandlungen, auf die wir hingedeutet haben, doch der einer gewiſſen Rückkehr zu der Vergangenheit, einer Transaction zwiſchen dem römiſchen Volk und dem als weltlichen Herrſcher aufgefaßten Pius IX. war. Wir können uns nicht verhehlen, daß aus dieſem Gedanken heraus die franzöſiſche Expedition beſchloſſen und ins Werk geſetzt wurde. Sie hatte einerſeits die Aufgabe, den Degen Frankreichs in die Wage der Verhandlungen zu werfen, die in Rom eröffnet werden ſollten, und andererſeits die römiſche Bevölkerung vor jeder reaktionären Ausſchreitung zu ſchützen, unter der Bedingung jedoch, daß die Wiederherſtellung einer conſtitutionellen Monarchie zu Gunſten des hl. Vaters ſtattgefunden habe. Dieſes Ziel, Herr Miniſter, ergiebt ſich für uns zum Theil aus den genauen Informationen, die wir über die früheren Abmachungen zu beſitzen glauben, zum Theil aus den Proclamationen des General Oudinot, aus den formellen Declarationen der ſich folgenden Geſandten beim Triumvirat, aus dem jedesmal hartnäckig beobachteten Stillſchweigen, ſobald wir die politiſchen Fragen anregten und eine formelle Erklärung über das in unſerer Note vom 16. conſtatirte Factum haben wollten, daß die Inſtitutionen, welche augenblicklich das römiſche Volk regieren, der freie und freiwillige Ausdruck des unverletzlichen Willens der geſetzmäßig befragten Bevölkerung ſind. Das

Votum der französischen Nationalversammlung bestätigt übrigens implicite die von uns behauptete Thatsache. Einer solchen Situation gegenüber, und von einer für uns unannehmbaren Transaction und von Verhandlungen bedroht, die unsere Bevölkerung nirgends hervorgerufen, kann unsere Rolle nicht zweifelhaft sein. Sie heißt: Widerstand. Wir sind das unserem Lande, Frankreich und dem ganzen Europa schuldig.

Um ein loyal gegebenes und loyal angenommenes Mandat zu erfüllen, haben wir die Unverletzlichkeit unseres Landes, seines Territoriums und seiner einstimmig von allen Machtzweigen, von allen Elementen des Staates angenommenen Institutionen hoch zu halten. Wir müssen Zeit gewinnen, um von dem schlecht unterrichteten Frankreich an das besser unterrichtete appelliren zu können, um zu vermeiden, daß die Schwester-Republik in Erfüllung der ihr gewordenen Aufgabe, einer Aufgabe, in die sie durch fremde Eingebungen plötzlich, ohne daß sie es selbst recht weiß, hineingerissen, Mitschuldige einer Vergewaltigung ohne Gleichen werde, an die nur noch die der ersten Theilung Polens im Jahre 1772 erinnert.

Wir sind es Europa schuldig, soweit es an uns liegt, das Grundprinzip des gesammten internationalen Lebens, die Unabhängigkeit jedes Volkes in Allem, was seine innere Verwaltung anlangt, hoch zu halten. Wenn wir mit Enthusiasmus den Versuchen der neapolitanischen Monarchie und unserem ewigen Feinde Oesterreich Widerstand leisten, wenn wir nur mit tiefem Schmerze uns gezwungen sehen, auch den französischen Waffen zu widerstehen, so sagen wir es doch mit Stolz, daß, indem wir dieser Verhaltungslinie folgen, wir uns nicht nur um sie, sondern um die Völker Europas verdient gemacht zu haben glauben.

Sie kennen, Herr Minister, die Ereignisse, welche seit der französischen Intervention eingetreten sind. Der König von

Neapel iſt in unſer Territorium eingefallen, 4000 ſpaniſche Soldaten haben ſich am 17. nach unſeren Küſten zum Zweck einer Invaſion eingeſchifft. Nachdem die Oeſterreicher den heroiſchen Widerſtand von Bologna beſiegt, rücken ſie auf die Romagna und ſind heute in vollem Anmarſch auf Ancona. Wir haben die Streitkräfte des Königs von Neapel geſchlagen und aus unſerem Territorium verdrängt. Wir werden, das iſt unſere feſte Zuverſicht, dasſelbe mit den öſterreichiſchen Truppen thun, wenn das franzöſiſche Expeditionscorps uns nicht in unſerer Bewegung hindert.

Wir ſagen das mit Bedauern, aber Frankreich muß endlich wiſſen, was uns die, wie man ſagte, zum Zweck unſeres Schutzes unternommene Expedition koſtet.

Es iſt ſchmerzlich, dergleichen Dinge erſt verſichern zu müſſen; aber wir verſichern, daß von allen Interventionen, mit denen man auf uns einſtürmt, die franzöſiſche für uns die verhängnißvollſte geworden iſt. Gegen die Soldaten des Königs von Neapel und die Oeſterreicher können wir uns ſchlagen, und Gott ſchützt die gute Sache. Wir wollen uns aber nicht mit den Franzoſen ſchlagen. Wir befinden uns ihnen gegenüber nicht im Kriegszuſtande, ſondern in dem einer einfachen Vertheidigung. Dieſe Stellung, die einzige, welche wir überall, wo wir mit Frankreich zu thun haben, einzunehmen wünſchen, hat jedoch für uns alle Laſten des Krieges ohne eine einzige der möglichen Chancen eines ſolchen. Die franzöſiſche Expedition, Herr Miniſter, hat uns zunächſt gezwungen, eine Concentrations-Bewegung unſerer Truppen vorzunehmen, infolge deren unſere Grenze der öſterreichiſchen Invaſion offen und Bologna und die Städte der Romagna ohne den Schutz unſerer Waffen geblieben ſind.

Die Oeſterreicher haben daraus Nutzen gezogen. Nach

acht Tagen heroischen Kampfes, an welchem sich die Bevölkerung betheiligte, hat Bologna unterliegen müssen.

Wir hatten in Frankreich Waffen gekauft, um uns zu vertheidigen; diese Waffen, etwa 10,000 Gewehre, sind zwischen Civita Vecchia und Marseille mit Beschlag belegt worden. Sie sind in Ihren Händen. Mit einem Schlage haben Sie uns 10,000 Soldaten genommen, denn jeder bewaffnete Mann ist ein Soldat gegen die Oesterreicher. Ihre militärische Macht steht unter unseren Mauern auf Büchsenschußweite und wie zu einer Belagerung geordnet. Sie bleiben dort ohne Ziel, ohne eingestandenes Programm. Sie haben uns gezwungen, die Stadt in einem Vertheidigungszustand zu erhalten, der unsere Finanzen mit Schulden belastet. Sie zwingen uns, eine verhältnißmäßige Anzahl von Truppen hier zu halten, die unsere Städte vor der Occupation und den Verwüstungen der Oesterreicher retten könnten. Sie behindern unsere Circulation, unsere Verproviantirung, unsere Couriere. Sie halten die Gemüther in einem Zustand der Ueberreizung, der, wenn unsere Bevölkerung weniger gut, weniger nachgiebig wäre, schlimme Folgen nach sich ziehen könnte. Sie rufen dennoch nicht die Anarchie, noch die Reaction hervor, denn weder die eine noch die andere sind in Rom möglich. Sie säen den Haß gegen Frankreich, und das ist schon ein schweres Unglück für uns, die wir daran gewöhnt waren es zu lieben und auf dasselbe zu hoffen.

Herr Minister, wir sind belagert, belagert von Frankreich im Namen einer Mission des Schutzes, während einige Stunden von uns entfernt der König von Neapel auf seiner Flucht unsere Geiseln mit fortführt und die Oesterreicher unsere Brüder erwürgen.

Sie, Herr Minister, haben uns Vorschläge gemacht.

Diese Vorschläge sind von der Nationalversammlung für

unannehmbar erklärt worden, und wir haben uns damit heute nicht mehr zu beschäftigen. Sie haben einen weiteren Vorschlag den drei übrigen bereits verworfenen hinzugefügt. Dieser Vorschlag besagt, daß Frankreich alle Theile des von seinen Truppen besetzten römischen Territoriums vor jedem fremden Einfall beschützen wird. Sie fühlen wohl selbst, Herr Minister, daß das in nichts unsere Lage ändern kann. Die von Ihren Truppen besetzten Theile des Territoriums sind thatsächlich beschützt. Aber worauf reducirt sich das gegenwärtig? Und haben wir nicht, wenn es zukünftig stattfinden soll, andre Mittel und Wege zum Schutz unseres Territoriums, als indem wir Ihnen dasselbe gänzlich ausantworten?

Hierin liegt nicht der Kern der Frage. Er liegt in der Occupation Roms. Diese Forderung bildet bis jetzt die erste Bedingung aller uns gemachten Vorschläge. Wir haben bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, Herr Minister, daß die Erfüllung derselben unmöglich; niemals wird das Volk darein willigen. Wenn die Besetzung Roms nur die Aufgabe hat, dasselbe zu beschützen, so wird Ihnen das Volk zwar dafür seine Dankbarkeit ausdrücken; aber es wird Ihnen gleichzeitig sagen, daß es im stande, Rom aus eigener Kraft zu beschützen. Es würde glauben, sich in Ihren Augen zu entehren und seine Ohnmacht zu documentiren, wenn es erklärte, daß es zu seiner Vertheidigung einiger Regimenter Soldaten bedürfe. Wenn die Besetzung jedoch, was Gott verhüten möge, nur von einem politischen Gedanken dictirt wird, so kann das Volk, welches sich frei seine Institutionen gegeben, sich nicht entschließen, sich derselben zu unterwerfen. Rom ist seine Hauptstadt, sein Palladium, seine heilige Stadt. Es weiß sehr gut, daß von seinen Principien, seiner Ehre abgesehen am Ende jeder Besetzung seiner Stadt als Schlußstein der Bürgerkrieg steht. Es mißtraut jedem Drängen. Es sieht, sobald einmal die

Truppen hineingelassen, einen Wechsel in den Persönlichkeiten und in den Institutionen voraus, die seiner Freiheit verderblich werden könnten.

Es weiß, daß angesichts der fremden Bajonette die Unabhängigkeit seiner Nationalversammlung, seiner Regierung nur ein leeres Wort sein würde. Es hat dauernd Civita Vecchia vor Augen. Glauben Sie mir, Herr Minister, in diesem Punkte ist sein Wille unwiderruflich. Es wird sich eher von Barrikade zu Barrikade niedermachen lassen, als sich unterwerfen. Können und wollen die Soldaten Frankreichs ein Volk von Brüdern, welches sie beschützen wollten, niedermachen, nur weil es ihnen seine Hauptstadt nicht ausantworten will?

Nur drei Rollen kann Frankreich in den römischen Staaten spielen: Frankreich kann sich für uns, gegen uns oder neutral erklären.

Sich für uns erklären, heißt unsere Republik formell anerkennen und an der Seite unserer Truppen gegen die Oesterreicher kämpfen.

Sich gegen uns erklären, heißt ohne Grund die Freiheit, das nationale Leben eines Volkes vernichten und an der Seite der Oesterreicher kämpfen.

Das kann Frankreich nicht thun. Es wird keinen europäischen Krieg wagen wollen, um uns als Bundesgenossen zu vertheidigen. Es möge daher neutral in dem Streite bleiben, der zwischen uns und unseren Feinden auszumachen ist. Gestern noch hofften wir mehr von Frankreich, heute bitten wir nur noch hierum.

Die Besetzung Civita Vecchias ist eine vollendete Thatsache. Gut, sei es! Unter den gegenwärtigen Verhältnissen glaubt Frankreich, daß es sich nicht vom Schlachtfeld fern halten dürfe.

Es iſt der Anſicht, daß, ob Sieger oder Beſiegte, wir ſeiner mäßigenden Action, ſeines Schutzes benöthigt ſein könnten. Wir denken zwar nicht wie Frankreich, aber wir beabſichtigen auch nicht etwas dagegen zu unternehmen.

Möge es Civita Vecchia behalten. Möge es ſelbſt ſeine Cantonnements, wenn dies die Zahl ſeiner Truppen erheiſcht, auf die geſunden Oertlichkeiten, welche ſich in dem Rayon Civita Vecchia-Viterbo befinden, ausdehnen. Möge es den Ausgang der zu liefernden Kämpfe abwarten. Alle Erleichterungen ſollen ihm entgegengebracht, alle Beweiſe ehrlicher und herzlicher Sympathie zu theil werden; ſeine Officiere ſollen Rom beſuchen, ſeine Soldaten alle möglichen Annehmlichkeiten haben. Aber ſeine Neutralität muß aufrichtig und ohne Hintergedanken ſein. Möge es das in klaren Worten ſagen und uns die Freiheit laſſen, uns mit unſeren eigenen Kräften in das Kampfgewühl zu ſtürzen. Möge es uns unſere Waffen wiedergeben und nicht mit ſeinen Kreuzern den Männern unſere Häfen ſchließen, die aus anderen Theilen Italiens uns zur Hilfe eilen. Möge es ſich vor allem von unſeren Mauern fern halten und ſelbſt nicht den Schein erwecken, als ob Feindſeligkeiten zwiſchen zwei Völkern beſtänden, die, wir zweifeln keinen Augenblick daran, ſpäter dazu beſtimmt ſind, in demſelben internationalen Glauben eins zu werden, wie ſie es heute in derſelben Regierungsform ſind.

Genehmigen Sie u. ſ. w.

Die Triumvirn

Mazzini, Armellini, Saffi.

Anlage No. 2.

Herr von Lesseps an das Triumvirat.

Hauptquartier der französischen Armee.

Villa Santucci, 26. Mai.

Meine Herren.

Ich habe mit vieler Befriedigung das Schreiben erhalten, welches Sie mir gestern übersandt haben; die Erklärungen, welche ich den drei Commissären der römischen constituirenden Versammlung gegeben, und die Mittheilungen, welche ich direct der letztern selber geglaubt habe machen zu sollen, antworten ausnahmslos auf alle in Ihrer Note erhobenen Einwürfe, und es wird, wenn Sie ernstlich die Verhandlungen durch Entsendung ihrer mit den nöthigen Vollmachten versehenen Commissäre zum Abschluß bringen wollen, nach meiner Ansicht sehr leicht sein, uns vollständig zu verständigen und die Grundlagen einer endgiltigen Abmachung festzustellen, welche nothwendiger Weise beide Parteien befriedigen muß. Diese Erklärung, der mein Privatsecretär einige mündliche Bemerkungen hinzufügen wird, dürften, dessen bin ich sicher, die üble Voreingenommenheit beseitigen, die bis jetzt auf beiden Seiten bestanden hat. Meinerseits bin ich stets eifrig bemüht gewesen, bin es noch heute und werde es in Zukunft sein, die Frage von den Wolken zu befreien, die sich bei mir eingestellt hatten; und ebenso hoffe ich, daß bei Ihnen meine Sprache die letzten Zweifel zerstreuen wird, die bisher den endgiltigen Abschluß, wie Sie ihn beabsichtigen, aufgehalten haben. Ueber einen einzigen Punkt dürften Sie noch eine vorgefaßte Meinung haben. Sie sind vielleicht der

Anſicht, daß wir Ihnen mit Gewalt die Verpflichtung, uns als Freunde aufzunehmen, aufdrängen wollen. Freundſchaft und Gewalt ſchließen ſich aus. Es wäre inconſequent, unſererſeits damit anzufangen Sie mit Kanonenſchüſſen zu zwingen, uns als Ihre natürlichen Beſchützer anzuſehen.

Ein ſolcher Widerſpruch beſteht weder bei mir noch bei der Regierung der franzöſiſchen Republik, oder bei der franzöſiſchen Armee und ihrem Chef. Die Worte, die der General Oudinot geſtern in meiner Gegenwart der römiſchen Deputation geſagt, die ihm in Ihrem Namen für ſeine Soldaten ein Geſchenk von 50,000 Cigarren und 200 Pfund Tabak überbracht, hätten genügen ſollen, um die infolge bedauernswerther Mißverſtändniſſe noch bei Einzelnen beſtehenden Zweifel zu heben.

Von dem Augenblick aber, wo wir anfangen uns zu verſtändigen, wird eine retroſpective Betrachtung überflüſſig. Beſchäftigen wir uns daher nur mit der Gegenwart und der Zukunft. Sie finden uns, ich wiederhole es, vollſtändig bereit, Ihnen ſchriftlich und mündlich alle Erklärungen und Bürgſchaften zu geben, die Ihre gerechte nationale Empfindlichkeit fordern kann. Niemals werden die Franzoſen, die durch ihre grenzenloſe Hingebung an ihr Vaterland bekannt ſind, andere Nationen tadeln, wenn ſie ihr Territorium gegen ihre wahren Feinde vertheidigen, und nie ſie dazu zwingen das Gegentheil von dem im eigenen Hauſe zu thun, was ſie ſtets bei ſich ſelbſt thun.

Genehmigen Sie, meine Herren u. ſ. w.

gez. F. von Leſſeps.

Im Hauptquartier der Villa Santucci zwischen Herrn von Lesseps und Herrn de Rayneval abgehaltene Conferenz.

Note des Herrn de Rayneval an Herrn von Lesseps.

Hauptquartier vor Rom, 27. Mai.

§ 1. Sie haben mich freundlichst mit vollem Vertrauen hinsichtlich Ihrer Ideen, Ihrer Pläne, Ihrer Handlungen auf dem Laufenden gehalten . . . . . .

So sehr ich Ihnen für das mir von Ihnen bewiesene Vertrauen danke, so sehr glaube ich mich verpflichtet, dasselbe zu erwidern und Ihnen meine Ansicht unumwunden mitzutheilen.

§ 2. Auf meine persönliche Ansicht kommt sehr wenig an. Wenn aber die Regierung der Republik Sie formell aufgefordert hat, sich über ihre Schritte mit den Bevollmächtigten der Conferenz von Gaëta zu verständigen, so hat sie offenbar vermeiden wollen, daß zweierlei Sprache geführt und zweierlei Haltung eingenommen werde. Ich constatire hiermit, daß Sie sich in keiner Weise mit dieser in meinen Augen sehr ernsten Schwierigkeit, welche die Ehre und die Loyalität des Landes engagirt, beschäftigt haben.

Note des Herrn von Lesseps in Beantwortung der Note des Herrn de Rayneval.

Hauptquartier, 28. Mai.

§ 1 . . . . . .

Herr de Rayneval, der für sein eigenes Verhalten von einem anderen Gesichtspunkt wie ich ausgeht, muß mit seinen Principien consequent bleiben, wie ich es mit den meinigen gewesen. Seine Reserven machen sowohl dem Scharfblick seines außerordentlich politisch veranlagten Geistes wie der angeerbten Loyalität seines Charakters Ehre.

§ 2. Meine Instructionen schreiben mir vor, mich mit den Herren d'Harcourt und de Rayneval über Alles zu verständigen, was nicht eine absolut unmittelbare Lösung erfordert. Ich habe Herrn d'Harcourt jedesmal, sobald er ins Hauptquartier gekommen, wohin ich mich trotz meiner unausgesetzten Thätigkeit zu begeben beeilte, nicht nur Alles, was ich that, mitgetheilt, sondern auch die Anschauungen, nach denen ich meine Acte regelte. Gleichzeitig schickte ich an Herrn de Rayneval die Duplicate meiner ersten an die Regierung der Republik gerichteten Depeschen, und war im Begriff darin fortzufahren, als ich ihn mit großer Befriedigung

im Hauptquartier anlangen sah. Dort habe ich ihm nichts, absolut nichts verschwiegen; er hat die öffentlichen und geheimen Triebfedern kennen gelernt, die mein Verhalten bestimmt haben, und er hat die Ueberzeugung mit fortnehmen müssen, daß, wenn wir nothwendiger Weise in unserer Auffassung abweichen müssen, ich ebenso sehr wie er bemüht war, die Ehre und die Loyalität unseres Landes hoch zu halten. Es war unmöglich, im voraus die Herren d'Harcourt und de Rayneval bezüglich jedes meiner Schritte um Rath zu fragen, die Tag und Nacht, Stunde für Stunde, Minute für Minute unmittelbare und mannigfaltige Entscheidungen forderten; selbst der General Oudinot, mit dem ich directer zu thun hatte, hat das nicht von mir verlangt.

§ 3. Ich constatire gleichzeitig, daß Sie nicht nur, ohne sich um die Antecedentien zu kümmern, handeln, sondern einzig und allein von Ihrer Eingebung geleitet und ohne schriftliche Instruction der Regierung.

§ 3. Selbstredend mußten die Antecedentien, die das Verhalten des Herrn de Rayneval im Princip bestimmt haben, von mir berücksichtigt werden; sie konnten mir aber nicht als unabänderliche Regel dienen, weil einerseits der hl. Vater, der sicherlich die Nothwendigkeit, sich uns anzuvertrauen, einräumen wird, niemals das gethan hat, wozu wir ihm gerathen haben; weil er gänzlich den unsrigen entgegengesetzte Rathschläge befolgte, sein Hof ein wahres Coblenz war, aus dem der Einfluß Frankreichs entfernt war, und weil andererseits die Vorgänge, welche den Beginn der französischen Expedition nach der

§ 4. Vollständig mit d'Harcourt und mit mir auseinandergehend, schöpfen Sie Ihre ganze Kraft und Ihre Macht aus dem Umstand allein, dessen ganze Tragweite ich vollständig würdige, daß Sie über die Absichten der Regierung der Republik neuere Daten haben, disponiren als Herr über die Situation und lähmen die Thätigkeit der Armee.

§ 5. Sie haben gleich von vornherein die Angelegenheit so weit getrieben, daß die Gefahr, Ihnen Hindernisse zu bereiten, heute ebenso groß ist, als die, welche Sie mir überhaupt schon zu laufen scheinen.

Occupation von Civita Vecchia bezeichneten, die Frage complicirt und eine neue Lage hervorgerufen hatten. Da die Regierung am 8. Mai, dem Tage meiner Abreise, also an dem der Sitzung der Nationalversammlung vom 7. folgenden Tage, in dieser Lage nicht klar sehen konnte, so war es ihr nicht verstattet, mir bestimmte und detaillirte Instructionen zu geben. Sie hatte mir gesagt: „Sie werden sich ausschließlich den mit den Behörden und der römischen Bevölkerung herzustellenden Beziehungen widmen"

. . . . . .

. . . . . .

Ihr Urtheil wird Sie nach den Verhältnissen leiten.

§ 4. Ich habe der Regierung über alle meine Bemühungen berichtet, das Ungestüm der Armee zu hemmen, ein Ungestüm, welches ihren Ruhm ausmacht, das aber, wenn es unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht gemäßigt worden wäre, eine nicht wieder gut zu machende Katastrophe herbeigeführt hätte, die nach meiner festen Ueberzeugung den Verlust unseres Einflusses zur Folge gehabt und den Plänen unserer inneren und äußeren Feinde in die Hände gearbeitet hätte.

§ 5. Mein Ziel ist gewesen, die Wahrheit zu entdecken, sie der Regierung zu sagen, ihr eine klare Schilderung der Lage vorzulegen, um ihr zu gestatten, eine Entscheidung zu treffen, die ich mit nicht minderer

Sie haben übrigens an die oberste Entscheidung der Regierung appellirt. Es ist wichtig, dieselbe abzuwarten, die hoffentlich nicht allzu lange ausbleiben wird.

§ 6. Es ist möglich, daß die Römer uns ihre Thore öffnen. Sie werden aber um so mehr zögern, je weniger sie unsere Armee zum Handeln bereit sehen. Dank den Bedingungen, die Sie gestellt haben, wird die Lösung der Frage eher rückwärts als vorwärts gehen.

§ 7. Mit der ganzen Kraft meiner Ueberzeugung protestire ich gegen Ihre Vorschläge. Sie werden nicht nur die Anerkennung einer Regierung nach sich ziehen, welche die Republik formell erklärt hat nicht anerkennen zu wollen, sondern auch zu einem Offensiv- und Defensiv-Bündniß führen.

Es wäre das eine erste und schwere Ungeduld als Herr de Rayneval erwarte.

§ 6. Ich habe nicht gewünscht, daß die Römer uns unmittelbar ihre Thore öffnen. Man mußte den durch die Ereignisse vom 30. April erregten Leidenschaften Zeit lassen, sich zu beruhigen. Alle Bedingungen, die ich vorgeschlagen, konnten zuerst nicht angenommen werden, ja es hätte mir sehr leid gethan, wenn sie angenommen worden wären, unter anderen namentlich die, wonach der Dienst der Stadt gemeinsam von unseren und den römischen Truppen hätte gethan werden müssen.

Der Obercommandirende legte großen Werth darauf; ich habe jedoch stets erklärt, daß ich das für eine Gefahr hielte, weil uns das mehr mit den Fragen der römischen Verwaltung zu thun gäbe, als wir wünschten, und weil wir damit einen Theil der Erbschaft der gegenwärtigen Executivgewalt antreten würden.

§ 7. In meinen Vorschlägen steht nicht ein Wort von der Anerkennung der römischen Republik, und das ist so wahr, daß sie von Mazzini selbst als unannehmbar und im Grunde nichts weiter als die erste Proclamation des General Oudinot vor Civita Vecchia enthaltend angesehen werden. Ich war beauftragt, mit der römischen Bevölkerung und

Uebertretung der Directiven unserer Regierung, wie ich sie kenne.

§ 8. Durch diese Thatsache werfen wir nicht nur den drei Mächten, welche der römischen Regierung den von ganz Europa gebilligten Krieg erklärt haben, den Fehdehandschuh hin, sondern einer weit höheren Macht, die berufen ist, in dem Geschick unseres Landes eine wichtige Rolle zu spielen: dem Papstthum. Zweite und schwere Uebertretung der von der Regierung der Republik aufgestellten Regeln, welche Oesterreich nicht den Krieg erklärt hat, sondern ausschließlich in der Lage sein will, das Gewicht des französischen Einflusses bei der Regelung der Angelegenheiten in die Wagschale zu werfen.

den Behörden Roms zu unterhandeln, was geschehen ist. Ich habe daher den schriftlichen Instructionen unserer Regierung Folge geleistet.

§ 8. Durch unser Verhalten hier werfen wir nicht den drei Mächten den Fehdehandschuh hin, welche der Regierung Roms den Krieg erklärt haben. Neapel hat geglaubt, militärisch vorgehen zu sollen. Wir haben ihm niemals versprochen, daß unsere Fahne an der Seite der seinigen marschiren würde, ja, als General Oudinot durch Graf Ludolf gezwungen worden, sich darüber auszusprechen, hat er in dieser Hinsicht keinen Zweifel gelassen. Eine telegraphische Depesche des Ministers des Auswärtigen an den General Oudinot vom 10. Mai befahl ihm den Römern zu sagen, daß wir uns nicht den Neapolitanern gegen sie anschließen würden. Wir werfen also Neapel nicht den Handschuh hin, noch weniger Spanien, dem ich selbst beauftragt war zu erklären, daß sein Botschafter in Gaëta sehr mit Unrecht seine Sache von der unsrigen trenne und daß, indem er sich in seinen Entschließungen gegen uns mit Oesterreich verständige, er weder den Interessen des Papstes noch denen Spaniens diene. Was Oesterreich anlangt, so sind seine Principien so verschieden von den unsrigen, daß ein Einvernehmen schwierig ist. Eine scheinbare Verständigung würde dasselbe uns nicht günstiger stimmen

und auf immer die römiſche Bevölkerung entfremden. Man muß ſich daher entſcheiden, und wenn wir Ausſicht haben ſollen, in keinen Krieg mit Oeſterreich verwickelt zu werden, fortfahren, wie wir angefangen haben, wenn nicht neue und unvorhergeſehene Umſtände eintreten, d. h. wir müſſen unſere militäriſche und politiſche Stellung in den römiſchen Staaten befeſtigen.

§ 9. Indem Sie ſich mit den Feinden des Papſtes verbinden, werden Sie ihn wieder mehr wie je unter den ausſchließlichen Einfluß Oeſterreichs ſtellen.

§ 9. Weit entfernt, uns mit den Feinden des Papſtes zu verbinden, beweiſen wir ihm im Gegentheil, daß wir die einzige dem römiſchen Volke freundlich geſinnte Nation ſind, die ſeinen Intereſſen in gerechter und liberaler Weiſe zu dienen vermag. Ja es muß ſich ihm die Ueberzeugung aufdrängen, daß, wenn im gegenwärtigen Augenblick ſelbſt ſeine geiſtige Macht ebenſo ſehr durch die Fehler ſeiner unvorſichtigen Freunde wie durch den Haß ſeiner Feinde gefährdet iſt, wir die Einzigen ſind, die ihm die Thore von Sanct Peter öffnen können, und es vermögen, daß er in dieſelben auf einem mit Blumen bedeckten Wege zurückkehrt. Er wird ſchließlich verſtehen, daß jeder Zugang nach Rom ihm an dem Tage verſchloſſen bleiben wird, wo er, um zu demſelben zu gelangen, einen mit Blut getränkten Boden zu betreten hat, das er hat vergießen laſſen. Aufrichtige Freunde Seiner Heiligkeit haben mich ermuthigt, auf dem Wege fortzuſchreiten, den ich

§ 10. Liegt es wohl in dem Wunsche Frankreichs, einer Regierung die Hand zu reichen, die ihr Werk mit einem Morde begonnen hat? . . . . . und die nur ihr Heil in dem Umsturz unserer inneren Verhältnisse sieht?

Bemerken Sie Eins, daß von dem Augenblick an, wo wir diese Regierung anerkennen, wir das einzige Terrain zerstören, auf dem wir uns halten können. Sobald für uns diese Regierung besteht, sobald sie aus dem freien Willen der Nation hervorgegangen, können wir sie nur noch unterstützen. Es ist uns nur erlaubt, an ihrem Sturze zu arbeiten, so lange sie in unseren Augen das bleibt, was sie ist: das Werk einer zum großen Theil aus Fremden bestehenden Partei.

§ 11. Sie lähmen die Thätigkeit der Armee, indem Sie den Grundsatz: Si vis pacem para bellum vergessen. Sie setzen die Armee der Demoralisirung und Krankheiten aus. Die Armee, welche beweisen will, was sie leisten kann, die neuen Ruhm über den französischen Namen ausbreiten will, ist verurtheilt zu capituliren.

eingeschlagen. Sie haben Dieselbe dringend gebeten, mir keine Hindernisse in den Weg zu legen.

§ 10. Es ist ebenso wenig richtig zu sagen, die römische Republik ist für die Ermordung Rossis verantwortlich, wie man unsere 1848er Republik für die Verbrechen von 93 verantwortlich machen kann. Die römische Republik, die ich übrigens nicht beauftragt bin anzuerkennen, ist durch allgemeine Abstimmung der Regierung gefolgt, welche der directe Erbe der Ermordung Rossis gewesen war, und sie ist von einer Versammlung proclamirt worden, welche die Aufgabe hatte, die ihr zusagende Regierungsform zu finden. Das ist eine Thatsache, deren Folgen ich hier nicht zu discutiren habe.

§ 11. Ich lähme in keiner Weise die Thätigkeit der Armee, aber ich gebe mir alle Mühe es zu verhindern, daß ihr bewundernswerther Eifer nicht einen falschen Weg einschlage. Sie wird sich um das Vaterland verdient gemacht haben, wenn sie sich ihren Eifer dafür bewahrt, die Feinde der Unabhängigkeit und des Einflusses Frankreichs zu bekämpfen, anstatt ihn in einem beklagenswerthen Irrthum dazu zu benutzen, Breschen in alte Mauern zu legen und die schönsten Denkmäler alten und modernen

Geiſtes zu zerſtören. Meine Depeſche No. 6 beſagt, wie unſere ſo brave, ſo disciplinirte und ſo gut commandirte Armee ihre Stellung beibehalten, ſie befeſtigen, durch einen Wechſel der Cantonnements verbeſſern kann, wenn Rom uns nicht vor dem Eintritt der Fieberzeit ſeine Thore öffnet. Dieſes Project müßte bei einer guten Politik an dem Tage noch zur Ausführung gelangen, wo ein Arrangement zwiſchen Römern und Franzoſen zum Abſchluß gelangt iſt. Um jede unangenehme Berührung zu vermeiden und uns in eine Lage zu bringen, in welcher wir uns ohne Schwierigkeit an dem Tage zurückziehen können, wo wir unſere Aufgabe gelöſt haben und Frankreich ſeiner Soldaten bedarf, wird im Falle eines Arrangements eine feſte Poſition in der Stadt, wo das Hauptquartier mit der nöthigen militäriſchen Macht aufgeſchlagen werden kann, beſonders ausbedungen werden. Ich habe Herrn de Rayneval auf dem Plane von Rom gezeigt, wie vortheilhaft es ſein würde, wenn wir auf dem Monte Pincio einen Theil der Akademie und alle Gebäude des prächtigen anſtoßenden Kloſters von Trinità de' Monti beſetzten. Dieſes franzöſiſche Beſitzthum bildet ein zuſammenhängendes Ganze militäriſcher Poſitionen. Die große Treppe von Trinità de' Monti führt in das Innere der Stadt, und bis zum Jahr 1815 genügte es, daß ein von der Gerichts-

§ 12. Während unsere Armee unthätig unter den Mauern Roms bleibt, rücken die Oesterreicher vor, und der Papst könnte unter ihrer Aegide in Bologna seinen Amtssitz aufschlagen. Werden wir im stande sein unter den Mauern Roms, selbst wenn uns einige Posten in der Stadt gnädigst bewilligt werden, den Oesterreichern und dem Papst gegenüber die Sprache zu führen, die Frankreich gebührt?

Den ersteren gegenüber bliebe uns nur die Gewalt, ein äußerstes Mittel, welches dem letzteren gegenüber vollständig wirkungslos bleiben würde.

behörde Verfolgter den Fuß auf die erste Stufe setzte, um die Unverletzlichkeit des französischen Territoriums zu genießen.

Die Nonnen von Sacré coeur, welche in diesem Augenblick das Kloster bewohnen und nur Miether der französischen Regierung sind, haben zwei andere schöne Besitzthümer in Rom, wo sie sich vereinen können.

§ 12. Die Hauptcantonnements unserer Armee werden in Frascati, in Albano und in der unter dem Namen Hannibals Lager bekannten Gegend aufgeschlagen werden. Wir werden unsere freie Verbindung mit Civita Vecchia, ferner auf der Straße nach Florenz, nach Bologna, nach Fiumicino vermittelst der Tiberfähre oder durch den schon von dem General Oudinot in stand gesetzten Hafen beibehalten und eine neue kürzere Verbindung mit dem Meere durch Porto d'Anzio (Portus Neronis) suchen.

Man wird in einer solchen Position, die augenblicklich von dem Divisions-General Vaillant überlegt und studirt wird, von uns nicht behaupten können, daß wir unsere Zeit verloren haben und unthätig geblieben sind. Der Marsch der Oesterreicher kann uns nicht beunruhigen. Was schließlich die Befürchtung anlangt, daß der Papst seinen Sitz unter der Aegide Oesterreichs in Bologna, einer offenen Stadt ohne Vertheidigungsmittel, aufschlagen könnte, so halte ich dieselbe nicht für begründet.

§ 13. Primär-Versammlungen in Ländern wie dem hiesigen haben nicht die moralische Kraft wie bei uns, weil Jeder weiß, daß in Italien die Bevölkerung unfähig ist, ihren Willen auf diese Weise auszudrücken. Indem wir uns bezüglich des Schicksals des römischen Staates auf sie berufen, erklären wir implicite, daß die Souveränetät des Papstes für uns nicht mehr existirt, während wir feierlich Europa angekündigt haben, daß wir die durch die Verträge festgestellten Territorial-Theilungen anerkennen.

§ 13. Indem wir erklären, daß wir der römischen Bevölkerung das Recht nicht streitig machen, frei die Form ihrer Regierung zu wählen, sagen wir nicht, auf welche Weise diese freie Wahl ausgeübt werden soll, und wenn wir in diesem Augenblicke die auf die Interessen des heiligen Vaters bezüglichen Fragen nicht erörtern, so geschieht dies, weil wir es für sehr unvorsichtig halten, dies vorschnell zu thun, und überzeugt sind, daß die Zeit allein eine freiwillige Rückkehr zu ihm herbeiführen kann. Niemand wird bestreiten, daß eine erzwungene Rückkehr keine dauerhafte sein kann, wenn sie nicht durch die Gewalt aufrecht erhalten wird, mittelst welcher sie erfolgt ist.

§ 14. Mich schrecken nicht im geringsten die Versuche der protestantischen Missionäre. Sie können Skandal und nichts weiter machen.

§ 14. Ich habe das Treiben der Protestanten in Rom sehr in der Nähe gesehen. Die Gefahr existirt. Vielleicht ist sie nur eine vorübergehende und wird schwächer werden oder verschwinden, wenn die Stütze, auf welche sie zählen, ihnen dereinst fehlt. Da wir aber schließlich mit der gegenwärtigen Situation und nicht mit dem, was vorüber ist oder was kommen soll, zu rechnen haben, so müssen die Elemente bekämpft und vernichtet werden, die uns Opposition machen.

§ 15. Noch ein Wort über das Königreich Neapel. Sie setzen es der Invasion von Banden aus, die

§ 15. Nicht wir setzen das Königreich Neapel dem Einfall der Banden Garibaldis aus, es ist das vielmehr

durch unsere Unthätigkeit hierfür alle Freiheit erhalten. Will die Regierung der Republik, daß die kaum in Nord-, in Mittel-Italien und auf Sicilien erstickte Agitation in Neapel wieder auflebe?

die mangelhafte Haltung der neapolitanischen Truppen, die unvorsichtiger Weise in die römischen Staaten eingerückt waren.

§ 16. Ich habe genug gesagt, um darzuthun, wie sehr traurig ich über die gesammte Situation bin. Ich würde es ebenso sehr wie Sie beklagen, wenn man dem Papstthum einen Weg aus Blut und Ruinen bereiten müßte. Es ist nicht nöthig, daß das eintritt. Nach meiner Ansicht würde eine sehr feste Haltung, ein Angriff, der ohne ein anderes Unglück als den Einsturz einiger alten Mauern uns zum Herrn der oberen Quartiere Roms gemacht hätte, die Bevölkerung bestimmen, sich zu unseren Gunsten auszusprechen. Wir wären wenigstens in einer starken und gesunden Stellung gewesen, die unseren Nationalstolz befriedigt und den Erfordernissen unserer Politik gedient hätte. Früher oder später hätte man uns bedingungslos aufgenommen; man hätte sich auf unsern Edelmuth verlassen, und wir würden nicht, wie das eintreten wird, wenn Sie Ihre Pläne durchsetzen, gegen unmöglich zu erfüllende, uns Europa gegenüber schwer compromittirende Verbindlichkeiten zu kämpfen haben.

§ 16. In der Lage, in welcher wir uns bis jetzt befunden haben, würde, wie ich glaube dies in meiner Correspondenz mit dem Ministerium nachgewiesen zu haben, ein Angriff auf Rom das größte Unglück im Gefolge gehabt haben und zwecklos gewesen sein.

§ 17. Ich halte es für meine Pflicht, in aller Form jede Verantwortung für alles das zurückzuweisen, was seit dem Tage Ihrer Ankunft

§ 17. Ich nehme durchaus die Verantwortung für Alles, was vor Rom geschehen, auf mich und verlange von Niemand dieselbe mit mir

geschehen. Aber ich schließe nicht ohne den Ausdruck meiner Hochachtung vor Ihrem Eifer und Ihren Absichten. Ich bitte Sie, in meinem außerordentlichen Freimuth nur einen Beweis meines Vertrauens auf Ihren Charakter und einen Beweis alter Freundschaft zu sehen.

De Rayneval.

zu theilen. Ich verehre Herrn de Rayneval darum nicht minder, daß er bei der Entwickelung seiner aus derselben patriotischen Quelle geschöpften Ideen zu Schlüssen gelangt ist, die von den meinen abweichen.

Ich danke ihm für seinen Freimuth, der so sehr dem meinigen und der aufrichtigen Freundschaft entspricht, die ich für ihn hege.

F. von Lesseps.

Wie verschieden auch unsere Ansichten über den Stand der Verhandlungen waren und über die Hoffnungen, welche sie erwecken konnten, so wies doch Herr de Rayneval in dem Paragraph 5 auf das wesentliche Factum hin: „Sie haben an die oberste Entscheidung der Regierung appellirt, es ist wichtig, ihre Entscheidung abzuwarten."

Am 28. hielt der Oberkommandirende einige Stunden vom Hauptquartier entfernt eine Parade über 10,000 Mann ab, die zum größten Theil jüngst aus Frankreich angekommenen Corps angehörten. Er lud mich ein, ihn zu begleiten.

Am 29. verständigte ich mich mit dem General Oudinot, um den römischen Behörden eine dringende Mittheilung zugehen zu lassen.

Die Nachricht von dem Anrücken der Österreicher, der Wunsch, die Armee zufriedenzustellen, und die Hoffnung, daß eine ehrenvolle Versöhnung von der Majorität der Nationalversammlung, die mir als hierzu geneigt geschildert worden, angenommen werden würde, legten es uns nahe, nach Rom eine Erklärung in Form eines Ultimatums zu schicken. Die Versammlung, die Obrigkeit und das Triumvirat erhielten je ein Exemplar aus den Händen des Herrn Leduc, meines Privatsecretärs.

An die Behörden und an die gesetzgebende römische constituirende Versammlung übersandte Erklärung.

Mit Rücksicht darauf, daß der Einmarsch der österreichischen Armee in die römischen Staaten das Verhältniß der französischen Armee und der römischen Truppen ändert, daß die Oesterreicher bei ihrem Vorrücken auf Rom sich solcher Stellungen bemächtigen könnten, welche die französische Armee bedrohen, daß ferner die Verlängerung des Status quo, in welche der General Oudinot de Reggio bisher gewilligt, der französischen Armee verderblich werden könnte; schließlich mit Rücksicht darauf, daß ihm seit seiner letzten Note an das Triumvirat vom 26. d. Mts. keinerlei Mittheilung zugegangen, fordert der unterzeichnete außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister der französischen Republik, Ferdinand von Lesseps, in Mission zu Rom, die Behörden und die constituirende römische Versammlung auf, sich über folgende Artikel auszusprechen:

Artikel 1. Die Römer verlangen den Schutz der französischen Republik.

Art. 2. Frankreich bestreitet der Bevölkerung nicht das Recht, sich frei über ihre Regierungsform auszusprechen.

Art. 3. Die französische Armee wird von den Römern als eine befreundete empfangen werden. Dieselbe wird die Cantonnements wählen, die ihr sowohl aus Gründen der Landesvertheidigung, als aus gesundheitlichen Rücksichten angezeigt erscheinen.

Art. 4. Die französische Republik schützt das von ihren Truppen besetzte Terrain gegen jede fremde Invasion.

Der Unterzeichnete erklärt in Uebereinstimmung mit dem General Oudinot, daß für den Fall, wo obige Artikel nicht

ſofort angenommen würden, er ſeine Miſſion als beendet anſieht und die franzöſiſche Armee ihre Actionsfreiheit wiedererhält.

gez. F. von Leſſeps.
gez. Oudinot de Reggio.

Gegeben im Hauptquartier der franzöſiſchen Armee.
Villa Santucci, am 29. Mai 1849.

Ein weiteres Schriftſtück beſagte, daß eine Friſt von 24 Stunden, die am 30. um Mitternacht ablief, gewährt werde.

Nach Abreiſe des Herrn Leduc, bemerkte ich in der Nacht vom 29. zum 30., daß in dem Stabe des Obercommandirenden große Thätigkeit herrſchte und daß man eine Bewegung für den nächſten Morgen vorbereitete. Ich übergab ſofort dem Obercommandirenden, bei welchem ich auch ferner wohnte, eine Note, in der ich ſagte: „Sollten Sie beabſichtigen, durch Ueberraſchung oder auf andere Weiſe ſich gewiſſer Poſitionen im Innern der Stadt Rom oder auch nur in der Nähe ſeiner Umfaſſungsmauer zu bemächtigen, ohne darüber etwas mit mir vereinbart zu haben, ſo trifft Sie für alle daraus entſtehenden politiſchen Folgen ausſchließlich die Verantwortung. Bis zu dem Augenblicke, wo die Befehle der Regierung ankommen, ſei es um mich zu tadeln oder um mir zuzuſtimmen, liegt es in meiner Miſſion, daß Sie nicht iſolirt Beſtimmungen oder militäriſche Maßregeln treffen können, die unſere Regierung compromittiren und unſer Land auf eine Bahn drängen, die ich für unglücklich halte.“

Es iſt bemerkenswerth, daß ich bis zu dieſem Tage nicht ein einziges Wort von dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten erhalten hatte, und daß ebenſo der Obercommandirende ſich ohne officielle Befehle und neue Inſtructionen befand, die er mir hätte zeigen können.

Die Verlegenheiten, welche für die Regierung der Republik aus einem Angriff und einer Belagerung von Rom entstehen konnten, waren der Gegenstand meiner lebhaftesten Besorgniß. Ich hatte ihr sowohl in meiner Correspondenz stets Ausdruck gegeben, wie ich auch den Herren Forbin-Janson, de la Tour d'Auvergne und Belcastel, den Ueberbringern meiner hauptsächlichsten Depeschen, empfohlen hatte, sich zum Dolmetscher derselben zu machen.

Ich wußte, daß der Obercommandirende mehrere Generale und Corpschefs hatte rufen lassen, um ihnen seine Instructionen bezüglich des Angriffs auf die Laufgräben Roms zu geben, der um Mitternacht beginnen sollte. Als ich in Erfahrung gebracht, daß der Obercommandirende entschlossen war meine Warnungen unberücksichtigt zu lassen, hielt ich es für angezeigt, den Divisions-General im Genie Herrn Vaillant, der kürzlich aus Paris angekommen, nachdem mir seine Abreise vom Präsidenten telegraphirt worden, und den ich daher für den Inhaber der neuesten Instructionen der Regierung halten mußte, meine ernsten Gründe für den Widerstand gegen den in Aussicht genommenen Angriff und die Gefahren auseinander zu setzen, die eine unmittelbare Besetzung Roms mit sich bringen könnte.

Ich schrieb ihm:

Hauptquartier der Villa Santucci.

An den General Vaillant.

30. Mai 1849.

„Ich wollte Sie heute Morgen aufsuchen, um Ihnen vertraulich das Ergebniß meiner letzten Conferenz mit Herrn de Rayneval einem der französischen Bevollmächtigten in Gaëta, mitzutheilen. Es fehlt mir hierzu augenblicklich an Zeit, denn ich bereite gegenwärtig eine Note vor, in welcher ich mit Rücksicht

auf das neue Factum, daß heute 4000 Spanier in Gaëta ausgeschifft werden, nachweisen werde, daß es vom politischen Gesichtspunkt nothwendig sei, sofort eine Division aufbrechen zu lassen, die zwischen Albano, Frascati und Marino Aufstellung nimmt. Man sagt, die Spanier sollten den Muth der Neapolitaner neu beleben und die Campagne solle wieder beginnen. Es ist für uns Ehrensache, die Lagerplätze, die sie möglicherweise um Rom einnehmen wollen, zu besetzen und so allein Rom zu beherrschen. Auf diese Weise compromittiren wir unsere Regierung nicht durch ein stürmisches Einrücken in Rom, durch den Aufenthalt in einer Stadt, die den Sommer über selbst von den Einwohnern verlassen wird. Wir werden die wahren Herren Roms sein, wenn wir es einschließen statt es zu besetzen, und die Regierung der Republik, die unser Einrücken in Rom nur im Einverständniß mit den Einwohnern wünscht, wird es Ihnen Dank wissen, daß durch Ihre klugen Rathschläge die wahre, große, von allen kleinlichen Rücksichten der Eigenliebe, von aller eitlen Ruhmessucht freie Politik triumphirt hat."

Noch an demselben Tage am 30. um 3 Uhr, also 9 Stunden vor Ablauf der festgesetzten Frist, erhielt ich die Antwort des Präsidenten der römischen Nationalversammlung und der Mitglieder der Municipalität behufs Abschlusses der Verhandlungen. Man hoffte damit zu vermeiden, daß Frankreich Rom gegenüber in die Rolle Oesterreichs falle, und wünschte dem Elend ein Ziel zu setzen, mit dem eine ruhige Stadt, die Stadt der Monumente und der Kunst, bedroht war. Gleichzeitig schickte mir das Triumvirat (die Executivgewalt) eine Note und ein Gegenproject auf meine Vorschläge. Es lag auf der Hand, daß der Obercommandirende und ich das Gegen-

project der römischen Autoritäten in Berücksichtigung ziehen, dasselbe discutiren, für den Fall aber, daß wir uns nicht einigen konnten, bis zum Eintreffen der Instructionen aus Paris nicht mit Rom zu brechen brauchten. Die Humanität allein hätte ein solches Verhalten vorschreiben sollen, wenn es uns nicht durch die Situation selber vorgezeichnet gewesen wäre, die sich seit dem 15. des vergangenen Monats, seit dem Tage meiner Ankunft in dem Hauptquartier von Rom in nichts geändert hatte; und das um so mehr, als unsere Regierung, seit langer Zeit aufgefordert, Bestimmung zu treffen, dies weder schriftlich noch durch Courier oder telegraphisch gethan hatte. Der General Oudinot war daher immer noch durch die Depesche vom 10. gebunden, die ihm nicht gestattete anzugreifen. Ich vereinte die Briefe der Municipalität zu Rom, der Nationalversammlung, des Triumvirats und das mit meinen Anmerkungen versehene Project zu einem Actenstück, fügte das nachstehende Memorandum hinzu und beauftragte den Commandanten Espivent, dasselbe dem General Oudinot zu übergeben.

Memorandum.

Von Paris unter dem Eindruck der Vorgänge des 30. April abgereist und hierhergekommen, um mit der römischen Bevölkerung zu verhandeln, darf ich nicht erst daran erinnern, daß ich es weder gewollt noch gestattet habe, daß meine Sache jemals von der der Regierung und der des Chefs der französischen Armee getrennt werde.

Ich verhehlte mir nicht alle die sich vor mir aufthürmenden Schwierigkeiten, die ich zu überwinden haben würde, um die Ueberzeugung zu erwecken, daß die Weisungen der Regierung der Republik und die Anordnungen ihres Generals vor und nach dem 30. April im Einklang standen. Heute ist mir das gelungen. Ich bin bereit, sofort bis auf einige Ab-

änderungen und unter Verwerfung des Artikel 3 bezüglich der Anerkennung der römischen Republik, das von dem Triumvirat übersandte, von der römischen constituirenden Versammlung wie von den Senatoren und Conservatoren der römischen Municipalität gebilligte Gegenproject in der Ueberzeugung zu unterzeichnen, daß dieser Act auf immer den Einfluß Frankreichs in Italien besiegelt, und die Ehre unserer Armee und unserer ruhmreichen Fahnen fleckenlos aufrecht hält.

gez. F. von Lesseps.

Hauptquartier der Villa Santucci.

30. Mai 1849.

Herr Espivent brachte mir bald auf Befehl des Generals das Actenstück zurück, welches er keine Zeit gehabt hatte zu lesen, da er zu sehr mit den Details des Dienstes und mit der Ertheilung von Befehlen an die Armee beschäftigt sei. Er fügte jedoch hinzu, daß ich später im Sitzungssaale des Kriegsrathes, wo sich die Generale, deren Lager sich in der Nähe des Hauptquartiers befanden, versammeln sollten, Gelegenheit haben würde mich zu erklären.

Um vier Uhr waren die Generale vereinigt. Weder die Vorlesung der letzten Documente, noch meine aus der Gefahr und der Bedrängniß der Lage geschöpften Bemerkungen, noch endlich der Hinweis auf das Fehlen von Befehlen seitens der französischen Republik, deren telegraphische Instructionen vom 10. uns noch als Regel dienen mußten, konnten etwas an dem Beschlusse des Generals Oudinot ändern. Die Art und Weise, in welcher derselbe zum Ausdruck gelangte, machte jede Discussion unmöglich. Sie versetzte mich in die Nothwendigkeit, meine officielle Stellung den leidenschaftlichen Ausbrüchen gegen-

über in die Wagschale zu werfen und zu erklären, daß ich dieselben nicht ferner ertragen würde.

Eine ähnliche Scene fand in der Nacht in Gegenwart eines meiner Freunde, des Fregatten-Capitäns Chaigneau, des Commandanten des Magellan statt. Meine Festigkeit jedoch und der Umstand vielleicht, daß ich auf eine Drohung, mich arretiren zu lassen, die Hand auf das Gefäß meines Degens legte, hatten glücklicher Weise das Ergebniß, daß im letzten Augenblick auf der ganzen Linie der Vorposten, die schon zum unmittelbaren Angriff ertheilten Befehle zurückgezogen wurden.

In der Besorgniß jedoch, daß diese Befehle zu spät eintreffen möchten, um bedauernswerthe Zusammenstöße zu verhindern, sandte ich nach Rom, wohin ich mich sofort selbst begab, die Nachricht, man möge sich nicht über unsere Bewegungen beunruhigen, die nur dazu bestimmt seien, uns Stellungen zu sichern, deren sich die auf Rom marschirenden fremden Armeen sonst bemächtigen könnten. Ohne diese Nachricht hätte man den Monte Mario nicht friedlich besetzen können. Der Adjutant, welcher den Befehl für diese Besetzung rückgängig machen sollte, traf zu spät ein. In der Nacht begab ich mich ins Hauptquartier zurück.

Als am 31. Morgens der General Oudinot erfuhr, daß ich meine Vorbereitungen traf, nach Rom zurückzukehren, ließ er mich durch einen seiner Adjutanten bitten, ihn vor meiner Abreise aufzusuchen. Ich erwiderte, daß dies meine Absicht gewesen, da ich ihm eine letzte Note zu übergeben hätte. Der General bedauerte bei meinem Besuche lebhaft das Vorgekommene. Ich ließ ihn nicht aussprechen und ergriff die Hand, die er mir entgegenstreckte. Ich zeigte ihm an, daß ich mich in die Stadt begebe, um hier die Unterhandlungen auf Grund des mit Anmerkungen versehenen Projectes zu Ende zu führen. Um ihm zu zeigen, daß ich den Fall einer nicht so-

fortigen Beſetzung Roms vorausſähe, gebrauchte ich die Vorſicht, ihm die folgende Note vorzuleſen, deren Original ich ihm ließ.

„Es iſt nützlich, bis alle Leidenſchaften zur Ruhe gekommen, die Berührung der Armee mit einer Bevölkerung zu vermeiden, die ſich aus vielen Gründen noch in einem Zuſtande der Aufregung befindet. Die Luft Roms iſt im Sommer ungeſund. Der Aufenthalt irgend eines Theiles der Armee in Rom könnte, wie ich ſtändig ſeit der erſten Conferenz mit Herrn d'Harcourt erklärt habe, uns mehr in innere römiſche Fragen verwickeln, als uns lieb wäre, und unſere Regierung compromittiren. Auch Herr de Rayneval iſt der Anſicht geweſen, daß die Heranziehung unſerer Truppen zu gemeinſamem Dienſte mit den römiſchen Truppen für unſere Intereſſen höchſt ſchädlich ſei.

„Das allgemeine, aus den Verlegenheiten des Staatsſchatzes entſpringende Unbehagen, die Rechnungslegung über ungeheure, ohne Controlle verausgabte Summen ſind ebenſo ſehr für die gegenwärtige Regierung, wenn ſie am Ruder bleibt, wie für jeden ihrer Nachfolger unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Verwaltung, die ſich natürlich der Bevölkerung gegenüber hinſichtlich der finanziellen Bedrängniß, in der ſie ſich infolge der getroffenen revolutionären Maßnahmen befindet, zu rechtfertigen wünſcht, wird die Schuld hierfür unzweifelhaft auf die franzöſiſche Occupation ſchieben. Die letztere, zwangsweiſe ausgeübt, dürfte außerdem zur Folge haben, daß gegen unſere Soldaten Gereiztheit und der Wunſch nach Rache beſtehen bleibt, woraus bei dem geringſten Zwiſchenfall bedauernswerthe Thaten entſpringen könnten. Iſt es nicht richtiger, zu warten, bis dieſe Stimmung verſchwunden ſein wird? Die Bevölkerung wird dann ſelbſt die Franzoſen nach Rom führen. Es handelt ſich vielleicht nur um einige Tage. Wenn wir auch noch ſo entſchieden erklären, uns in die Verwaltung Roms nicht miſchen zu wollen,

eine militärische Occupation im gegenwärtigen Augenblick würde uns doch wider unsern Willen darin verwickeln und uns eine Verantwortlichkeit aufladen, die, ich wiederhole es, am besten ganz den Localbehörden überlassen bleibt. Wer bürgt uns dafür, daß wenn wir einmal mit Gewalt in Rom eingerückt sind, diese Gewalt nicht auch noch später erforderlich sein wird, um uns darin zu erhalten, und daß es uns freisteht, uns zurückzuziehen, sobald unsere politische Aufgabe erfüllt ist und Frankreich seine Soldaten braucht? Es scheint mir überflüssig, mich noch weiter über diese Lage sowie über die anderen Verhältnisse auszulassen, die ich hier kurz berührt habe.

F. von Lesseps.

Hauptquartier der Villa Santucci.

P. S. Herr de Rayneval schreibt mir aus Gaëta unter dem 28., daß nach Mittheilungen aus Rom die Stadt entschlossen ist sich zu vertheidigen. Er fügt hinzu, die Gemäßigten würden mit Vergnügen den Gefahren einer Reaction trotzen, da sie darauf rechnen, daß wir ihnen die Kosten ersparen. Ich habe die Dinge seit dem ersten Tage meiner Ankunft in Rom so beurtheilt. Ich bin erfreut, daß diese Ansicht, die so wenig in Einklang zu all dem bisher Gesagten steht, durch die Nachrichten aus Gaëta bestätigt wird.

Der General übergab mir ein mit Bleistift geschriebenes Billet, in welchem der an den Commandanten der Colonne, die ihre Stellung auf dem Monte Mario nehmen sollte, entsandte Adjutant meldete, daß er nicht zur Zeit eingetroffen, um einen Gegenbefehl für die Bewegung zu erlassen. Das Billet sollte dazu dienen, die römischen Behörden über unsere Absichten zu beruhigen. Es diente mir in der That dazu, um den Triumvirn die Bewegung auf dem Monte Mario zu erklären.

Bei meiner Ankunft in Rom fand ich die Mitglieder der

Executivgewalt über die Besetzung dieses wichtigen strategischen Punktes sehr aufgeregt. Zahlreiche Klagen waren ihnen hierüber aus allen Vierteln der Stadt, die sich zu beunruhigen anfing, zugegangen.

Ich wies ihnen nach, daß es sich um einen Irrthum handle, und sie versprachen mir nichts zu unterlassen, um die Bevölkerung zu beruhigen.

Ich legte ihnen einen letzten Vorschlag vor, den ich mit großer Sorgfalt entworfen hatte, und der nach meiner Ueberzeugung der möglichst getreue Ausdruck meiner Instructionen und der Absichten meiner Regierung war, so wie sie aus den Reden der Minister, die auf der Tribüne der Nationalversammlung in den Sitzungen vom 16. April, 7. und 9. Mai gehalten waren, hervorgingen.

Meine Vorschläge entsprachen nicht den Hoffnungen der Triumvirn, da darin der römischen Republik, die ich nicht anerkennen durfte, keine Erwähnung gethan war, und da sie nur die von unseren Truppen besetzten Territorien gegen fremde Invasion schützten. Dennoch wurden sie von ihnen als eine Nothwendigkeit angenommen. Herr Mazzini sagte mir, daß, wenn die Nationalversammlung diese Vorschläge annehme, dies ein Beweis dafür sei, daß ich großes Vertrauen zu den Absichten meiner Regierung einzuflößen gewußt; denn wenn diese Absichten nicht solche wären, wie ich sie darstellte, so sei es für die Römer höchst gefährlich meinen Entwurf zu unterzeichnen. „Die Stellungen," fügte er hinzu, „die wir Ihnen gestatten, um Rom nach Belieben einzunehmen, wie die Befugniß, welche Sie sich vorbehalten, unsere auswärtigen Feinde nur in dem Falle zurückzuweisen, wo sie Ihnen selbst zu nahekommen, liefern Ihnen in der That unsere politische Existenz auf Treu und Glauben aus.

Die römische Nationalversammlung, die noch an demselben

Tage zu einer außerordentlichen geheimen Sitzung zusammentrat, genehmigte mein Project bis auf drei Stimmen.

Dieses Ergebniß wurde mir durch den folgenden Brief der Triumvirn mitgetheilt.

Herr Minister.

Nachstehendes ist das Ergebniß der langen Berathung der Kammer:

Artikel 1. Der Bevölkerung der römischen Staaten wird die Unterstützung Frankreichs zugesichert. Sie betrachtet die französische Armee als eine befreundete Armee, die zur Vertheidigung ihres Territoriums mitwirken will.

Art. 2. In Uebereinstimmung mit der römischen Regierung und ohne sich irgendwie in die Verwaltung des Landes zu mischen, bezieht die französische Armee außerhalb der Stadt gelegene, der Vertheidigung und der Gesundheit der Truppen entsprechende Cantonnements.

Alle Communicationen sind frei.

Art. 3. Die französische Republik schützt die von ihren Truppen besetzten Territorien gegen jede fremde Invasion.

Art. 4. Es ist selbstverständlich, daß das vorliegende Arrangement der französischen Regierung zur Ratificirung vorgelegt wird.

Art. 5. In keinem Falle können die Wirkungen der eingegangenen Verpflichtungen früher als vierzehn Tage nach der officiellen Mittheilung der Nichtbestätigung aufhören.

Ich glaube nicht, daß die leichten Redactionsänderungen des Projectes irgendwie beanstandet werden. Wenn das der Fall, so erübrigt nur noch die Form der Mittheilung zu vereinbaren.

Es ist unmöglich, noch heute Abend eine Deputation von der Kammer zu erhalten, die nach dem Hauptquartier geht;

wir können es jedoch erreichen, daß der Senator von Rom, Sturtinetti, der Präſident der Stadtbehörde, ſich der Commiſſion anſchließt, die wir morgen bilden werden.

Nachdem einmal die Grundlagen gefunden, werden ſofort Bevollmächtigte ernannt werden, die ſich in das Lager begeben, um ſich über die Details, wie die Wahl der Cantonnements, als erſte Folge der Convention, zu verſtändigen und den Obercommandirenden mit ſeinem Stabe aufzufordern, in Rom mit einer Ehrenwache zu wohnen ꝛc.

Glauben Sie, Herr Miniſter, an die hohe Achtung Ihrer ergebenen

J. Mazzini, A. Saffi, Armellini.

Wir waren nicht der Meinung, im voraus die Zahl der Mannſchaften beſtimmen zu ſollen, die die Wache des Ober-Befehlshabers zu bilden hätten; wir erkannten aber, daß es, auf Grund der Clauſel über die Freiheit der Communikation, zuläſſig wäre, nach und nach das ganze Armeecorps durch die Stadt rücken zu laſſen.

Ich ließ in der Folge drei Exemplare des Arrangements ausfertigen, die ſofort von den hierzu von der römiſchen Nationalverſammlung und der Municipalität ermächtigten Triumvirn unterzeichnet waren.

Der General, dem ich das Project vorlas, erklärte, als die Frage auf die Cantonnements kam, daß er nicht unterzeichnen werde. Er wollte keinerlei Erklärung hören, und da er einen Ton annahm, der mir nicht paßte, ſo mußte ich ihm mit einer Energie antworten, die jede weitere Verhandlung abſchnitt.

Da ich die Ueberzeugung hatte, daß dies Project ebenſo ſehr wie das vorhergehende, vom General genehmigte allen Bedürfniſſen entſprach, daß es dem Sinne nach dem letzteren gleich und in verſchiedenen Beziehungen ſogar vorzuziehen war,

konnte ich um so weniger nachgeben, besonders als ich erfuhr, daß der General die Absicht habe, von dem Abbruch der Verhandlungen Nutzen zu ziehen, ohne die officiellen Befehle aus Paris abzuwarten; denn nun konnte ich nicht mehr an dem geheimen Einverständniß des Generals mit den reactionären Mitgliedern unserer Regierung zweifeln. Ich rief mir das Votum der Nationalversammlung ins Gedächtniß zurück, welches meine Mission veranlaßt hatte; ich las noch einmal die von dem Conseil-Präsidenten am 9. Mai von der Tribüne gesprochenen Worte durch, wonach ich der treue, genaue Ausdruck des Gedankens der Versammlung und der Regierung sowohl hinsichtlich des Zieles als des Charakters sein sollte, den die französische Expedition bis zum Ende durch alle Eventualitäten zu bewahren hätte.

Ich kannte die sämmtlichen Vertheidigungsmittel der Stadt, ich war sicher, daß bevor wir alle unsere Verstärkungen und ein vollständiges Material erhalten hätten, es nicht möglich sein werde, Rom durch einen Sturm zu nehmen; daß der Widerstand energisch und allgemein sein würde. Mein fernerer Aufenthalt in Rom hatte mich nur in dieser Ansicht bestärkt, die ich seit dem 15. Mai, seit dem Tage meiner Ankunft ausgesprochen. Ich sah unsere Regierung auf die jämmerlichste Weise engagirt. Wir mußten bis auf neuen Befehl den formellen Vorschriften der telegraphischen Depesche vom 10. Mai gehorchen, die zu dem Einrücken in Rom ermächtigte, wenn dies in Uebereinstimmung mit den Bewohnern geschähe, und die den Angriff gestattete, wenn man hierzu gezwungen wäre, und allein für den Fall, daß man die sicherste Gewähr für den Erfolg hätte.

Konnte ich denn meine eigene Convention zerreißen, mußte ich sie nicht dem Urtheile meiner Regierung unterbreiten, welche mich doch ausschließlich beauftragt hatte, mit den römischen

Behörden zu verhandeln und mit ihnen partielle Arrangements zu treffen?

Für mich war das Weſentliche, einen unmittelbaren und unklugen Angriff zu verhindern. Es genügte mir, wenn mit meinem proviſoriſchen Arrangement wenigſtens ein Aufſchub von einigen Tagen erreicht und der Regierung die Wahl zwiſchen Krieg und Frieden gelaſſen wurde. Ich hatte außerdem durch eine Depeſche vom 22. Mai den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten benachrichtigt, daß, wenn man entſchloſſen ſei eine andere politiſche Richtungslinie einzuſchlagen als die, welche ich als die Reſultate des Votums vom 7. Mai betrachtete, ich um meine Abberufung bäte.

Durch dieſe Erwägungen geleitet, faßte ich den Entſchluß, mich nicht weiter mit der Oppoſition des General Oudinot aufzuhalten. Ich unterzeichnete in ſeiner Gegenwart eins der drei Exemplare der Convention und ließ es auf ſeinem Tiſch zurück. Ich ſagte ihm, daß ich das zweite Exemplar durch den Oberſt Lavelaine de Maubeuge nach Paris ſenden und daß das dritte in den Händen der römiſchen Behörden bleiben würde.

Ich war während der Nacht nach Rom zurückgekehrt, wo ich am nächſten Morgen, alſo am 1. Juni, einen Brief des General Oudinot erhielt, in welchem er gegen das mit der Stadt geſchloſſene Abkommen proteſtirte. Das Triumvirat ſchickte mir darauf ebenfalls Abſchrift einer Mittheilung, in welcher der General Oudinot erklärte, daß er Alles, was ich gethan, als nicht geſchehen anſehe. Ich erwiderte, daß, was mich anlange, ich das Abkommen vorbehaltlich der Ratifikation meiner Regierung aufrecht erhielte, und daß ich mich anſchickte nach Paris abzureiſen.

Nachſtehend theile ich die Documente mit, welche die letzten Zwiſchenfälle meiner Sendung betreffen.

Rom, 1. Juni 1849.

Herr Minister.

Meiner Depesche vom 29. Mai lag eine Erklärung in Form eines im Einverständnisse mit dem General Oudinot an die römischen Behörden gerichteten Ultimatums bei. Das von mir erhoffte Resultat ist erreicht worden. Neun Stunden vor Ablauf des festgesetzten Termins habe ich von dem Präsidenten der constituirenden Versammlung und von der aus allen hervorragenden Persönlichkeiten in Rom bestehenden Municipalität sehr befriedigende Antworten erhalten. Die mit einer Verständigung mit mir und einem endgiltigen Abschluß des Abkommens beauftragte Executivgewalt schickte mir gleichzeitig einen Gegenentwurf. Dieses Document, welches ich sofort mit meinen Randbemerkungen versah, war dergestalt abgefaßt, daß es in Ueberlegung gezogen werden konnte, und bewies mir gleichzeitig, daß die Persönlichkeiten, welche wenige Tage vorher entschlossen waren, jede Versöhnung zu verhindern, nicht mehr Herren der Situation waren. Aus den in einem besonderen Nachweise aufgeführten beiliegenden Schriftstücken sowie aus den mündlichen Auseinandersetzungen des Oberst de Maubeuge werden Sie entnehmen, wie sehr das unerwartete und für mich besonders schmerzliche Verhalten des General Oudinot meine Thätigkeit gehindert und fast nutzlos gemacht hat.

Ich habe dennoch trotz des Widerstandes und der Schwierigkeiten, auf die ich in keiner Weise gefaßt war, ein Abkommen zwischen den römischen Behörden und mir zustande gebracht.

Ich beehre mich Ihnen eins der drei Originale zu überreichen, von denen ein zweites in den Händen des Triumvirats verblieben, ein drittes von dem General Oudinot aufbewahrt wird. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß der Art. 2 des früheren Projectes fortgefallen, in welchem von dem Recht der römischen

Bevölkerung die Rede war, ſich über die Form ihrer Regierung auszuſprechen, ein Recht, welches zu beſtreiten uns ſchwer fallen, deſſen Anerkennung aber nach den Bemerkungen des Herrn de Rayneval die Empfindlichkeit in Gaëta ganz bedeutend erhöhen würde.

Meine Stellung im Hauptquartier würde ebenſo wie in Rom eine falſche ſein. Ich betrachte daher meine Miſſion als beendet oder doch wenigſtens als nothwendiger Weiſe unterbrochen. Dem Herrn de Gerando werde ich die Intereſſen der in Rom verbleibenden Franzoſen ans Herz legen.

Meine Vorbereitungen zur Abreiſe werden keine große Zeit in Anſpruch nehmen. Ich werde dem Ueberbringer dieſer Depeſche auf dem Fuße folgen.

Genehmigen Sie ꝛc.

Ferdinand von Leſſeps.

Das Triumvirat an Herrn von Leſſeps.

Rom, 30. Mai.

Herr Miniſter.

Wir haben die Erklärung, welche Sie uns unter dem 30. Mai zu überſenden beehrten, erhalten. Da die Nationalverſammlung, der wir eine Abſchrift haben zugehen laſſen, ihre erſte Entſcheidung, die uns für die Verhandlungen Vollmacht ertheilt, beſtätigt hat, ſo liegt es uns ob zu antworten. Wir beeilen uns hiermit, und wenn dieſe Eile nicht bezüglich der Beantwortung der Note vom 26. geübt wurde, ſo lag es daran, daß ſie weder einen Vorſchlag ſeitens Frankreichs noch eine Discuſſion des Ihnen von uns unterbreiteten Vorſchlages enthielt, alſo eine eilige Antwort nicht zu erfordern ſchien.

Wir haben Ihre Erklärung ſorgfältig geprüft und glauben Ihnen nachſtehende Modifikationen vorſchlagen zu ſollen. Sie

175781A

werden auf den. ersten Blick bemerken, daß es sich vielmehr um die Form als um den Inhalt handelt.

Wir könnten allerhand Material zur Begründung der von uns vorgeschlagenen Abänderungen heranziehen, die, glauben Sie es uns, Herr Minister, nicht nur aus der Art des Mandats entspringen, das uns von der Nationalversammlung zu theil geworden, sondern aus dem klaren Willen unserer Bevölkerung, ohne die es überhaupt keine definitive und wirklich wirksame Convention giebt, aber die Zeit drängt und wir müssen auf Einzelheiten verzichten. Wir ziehen es vor, uns auf Ihre Loyalität und die lebhafte Sympathie zu verlassen, die Sie so oft für unsere Sache und ihr Geschick zu erkennen gegeben haben. Es handelt sich zwischen uns nicht darum, gestatten Sie mir, Herr Minister, das zu wiederholen, uns in der Diplomatie zu üben, es handelt sich um einen offenen und ehrlichen Appell von Volk zu Volk, um einen Appell ohne Mißtrauen, ohne Hintergedanken. Mehr wie jede andere Nation hat Frankreich die Befähigung, ihn zu hören und zu verstehen.

Diesen Ruf nach Beendigung eines anormalen Zustandes, dessen Andauern zwischen der französischen Republik und uns namentlich nach der Erklärung Ihrer Nationalversammlung und den neuerdings seitens des französischen Volkes für uns ausgedrückten Sympathien durchaus unfaßbar sein würde, richten wir heute, Herr Minister, zum letzten Male an Sie mit der ganzen Macht der Ueberzeugung und des in uns lebenden Wunsches. Möge er Ihnen heilig sein, denn er schließt die unerschütterlichen Ueberzeugungen und die heißen Wünsche eines kleinen, aber tapfern und ehrlichen Volkes in sich, das seiner Vorfahren gedenkt und nicht vergessen hat, daß sie etwas für die Welt gethan, ja, das, wenn es heute für die heilige Sache seiner Unabhängigkeit und seiner Freiheit kämpft, entschlossen ist, ihrem Beispiel zu folgen. Das Volk hat ein gutes Recht darauf, Herr

Miniſter, von Frankreich verſtanden zu werden und ſtatt einer feindlichen Macht bei ihm Hilfe und Unterſtützung zu finden. Ja, es hat das Recht, in Frankreich Brüderlichkeit und nicht bloß Schutz zu finden. Das Verlangen nach einem ſolchen würde heute von Europa als ein Schrei der Noth, als eine Erklärung der Ohnmacht gedeutet werden, würde es in ſeinen Augen erniedrigen und jener Freundſchaft Frankreichs unwürdig machen, auf die es immer gezählt hat. Dieſer Schrei der Noth ſchickt ſich nicht für das römiſche Volk. Ein Volk, welches bereit iſt zu ſterben, kennt keine Ohnmacht, und es würde wenig edel von der großen und ſtolzen Nation ſein, das ſchöne Gefühl, welches dieſes Volk beſeelt, zu verkennen.

Dieſer Zuſtand muß aufhören, Herr Miniſter, die Brüderlichkeit darf unter uns nicht ein leeres Wort ohne praktiſches Reſultat ſein. Unſere Couriere, unſere Truppen, unſere Waffen müſſen frei auf der ganzen Ausdehnung unſeres Gebietes circuliren können. Die Römer dürfen nicht verurtheilt ſein Männer mit Argwohn zu betrachten, die ſie ſich gewöhnt hatten als Freunde anzuſehen. Wir müſſen uns mit allen Mitteln gegen die Oeſterreicher vertheidigen können, die unſere Städte bombardiren. Nirgends darf man mehr die guten und loyalen Abſichten Frankreichs verkennen. Man ſoll in Europa nicht ſagen dürfen, daß es uns unſere Vertheidigungsmittel geraubt, um uns ſpäter ein Protectorat aufzuerlegen, welches uns zwar unſeren Länderbeſitz gerettet, jedoch ohne uns das, was uns am theuerſten iſt, unſere Ehre und unſere Freiheit gerettet zu haben.

Thun Sie das, Herr Miniſter, und viele Schwierigkeiten werden ſchwinden, ſehr viele ſympathiſche, heute locker gewordene Bande werden ſich wieder feſter ſchürzen und Frankreich wird ſich in wirkſamerer Weiſe das Recht eines gnten Rathgebers erworben

haben, als durch den scheinbar zwischen uns bestehenden Zustand der Feindseligkeit.

Die Cantonnements, die uns schon heute angemessen erscheinen, würden auf der Linie Frascati-Velletrie liegen. Der Eingang zu der Erklärung kann so, wie er ist, angenommen werden.

Genehmigen Sie ꝛc.

Die Triumvirn.

C. Armellini. J. Mazzini. Saffi.

Der Obercommandirende schrieb mir, um mir seine Mitwirkung zu versagen. Er theilte mir seine neuen Instructionen, die augenscheinliche Folge der politischen Schwenkung unserer Regierung, nicht mit, aber er schrieb mir am Abend des 31. Mai Folgendes:

„Ihre Convention steht im Widerspruch zu den Instructionen, die ich erhalten habe. Ich ertheile derselben meine Zustimmung nicht und bin gezwungen, dieses den römischen Behörden zu erklären. Sobald das Ministerium infolge der Mission des Herrn de la Tour d'Auvergne seine Absichten bekannt gegeben hat, werde ich mich gewissenhaft danach richten. Bis dahin ist es mir aber zu meinem Bedauern unmöglich mich mit Ihnen über mein politisches Vorgehen ins Einvernehmen zu setzen.

gez. Oudinot.

Nachstehend meine Antwort:

An den Herrn General Oudinot.

Rom, den 1. Juni 1849.

Herr Obercommandirender.

Ich habe mit Ergebenheit und persönlicher Selbstverleugnung die Directive der Regierung der Republik befolgt. An

dem Tage, wo Sie mir in Gegenwart von Zeugen skandalöse Auftritte gemacht, die nur infolge meines kalten Blutes und meiner Entschlossenheit nicht in Gewaltthätigkeiten ausgeartet sind, an dem Tage, wo Sie, mich vollständig bei Seite schiebend, mein Vertrauen damit vergolten haben, daß Sie heimlich Ihren Truppenchefs befahlen, die Feindseligkeiten ohne weiteres und im Dunkel der Nacht zu beginnen, an jenem Tage war mein Entschluß unwiderruflich gefaßt.

Ich hatte vorgestern um 8 Uhr Morgens und um 3 Uhr Nachts, sowie am 30. um 6 Uhr Morgens drei Noten in Ihren Händen zurückgelassen, von denen ich dem Minister des Auswärtigen Abschrift übersende. Diese Documente werden beweisen, daß ich, nachdem ich Ihre Pläne durchschaut, Sie gezwungen habe, dieselben nicht zur Ausführung zu bringen. Sie sind von der Voraussetzung ausgegangen, daß, nachdem ein Ultimatum an die römischen Behörden gerichtet worden, meine Erklärung, daß meine Mission beendet sei, und daß die Feindseligkeiten von dem Augenblick, wo die gewährte Frist verflossen, beginnen könnten, absolut und unabhängig von jedem neu eintretenden Umstande sei. Ich habe es Ihnen jedoch zur rechten Zeit gesagt, und ich wiederhole es Ihnen, daß 9 Stunden vor Ablauf der Frist (die 24 Stunden betrug) die römischen Behörden auf unser Ultimatum geantwortet, und daß sie mir ein Gegenproject geschickt hatten, welches zu prüfen der gesunde Menschenverstand, die Elementargrundsätze der Diplomatie und, mehr als jeder andere Beweggrund, die Menschlichkeit uns hätte veranlassen müssen.

Sie haben kaum die Zeit gehabt, einen Blick auf dieses Schriftstück wie auf die Briefe der römischen Obrigkeit, des Präsidenten der constituirenden Versammlung und der römischen Executivgewalt zu werfen, und haben mir das Actenstück durch Ihren ersten Adjutanten Herrn Espivent ungelesen

zurückgeschickt. Der Letztere hat mich benachrichtigt, daß Sie zu sehr mit den Einzelheiten Ihres Dienstes und den der Armee zu ertheilenden Befehlen beschäftigt seien, um dasselbe mit Aufmerksamkeit prüfen zu können. Sie haben darauf die Generale Vaillant, Regnault de Saint-Jean-d'Angely, Mollière den Chef-Intendanten der Armee und Ihren Generalstabschef, den Oberst von Tinan, um sich versammelt. In Gegenwart derselben habe ich trotz Ihres Schreiens und Ihrer drohenden Gesten ruhig alle meine Schriftstücke, sowie die im Laufe des Tages an Sie gerichteten Noten verlesen. Nachdem meine Vorstellungen unnütz geworden und ich mich formell geweigert, Ihrem nächtlichen Angriffsplan, ohne vorherige Benachrichtigung der römischen Behörden, ein ganz unerhörter Act, infolge dessen die französische Colonie in Rom hätte niedergemacht werden können, meine Zustimmung zu geben, habe ich mich zurückgezogen. Ich constatire hier ausdrücklich, daß alle bei der Versammlung anwesenden Personen dem officiellen Vertreter der Republik gegenüber eine durchaus angemessene Haltung beobachtet haben.

Ruhiges Nachdenken und energische wie einsichtsvolle Rathschläge haben Sie dahin geführt, die für den Beginn der Feindseligkeiten ertheilten Befehle im letzten Augenblick zu widerrufen. Diese Befehle sind jedoch nicht so zeitig angekommen, um eine Besetzung des Monte Mario zu verhindern, wo Sie dennoch keinem Widerstand begegnet sind, weil ich vorher nach Rom durch meinen Secretär Herrn Leduc die Aufforderung gelangen ließ, sich über die Truppenbewegungen nicht zu beunruhigen, die nur den Zweck hätten, sich Stellungen zu sichern, deren sich die auf Rom anmarschirenden Armeen sonst bemächtigen möchten. Ohne diese Benachrichtigung und ohne meine Rückkehr nach Rom wäre Sturm geläutet worden, und die Garnison, die Bevölkerung, selbst die mit ihren Messern bewaffneten Frauen wären gegen den Monte Mario angestürmt.

Ich weiß, daß unſere tapferen Soldaten ſich dort gehalten hätten, aber die Folgen eines Angriffs und erbitterten Sturmes würden unſer Vaterland ins Herz getroffen haben.

Nachdem ich das Hauptquartier verlaſſen, Ihnen meine letzte Note übergeben und die Unzuträglichkeiten auseinandergeſetzt hatte, die von dem unmittelbaren Einrücken der franzöſiſchen Armee in Rom zu befürchten waren, habe ich ein neues Project eines Abkommens entworfen, das ganz den Directiven entſprach, die ich von der Regierung der Republik erhalten hatte. Dieſes Project iſt von der Executivgewalt discutirt und angenommen, ſowie einſtimmig (mit Ausnahme von 3 Stimmen) von der conſtituirenden Verſammlung genehmigt worden. Bevor ich dasſelbe unterzeichnete, habe ich Ihnen ein von einer Declaration begleitetes Exemplar ausgehändigt. Ich hatte damit angefangen, Ihnen meine Inſtructionen vom 8. Mai vorzuleſen.

Was Ihre Erklärung betrifft, Herr Obercommandirender, das geſtern zwiſchen der Executivgewalt und mir regelrecht unterzeichnete Abkommen als nicht geſchehen anzuſehen, ſo wird es Sache unſerer Regierung ſein, ſich darüber auszuſprechen, und werden Sie, wenn Sie, wie üblich, handeln, dieſes Abkommen vor ſeiner Ratifikation oder Nichtratifikation nicht verletzen können.

Der außerordentliche Geſandte und bevollmächtigte Miniſter, in Miſſion zu Rom.

F. von Leſſeps.

P. S. Das Triumvirat theilt mir Abſchrift eines demſelben von Ihnen heute morgen überſandten Briefes wie die Antwort darauf mit. Der von Ihnen gethane Schritt iſt bedauerlich, weil er eine politiſche Uneinigkeit enthüllt, hinſichtlich

deren unſere Regierung allein zu richten hatte und die vorläufig unter uns bleiben mußte.

Das Triumvirat an Herrn von Leſſeps.

1. Juni 1849.

Wir haben heute Morgen 6¼ Uhr eine Art Proteſt des General Oudinot gegen unſere geſtrige Convention erhalten. Indem wir Ihnen Abſchrift desſelben mittheilen, laſſen wir gleichzeitig Abſchrift unſerer Antwort anbei folgen.

Im Namen des Triumvirats
gez. Joſeph Mazzini.

Der General Oudinot an die Triumvirn.

Im Hauptquartier, den 31. Mai 1849.

Meine Herren Triumvirn.

Ich hatte die Ehre Sie heute Morgen zu benachrichtigen, daß ich perſönlich dem Ultimatum beiträte, welches Ihnen am 29. d. Mts. von Herrn von Leſſeps überreicht worden war.

Zu meinem großen Erſtaunen überbringt mir Herr von Leſſeps bei ſeiner Rückkehr aus Rom eine Art Convention, die im vollen Widerſpruch zu dem Geiſt und der Grundlage des Ultimatums ſteht. Ich habe die Ueberzeugung, daß, als Herr von Leſſeps die Convention unterzeichnete, er ſeine Vollmacht überſchritten hat.

Die Inſtructionen, die ich von meiner Regierung erhalten habe, verbieten mir ausdrücklich, mich dieſem letzteren Acte anzuſchließen. Ich ſehe denſelben als nicht geſchehen an. Es iſt meine Pflicht, Ihnen das ohne Verzug zu erklären.

gez. Der General Oudinot de Reggio.

Die Triumvirn an den General Oudinot.

Rom, 1. Juni.

Herr General.

Mit Erſtaunen und Bedauern haben wir ſoeben Ihre Depeſche vom 31. Mai erhalten.

Wir waren in der That nicht berechtigt, eine Uneinigkeit zwiſchen dem Obercommandirenden des Expeditionscorps und dem bevollmächtigten Miniſter zu erwarten. Dieſe Uneinigkeit hinſichtlich einer Convention, deren Geiſt durchaus dem letzthin geäußerten klaren Willen der franzöſiſchen Nationalverſammlung und den gerechten Sympathien Ihrer Nation entſpricht, iſt eine ſehr bedauerliche Thatſache, die ernſte Folgen haben kann, für die wir die Verantwortung nicht übernehmen.

Wir hoffen, daß zum Heile Roms und im moraliſchen Intereſſe Frankreichs dieſe Uneinigkeit bald ihr Ende finden wird.

Für das Triumvirat:
gez. Joſeph Mazzini.

Herr von Leſſeps an das Triumvirat.

1. Juni 10 Uhr Morgens.

Meine Herren.

In Beantwortung Ihres Schreibens von heute früh, welches einen Brief des Obercommandirenden der franzöſiſchen Armee und Ihre Antwort enthielt, beehre ich mich Ihnen zu erklären, daß ich das geſtern unterzeichnete Arrangement aufrecht erhalte, und daß ich behufs deſſen Ratifikation nach Paris abreiſe. Dieſes Arrangement iſt kraft meiner Inſtructionen ab-

geschlossen worden, die mich ermächtigten, mich ausschließlich den Unterhandlungen und den mit der römischen Bevölkerung herzustellenden Beziehungen zu widmen.

Genehmigen Sie ꝛc.

F. von Lesseps.

Ich theilte darauf dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit, daß nach dem, was vorgefallen, meine Stellung im Hauptquartier wie in Rom eine falsche sein, und ich daher meine Mission als beendet oder doch jedenfalls als unterbrochen betrachten müsse.

Ich war eben im Begriff meine Vorbereitungen zur Abreise zu treffen, als Herr de Gerando, der Kanzler der französischen Botschaft in Rom, mir in einem offenen Briefe von dem Chef des Generalstabes der Armee eine folgendermaßen gefaßte telegraphische Depesche überbrachte:

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten an Herrn von Lesseps in Rom.

Paris 29. Mai 1849, 4 Uhr Abends.

„Die Regierung der Republik erklärt Ihre Mission für beendet. Sie wollen gefälligst sofort nach Empfang dieser Depesche nach Frankreich zurückkehren."

Ich war bereit dem Befehle der Regierung ohne Zeitverlust nachzukommen.

Von Rom am 1. um 3 Uhr Nachmittags abgereist, kam ich am 5. Morgens in Paris an.

Herr de Tocqueville war an die Stelle des Herrn Drouyn de Lhuys getreten.

Als ich mich bei ihm meldete, sagte er mir, daß er bisher keine Zeit gehabt, von meiner Correspondenz Kenntniß zu nehmen, und daß er hinsichtlich der römischen Frage nicht auf dem laufenden sei. Ich stellte mich ihm für alle wünschenswerthen Informationen zur Verfügung. Weder Herr Odilon Barrot, der mir vor meiner Abreise nach dem Votum der Nationalversammlung, welches den Angriff auf Rom tadelte, gesagt hatte: „Sie sollen uns retten, wir rechnen auf Sie", noch irgend sonst ein Mitglied der Regierung gab mir den Wunsch zu erkennen, mich anzuhören. Sie hatten während des Ueberganges von der Nationalversammlung, zur gesetzgebenden Versammlung, in welcher die Reaktionäre dominirten, das Schweigen nöthig. Der Prinz-Präsident, welcher bei dieser Gelegenheit seinen Staatsstreich vorbereitete, empfing mich mit seinem gewöhnlichen Wohlwollen, seiner Sympathie für Italien und seiner scheinbaren Gleichgiltigkeit gegen unsere innere Lage. Er unterzeichnete jedoch, um das über Rom vorgeschriebene Stillschweigen aufrecht zu erhalten, das Decret, wonach mein Verhalten von dem Staatsrath kraft des Art. 99 der Verfassung geprüft werden sollte. Dieser Artikel stellt die hohen Beamten vor den Staatsrath in Fällen, für welche *ich* das einzige Beispiel gewesen bin. In die späteren Verfassungen ist dieser Artikel *nicht* wieder aufgenommen worden.

Die Regierung hat mich niemals von den Punkten, über welche sie sich beschwerte, in Kenntniß gesetzt. Herr Odilon Barrot jedoch, der sich allen Verhältnissen anpaßte, nur um am Ruder zu bleiben, umging vollständig die Frage, über die er sich auszusprechen beauftragt war. Was verlangte man von ihm? Er sollte die plötzliche Abberufung des mit der Verhandlung mit den Römern beauftragten Agenten und den Befehl, in Rom mit Gewalt einzurücken, erklären.

Anstatt die noch unbekannten Motive für diese beiden am

29. Mai getroffenen Entschließungen vorzulegen, ist der Conseil-Präsident der Discussion ausgewichen und hat, um sich den unbequemen Interpellationen zu entziehen, sich an meinen Vertrag vom 31. gehalten, der schon mit Rücksicht auf sein Datum außer aller Frage stand. Die telegraphische Depesche vom 29. Mai, die meine Abberufung enthielt, traf nämlich 12 Stunden *nach* Unterzeichnung meiner Convention im Hauptquartier ein, und hat sich der General Oudinot, wie dies fälschlich Herr Odilon Barrot behauptet hat, derselben nicht bedienen können, um damit seine Weigerung, der Convention beizustimmen, zu rechtfertigen. Es darf ferner nicht außer Acht gelassen werden, daß der 29. Mai den Uebergang der constituirenden Versammlung zu der gesetzgebenden bezeichnete.

Es scheint mir im Interesse der geschichtlichen Wahrheit erforderlich, die aus der Rede des Herrn Odilon Barrot sich ergebenden Beschwerdepunkte zusammenzufassen und zu widerlegen.

1. Das provisorische Arrangement vom 31. Mai compromittirte die Ehre Frankreichs und die Würde unserer Waffen.

Herr Odilon Barrot wirft mir vor, ich hätte mein Land dergestalt engagirt, daß es compromittirt worden; habe ich wirklich noch nöthig, nachdem ich die Thatsachen auseinandergesetzt, darauf hinzuweisen, daß ich stets sorgfältig bemüht gewesen, der Regierung ihre ganze Freiheit zu erhalten, und daß ich mich wohl gehütet habe, bezüglich seiner Betheiligung an der Gestaltung der Dinge in Rom, dieselbe für die Gegenwart oder die Zukunft zu binden.

Der Vertrag vom 29. wurde nur obligatorisch durch die Bestätigung der Regierung. Wenn ich mich in meinem Eifer getäuscht hatte, bedurfte es nur eines ablehnenden Bescheides.

Worin verdiente aber der Vertrag den ihm gemachten schweren Vorwurf. Ich habe heute, nach vierzig Jahren, den

unabänderlichen Gedanken nicht zu verbergen, der die Richtschnur aller meiner Handlungen bei Erfüllung einer Mission gewesen, um die ich nicht gebeten hatte.

Als man mir bei meiner Abreise aus Rom als Hauptinstruction den Moniteur vom 8. Mai übergab, in welchem die motivirte Tagesordnung stand, war ich und mußte ich der Ansicht sein, daß man mich nach Rom entsandte, dem Willen der Nationalversammlung zu gehorchen.

Als der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Prinz-Präsident mir ihre letzten mündlichen Instructionen ertheilten, konnte ich nicht ahnen (sonst würde ich die Mission nicht angenommen haben), daß ich die Beschlüsse einer souveränen Gewalt, die ich vorbereiten und debattiren gehört, und in deren Geist ich vollständig eingedrungen, nicht ernst zu nehmen hatte. Ich bemerke hier, daß ich von meiner Abreise bis zu meiner Abberufung keine neuen Instructionen, nicht ein Wort der Antwort auf meine Depeschen, in welchen ich ein einfaches Ja oder Nein über die von mir in Aussicht genommenen Maßregeln erbat, ja absolut nichts erhalten hatte, was meine Verhalten hätte modificiren können.

War ich denn nach Rom gekommen, um von den Römern zu fordern, daß sie mir, wenn nicht ihre Häuser verwüstet, ihre Bevölkerung decimirt werden sollte, die Thore öffnen müßten? Man hatte mich doch offenbar in der Absicht dorthin geschickt, mich mit einem Volke zu verständigen, das man für verirrt hielt, um eine Annäherung herbeizuführen, welche die durch die letzten Ereignisse erregten Parteien nicht selbst vornehmen konnten. Es handelte sich nicht darum, eine Ueberraschung zu begünstigen, einen Kampf hervorzurufen; man mußte den Römern Bürgschaften unserer Uninteressirtheit, unserer Freundschaft geben. Ich ging dorthin, um der römischen Bevölkerung begreiflich zu machen, daß sie sich unter den Schutz Frankreichs stellen müßte

und mit seiner Unterstützung jeder Reaction entgehen würde. Die Ehre unserer Fahne bestand nicht darin, Rom an einem bestimmten Tage zu einer unter Drohungen festgesetzten Stunde zu besetzen, es handelte sich darum, wachsam zu sein und erforderlichen Falls sich sowohl dem Einrücken der fremden Truppen zu widersetzen, als bereit zu sein, einem befreundeten Volke in der Stunde der Gefahr zur Hilfe zu eilen. Kann Frankreich an seiner Ehre Einbuße erleiden, wenn es eine Stadt schont, welche es in seinen Schutz nehmen will?

In dem Zustande, in welchem ich Rom gefunden, hatte ich zu wählen. Entweder griff ich zur Gewalt und trat, indem ich den Willen der Nation mißachtete, meine Instruction mit Füßen, oder ich that, was ich gethan habe. Ich warf mich einem schon drohenden Conflicte entgegen und versuchte die bedauerlichen Ereignisse aufzuhalten, die leider seitdem eingetreten sind.

2. Die Verhandlungen hätten nach der Collectiverklärung vom 30. Mai nicht wieder aufgenommen werden sollen.

Ich glaube bei der Darstellung der Thatsachen hinreichend auseinandergesetzt zu haben, wie ich dazu gekommen, die Verhandlungen nach Empfang eines innerhalb der Frist des Ultimatums mir vorgelegten anderen Projectes wieder aufzunehmen, und daß die Redaction meines Abkommens, welches die logische Folge meiner Instructionen und der mich umgebenden Verhältnisse war, mir die Schwierigkeiten zu beseitigen schien, die von allen Seiten auf mich einstürmten.

Es dürfte nicht überflüssig sein, hier zu erwähnen, daß meine telegraphische Abberufung vom 29. Mai dem General Oudinot noch nicht am 30. Mai zugegangen, und auch nicht durch meinen, dem Ministerium erst am 6. Juni bekannt gewordenen Vertrag veranlaßt worden war.

3. Meine Verhandlungen hätten die Verproviantirung der Stadt begünſtigt.

Vom Beginn des Waffenſtillſtandes bis zum 1. Juni hat der General Oudinot die Verproviantirung des Platzes nicht geſtattet. Die Verbindung war für unbewaffnete Perſonen und für Lebensmittel in kleiner Quantität nur auf den von franzöſiſchen Poſten beſetzten Punkten frei. Franzöſiſche Kaufleute richteten an mich eine Petition um Ermächtigung, Waren für die Saiſon aus Civita Vecchia kommen zu laſſen, deren verſpätetes Eintreffen ihnen bedeutende Verluſte verurſachen würde. Ich theilte ihr Geſuch dem General mit, der dasſelbe ablehnte.

4. Ich hätte die franzöſiſchen Truppen ohne zwingende Nothwendigkeit in Unthätigkeit erhalten.

Es iſt nicht zu beſtreiten, daß meine Miſſion als Unterhändler keinerlei Feindſeligkeiten geſtattete, und daß, wenn die Truppen zum Angriff bereit waren, ſie warten mußten, aber ich behaupte, daß, als ich am 15. Mai im Hauptquartier anlangte, ſie noch nicht in der Lage waren, die Belagerung zu beginnen. Der Zeitraum für meine Verhandlungen betrug alſo 14 Tage, nicht vier Wochen, wie behauptet worden iſt. Während dieſer Zeit ſind die Truppen nicht einen Augenblick unthätig geweſen und die Vorbereitungsarbeiten nicht einen Augenblick eingeſtellt worden. Man fertigte täglich eine große Anzahl Schanzkörbe an, ebenſo fanden täglich Truppenbewegungen ſtatt, die die römiſche Bevölkerung beunruhigten und oft meine Beziehungen zu den Behörden ſtörten. Man bereitete unten am Tiber die Schiffbrücke vor, die ſchon vor Kündigung des Waffenſtillſtandes geſchlagen wurde, obwohl ſie die Verbindung der Stadt mit dem Meere durch den Fluß unterbrach, und die, indem ſie den Barken der Fiſcher die Paſſage ſperrte, einen Theil der römiſchen Bevölkerung ſeiner Exiſtenzmittel beraubte.

Man arbeitete an einer Verschanzung am Brückenkopf auf dem linken Tiberufer und stellte daselbst Truppen auf, obwohl dieser Punkt im Beginn des Waffenstillstandes nicht besetzt worden war; man bemächtigte sich der großen Kirche und des Klosters St. Paul, welche der Stadt noch näher lagen.

Während meiner Unterhandlungen hat also die Armee keine Zeit verloren. Ein Hauptmoment aber ist das, daß die sämmtlichen Verstärkungen, welche der General Oudinot infolge der ihm von der Regierung am 10. Mai zugegangenen Depesche abwarten sollte, als ich mich in Civita Vecchia einschiffte, noch nicht eingetroffen waren.

Ein Brief vom 18. erklärte dadurch die Ursache der Langsamkeit der Belagerung, für die ich sicherlich nach meiner Abreise nicht mehr verantwortlich war.

5. Der Waffenstillstand hätte allen den Leuten, die die Aufregung in Italien hervorgerufen, Zeit gelassen, sich zu sammeln und die Armee zu formiren, der wir heute gegenüber stehen.

Die Streitkräfte, welche Rom vertheidigten, hatten, wie der Conseil-Präsident selbst eingeräumt, während meiner Mission eine Vermehrung nicht erfahren. Sie waren am Schluß meiner Verhandlungen dieselben wie bei dem Beginn derselben, und wenn der Aufschub des Angriffes irgend Jemand von Nutzen gewesen, so ist es notorisch, daß derselbe mehr den Interessen der Franzosen als denen der Römer gedient hat.

Während meiner Anwesenheit hat kein einziger Fremder Dienste in Rom genommen, und die Zahl derer, welche sich vor meiner Ankunft dort befanden, beschränkt sich auf einige 20 Franzosen, einige Deutsche und etwa 100 bis 150 Polen, die mir schriftlich sofort den Wunsch ausdrückten, Rom angesichts der Feindseligkeiten Frankreichs zu verlassen und dorthin

zu gehen, wohin wir ſie, mit den nöthigen Mitteln verſehen, ſchicken würden.

Soll man die Italiener, welche anderen Staaten als der Romagna angehörten, als Fremde für die von Rom hochgehaltene Sache anſehen? Auf alle Fälle wäre es ſchwierig, ihnen den Hauptantheil in einer Stadt zuzuſchreiben, die 30,000 in Regimenter eingetheilte Soldaten zählt, und deren geſammte Bevölkerung durchaus entſchloſſen war, mit der Waffe in der Hand den energiſchſten Widerſtand zu leiſten. Durch eine Depeſche vom 16. Mai hatte ich von vornherein dieſe Thatſachen der Regierung mitgetheilt und beſonders die Herren de Forbin-Janſon und de la Tour d'Auvergne beauftragt, ihr dieſelben zu beſtätigen.

6. Ich hätte die Beſetzung Roms ſtipuliren ſollen, als einziges Mittel, um mit den fremden anrückenden Armeen von oben herab zu reden.

Iſt es gerecht, iſt es aber auch nur vernünftig, mir daraus einen Vorwurf machen zu wollen, daß ich als conditio sine qua non für ein Arrangement nicht die Beſetzung Roms gefordert, nachdem Herr Drouyn de Lhuys in der Sitzung vom 7. Mai erklärt hatte, daß er nicht nur den Befehl nicht ertheilt, Rom anzugreifen, ſondern den Marſch auf Rom nur unter der Bedingung geſtattet habe, daß kein ernſter Widerſtand geleiſtet würde, oder daß das römiſche Volk ſelbſt ihn wünſchte?

Kann man ſich einen flagranteren Widerſpruch denken als den, welcher zwiſchen dieſen Worten und dem Befehle zum Angriff auf Rom und zu ſeiner Einnahme beſteht, bevor noch das Reſultat unſerer Verhandlungen bekannt war?

War es ſchließlich möglich, beim Einhalten einer abwartenden Stellung, wie ſie ſich aus der Aufgabe der Expedition und dem Zweck meiner Miſſion ergab, uns vollſtändig unter das römiſche Volk und die Garniſon zu miſchen?

Die dauernde Beſetzung Roms durch unſere Truppen war

mir weder direct noch indirect durch meine Instructionen als unentbehrliches Element für die Versöhnung vorgeschrieben, die ich anzubahnen beauftragt war. Sie setzte uns außerdem tausend Schwierigkeiten aus.

Die römischen Behörden erklärten ständig in ihren Noten, wie ich das bereits hervorgehoben habe, daß sie dieselbe so lange nicht zugeben könnten, als wir nicht ihre Republik und die Gewalten, die sie regierten, anerkannt hätten.

Was aber die Behauptung betrifft, daß wir, einmal im Besitz Roms, eine stolze und feste Sprache hätten führen können, so weiß ich nicht, worauf sie sich stützen kann.

Wenn wir nach Vernichtung der Republik in Rom eingerückt wären, so brauchten wir Niemand gegenüber diese Sprache zu führen, denn wir hätten nur das gethan, was die Oesterreicher, Spanier, Neapolitaner wünschten. Wenn wir andererseits mit dem Versprechen eingerückt wären, irgendwelche nationale Regierung (die frühere oder die neuere) beizubehalten, die Gesetze des Landes und den freien Willen der Bevölkerung zu achten, so frage ich, ob aus einer solchen Situation nicht der Krieg mit Oesterreich hätte hervorgehen müssen, wenn die kaiserlichen Truppen unter die von uns besetzten Mauern Roms gerückt und ihre Absicht zu erkennen gegeben hätten, die weltliche Macht in der Weise wiederherzustellen, wie es der an dem Hofe von Gaëta maßgebende Einfluß wünschte. Erfüllten nicht Bedingungen wie die, daß die äußeren Cantonnements nahe der Stadt starke und gesunde Stellungen einnehmen konnten, daß der General die Möglichkeit hatte, das französische Besitzthum am Monte Pincio zu bewohnen, daß er alle Theile der Armee, welche die Behörden und die Bevölkerung am Tage nach der Unterzeichnung meiner Convention selbst eingeholt hätte, nacheinander durch die Stadt marschiren lassen konnte, erfüllten diese Bedingungen, frage ich, nicht vollständig

die Aufgabe der Expedition, und befriedigten ſie nicht gleichzeitig die militäriſche Ehre wie den Ehrgeiz des Obercommandirenden?

Was hat die entgegengeſetzte Politik erreicht und welche Verlegenheiten bereitet ſie uns nicht?

7. Der letzte Entwurf, in welchen der General Oudinot gewilligt, ſei von der römiſchen Nationalverſammlung mit Lachen und Murren aufgenommen worden, was mich hätte veranlaſſen ſollen, meine Unterhandlungen nicht fortzuſetzen.

Es iſt unrichtig, wenn behauptet wird, daß der in Uebereinſtimmung mit General Oudinot vorgelegte Entwurf von der römiſchen Nationalverſammlung mit Murren, höhniſchem Lachen und Verachtung aufgenommen worden. Wäre dies der Fall geweſen, ſo würde ich es nicht geduldet und alle Verhandlungen abgebrochen haben.

Während einer 23jährigen Dienſtzeit im Auslande habe ich zuweilen gezeigt, daß ich weder geduldig noch furchtſam bin, wenn es ſich darum handelt, die Ehre und die Würde meines Landes hochzuhalten. . . . . .

. . . . . .

Ich habe bei meiner Erwiderung auf den fünften von Herrn Odilon gegen mich vorgebrachten Beſchwerdepunkt geſagt, daß ich Herrn Forbin-Janſon und Herrn de la Tour d'Auvergne beſonders beauftragt hatte, die Regierung mit der Lage der römiſchen Armee genau bekannt zu machen. Was den Letzteren betrifft, ſo war er damals ein ſehr junger Anfänger in der Diplomatie. Ich hatte ihn wegen ſeines diſtinguirten Weſens und weil er ſehr unterrichtet war, liebgewonnen und ihm eine ſchöne Zukunft in ſeiner Carriere vorausgeſagt. Ich habe ihn erſt nach zwanzig Jahren, zur Zeit meiner Kämpfe mit Lord Palmerſton wegen des Suezkanals, in London als Botſchafter Frankreichs

wiedergesehen. Nach einem Diner bei ihm gestand er mir eines Abends, daß Drouyn de Lhuys ihn bei seiner Rückkehr von Rom nach Paris hinsichtlich meiner mit Fragen überschüttet und ihn schließlich gefragt habe, ob ihm nicht eine geistige Aufgeregtheit bei mir aufgefallen sei. Unter dem Ausdruck des Bedauerns gestand er mir, daß er damals bejahend geantwortet, ohne auch nur im entferntesten darüber nachzudenken, welchen Gebrauch der Minister von seiner vollständig unschuldigen Antwort machen könnte. Zu derselben war er aber durch eine Unterhaltung, die ich mit ihm gelegentlich eines Besuches der Monumente Roms gehabt, gekommen. „Sehen Sie," sagte ich ihm, „alle diese schönen Paläste, die heute nicht bewohnt sind, werden nach zwanzig Jahren allen kleinen Souveränen Italiens als Asyl dienen."

Von seinem Bruder, dem Cardinal, in der Strömung der Ideen des vorigen Jahrhunderts erzogen, hatte der junge de la Tour d'Auvergne meine Bemerkung für das Gebilde einer exaltirten Phantasie gehalten. Vermuthlich hat daraufhin der Minister nach seinem Verrath an mir, und aus Furcht vor meiner Ankunft, mich in seiner Umgebung als einen etwas gestörten Kopf hingestellt. Dies Gerücht circulirte damals unter den Beamten des Cabinets und an dem Tage meiner Ankunft in Paris wurde die Nachricht im Siècle abgedruckt. Ich zog sofort den Director desselben Herrn Chambolle schriftlich zur Rechenschaft, der sich beeilte die Nachricht in loyaler Weise und in schicklichen Worten zu dementiren. Ich begab mich in das Auswärtige Amt. Herr Drouyn de Lhuys hatte sein Cabinet verlassen und war von Herrn de Tocqueville ersetzt worden. Ich begegnete ihm auf der Treppe. Als ich ihn mit den Augen fixirte, beeilte er sich in die obere Etage zu gelangen, um sich in das Büreau meines Bruders zu begeben. Nachdem ich Herrn de Tocqueville ge-

sehen der mir sagte, daß er bezüglich der römischen Frage nicht auf dem Laufenden sei, begab ich mich in das Elisée, wo der Prinz-Präsident mich äußerst freundlich empfing. Wenn er mir aber am Tage meiner Abreise nach Rom seine Gedanken über die Revolutionäre mitgetheilt hatte, die für dieselbe Sache arbeiteten, der er in seiner Jugend im Jahre 1831 gedient, als er unter den Mauern Roms seinen älteren Bruder, der im Lager dem Fieber erlag, verloren hatte, so sprach er mir an diesem Tage von der Starrköpfigkeit des römischen Hofes, der die Unmöglichkeit einer Versöhnung zuzuschreiben sei. Er schien mir über die Lage seiner Regierung den beiden unversöhnlichen Parteien, den Reactionären und der sogenannten, von Ledru Rollin geleiteten Bergpartei gegenüber, beunruhigt. Ich war von diesem Augenblick an überzeugt, daß der Präsident sich vorbereitete, die eine wie die andere zu bekämpfen.

Daher war ich durchaus nicht überrascht, als ich bald darauf die Anschläge in den Straßen von Paris erblickte, die den Einbruch der Armee in die Kammer, die Flucht Ledru Rollins nach dem Tage der Arts-Metiers und die Verhaftung einer Anzahl Deputirter meldeten. Wie immer den inneren Zwisten meines Landes fernstehend, wartete ich ruhig in meiner Familie die Entscheidung bezüglich meiner ab. Es erschien bald im Moniteur ein Decret, welches nach Art. 89 der Constitution dem Staatsrath die Prüfung meiner Mission in Rom übertrug.

Das Ministerium, welches mir unter für sein Bestehen sehr kritischen Umständen eine von Schwierigkeiten starrende Mission anvertraut hatte, und das, nachdem die persönliche Gefahr vorüber, mich leichten Herzens aufgegeben, ohne zu geruhen selbst meine Acten zu prüfen, hatte es nicht nur zugelassen, daß man mich überhaupt angriff, sondern daß diese Angriffe von der Tribüne des Parlamentes erfolgen konnten, während ich

vollständiges Stillschweigen beobachtete, und Alles das, ehe der mit Prüfung meines Verhaltens beauftragte Staatsrath in der Lage war, seine Arbeit zu beginnen. Ich hatte allzu spät von dem Vertheidigungsrecht in einer an den Staatsrath gerichteten Denkschrift Gebrauch gemacht, die mit jener Reserve, Mäßigung und Offenheit abgefaßt war, die einem Manne zukommt, der aus Achtung vor sich selbst und der öffentlichen Meinung es vermeidet, dem Beispiel seiner Gegner zu folgen. Man fand jedoch, daß die Freiheit, die ich mir genommen, noch zu groß sei, und sah meine Unabhängigkeit für Disciplinlosigkeit an. Da die einfache Erzählung der Thatsachen die Politik bloßlegte, nach welcher ich mich nicht hatte erdrücken lassen wollen, so fiel man in den Sitzungen der gesetzgebenden Versammlung vom 6. und 7. August aufs neue über mich her.

In der Sitzung vom 7. suchte Herr de Fallouz das Vertrauen in meine Information hinsichtlich des Widerstandes der Stadt Rom zu erschüttern, das 25,000 ernst zu nehmende Kämpfer gegen die französische Armee vertheidigen sollten. Diese Ziffer, die ich seit dem 15. Mai, dem Tage meiner Ankunft, angegeben, ist von dem General Oudinot nach seinem Einrücken in Rom als richtig festgestellt worden.

Als ich hörte, daß davon die Rede war, ich weiß nicht unter welchem Einfluß, mein Erscheinen vor dem Staatsrath so weit als möglich hinauszuschieben und dasselbe womöglich ganz in Vergessenheit gerathen zu lassen, schrieb ich unterm 9. Juli dem Präsidenten des Staatsrathes Herrn Vivien, um die Ausführung des Decretes vom 9. Juni zu fordern, nach welchem dem Staatsrath meine Acten zur Prüfung vorzulegen waren. Erst am 20. antwortete mir Herr Vivien, daß die Section für Gesetzgebung bereit sei die Untersuchung über meine

Angelegenheit zu eröffnen, und forderte mich auf, meine Denkschrift vorzulegen.

Nachdem Herr Boulay de la Meurthe, der Vice-Präsident der Republik, einen offiziösen Schritt bei mir gethan, um mich zur Verzichtleistung auf mein Erscheinen zu veranlassen, und ich dies abgelehnt hatte, wurde mir am 28. angezeigt, daß die Section für Gesetzgebung am 30. zusammentreten würde, um meine mündlichen Erklärungen entgegen zu nehmen.

Die Sitzung wurde gegen Mittag eröffnet. Als der Präsident Vivien die Aufgabe derselben erklärte, bat ich ihn vor Eintritt in den Gegenstand selbst, mir zu sagen, ob das Ministerium die Gründe bekannt gegeben, aus welchen es geglaubt, den Staatsrath mit Prüfung meiner Mission betrauen zu müssen, und ob es irgend eine Anklage gegen mich formulirt, hinsichtlich deren ich mich zu rechtfertigen hätte. — Ich war der Ansicht, daß der kraft des Princips der Beamten-Verantwortlichkeit aufgenommene Artikel 99 der Constitution den Beschluß vom 9. Juni nur durch die Existenz einer Thatsache, für die ich verantwortlich zu machen war, motiviren konnte, da ich meinem natürlichen Richter, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, entzogen wurde. Dann hätte ich die Competenz des Staatsrathes verstanden und mich, obwohl die Form seiner Jurisdiction nicht definirt war, derselben ohne weiteres und vertrauensvoll unterworfen, um öffentlich Gerechtigkeit für alle über mich verbreiteten Verleumdungen zu erhalten, und um festzustellen, daß die Beweggründe meines Verhaltens über jeden Vorwurf erhaben waren.

Es wurde mir erwidert, daß der Staatsrath keinen Beruf habe sich über bestimmte Beschwerdepunkte auszusprechen, daß er einfach beauftragt sei, mein Vorgehen einer Prüfung zu unterziehen, daß er nicht als Gericht functionire und daß in meiner Angelegenheit weder von Anklage noch Angeklagtem die

Rede sei. Ich erhob keine weiteren Schwierigkeiten und beschränkte mich nur darauf zu bemerken, daß von dem Augenblick an, wo der Minister der auswärtigen Angelegenheiten keine bestimmte Thatsache gegen seinen Agenten angeführt, hinsichtlich welcher die Verantwortung dem Urtheil eines Gerichtes zu unterliegen hätte, es mir befremdend erschiene, daß er den Staatsrath mit einer Entscheidung darüber betrant, ob ich meine Mission schlecht oder gut erfüllt hätte. Bei aller Achtung vor den Herren Staatsräthen kann man doch der Ansicht sein, daß sie nicht im stande sind eine diplomatische Verhandlung zu verstehen, besonders wenn sie weder Zeugenvernehmungen noch contradictorische Debatte zulassen und dem keine Rechnung tragen, was sie „fremde Verhältnisse und von außen hineingetragene Commentare" nennen.

Nach Erledigung dieses Zwischenfalles verlas der Präsident die Instructionen, die mir am 8. Mai von Herrn Drouyn de Lhuys übergeben worden waren. Herr Vivien und ich bemerkten gleichzeitig, daß in der von dem Ministerium mitgetheilten Abschrift ein Satz stand, der sich nicht in den Seite 17 meines Promemorias abgedruckten Instructionen befand. Ich werde denselben mit gesperrter Schrift inmitten des Paragraphen bezeichnen, in welchen derselbe eingeschoben war.

„Alles was dazu dient, die Entwickelung des Einflusses anderer von weniger gemäßigten Anschauungen ausgehenden Mächte zu beinträchtigen, wird unserem besonderen und directen Einfluß einen größeren Wirkungskreis eröffnen, Alles was dazu dient, das Ende einer dem Untergange bestimmten Regierungsform durch die Macht der Thatsachen zu beschleunigen, wird zur natürlichen Folge ein schnelleres Erreichen des Ihnen von mir bezeichneten Zieles haben. Sie haben daher alle Sorgfalt darauf zu verwenden, so schnell als möglich ein solches Resultat herbeizuführen."

Ich beeilte mich dem Staatsrath das Original meiner von Herrn Drouyn de Lhuys unterzeichneten Inſtructionen vorzulegen, auf welchem ich aufmerkſam der Verleſung des von dem Miniſter mitgetheilten Actenſtückes gefolgt war. Die Herren Mitglieder der Section für Geſetzgebung ließen das Original circuliren und kamen zu der Ueberzeugung, daß der Satz nicht exiſtirte. Hierauf hob ich ſelbſt die Sitzung auf und ſchrieb am nächſten Morgen folgenden Brief an den Präſidenten des Staatsrathes Herrn Boulay de la Meurthe:

Paris, den 31. Juli 1849.

Herr Präſident.

Als ich geſtern den Staatsrath verließ, habe ich mich in dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten bei dem Director der politiſchen Abtheilung Herrn Vielcaſtel verſichert, daß das Concept der miniſteriellen Depeſche vom 8. Mai, welche die Inſtructionen für meine Miſſion nach Rom enthält, vollſtändig mit der mir bei meiner Abreiſe von Paris übergebenen Ausfertigung übereinſtimmt, die ich den Herren Mitgliedern der Section für Geſetzgebung vorgelegt habe. Ich erſuche Sie dieſe Thatſache den Herren Räthen mitzutheilen, die ſich über das Hinzufügen eines wichtigen Satzes in eine beglaubigte und vom Miniſterium überſandte Abſchrift ſelbſt ihr Urtheil bilden werden. Dieſe Phraſe iſt in meinen Augen durchſchlagend, da ſie allein als Grundlage eines Syſtems dienen kann, mittelſt deſſen ein Widerſpruch zwiſchen meinen Inſtructionen und meinem Verhalten gefunden werden ſoll.

Genehmigen Sie ꝛc.

gez. F. von Leſſeps.

In einer zweiten Staatsrathssitzung, in welcher das Verhör eine Stunde dauerte, wies ich nach, mit welcher Unparteilichkeit ich, frei von jeder politischen Voreingenommenheit und fremdem Einfluß, die innere politische Lage Roms beurtheilt hätte. Ich befand mich nach meiner Rückkehr von der Botschaft aus Madrid, und für die Botschaft zu Bern bestimmt, erst wenige Tage in Paris und würde diese vorübergehende Mission, die mir nach Italien angeboten wurde, nicht angenommen haben, wenn ich, anstatt eine ganz bestimmte Aufgabe vor mir zu haben, mich mit Fragen hätte beschäftigen müssen, auf die mich vorzubereiten es mir an Zeit gefehlt hätte. Es handelte sich nur für mich darum, die Erneuerung von Feindseligkeiten zwischen der französischen Armee und den Römern zu verhindern und die Wiederholung eines Mißverständnisses wie das vom 30. April zu vermeiden, das so viele Aufregung in Frankreich hervorgerufen hatte. Die Einstellung feindseliger Demonstrationen auf der einen wie der andern Seite zu veranlassen, bis auf anderweitigen Befehl mich einem blutigen Zusammenstoß zu widersetzen, den damals weder das Ministerium noch die Nationalversammlung wünschte, über die Vorgänge seit dem 30. April Bericht zu erstatten und meine Regierung weder für eine bestimmte Friedens- oder Kriegsrichtung zu verpflichten, bevor sie hinreichend unterrichtet und Zeit gefunden einen Entschluß zu fassen, weder die römische Republik anzuerkennen, noch aber sie durch unsere Waffen zu vernichten: das waren die Aufgaben, die ich mir bei meiner Abreise aus Paris gestellt.

Ich berichtete dem Staatsrath, daß die Regierung, so sehr einem Angriff unserer Truppen auf Rom entgegen gewesen, mit so großer Beflissenheit nach Mitteln zu einer Versöhnung gesucht hätte, daß Herr Drouyn de Lhuys mich in seinem Salon mit einem Abgesandten der römischen Republik

und Mitgliede der constituirenden Versammlung, einem Herrn Accursi, in Verbindung gesetzt habe, der in Rom unter dem Triumvirat als Minister des Innern functionirte. Er forderte mich sogar auf, mit Accursi von Paris nach Toulon zu reisen, was ich nicht annahm, um mich nicht von vornherein zu compromittiren. Es wurde abgemacht, daß er nach Toulon kommen sollte, um dort das erste Schiff zu nehmen, welches nach Civita Vecchia ging. In den letzten Tagen meiner Mission in Rom erhielt ich den Besuch eines Italieners, der mir ein ganz von der Hand des Herrn Drouyn de Lhuys geschriebenes Billet überbrachte, in welchem mir dieser als ein Freund Mazzinis empfohlen wurde, der zu dem Gelingen eines Arrangements beitragen könnte.

Um dem Staatsrath von den Eindrücken, die ich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes erhalten, von der durch die Ereignisse vollständig gerechtfertigten Art und Weise, in welcher ich die Lage beurtheilte, einen Begriff zu geben, theilte ich ihm einige in den Notizen, die ich jeden Tag machte, enthaltene Bemerkungen mit, die als Material für meine Depeschen dienten:

Noten vom 16. bis zum 19. Mai.

Die Stadt ist in Waffen. Barrikaden und Vertheidigungsmittel überall. Der Widerstand wird ein allgemeiner sein.

Der englische Consul, der seit 30 Jahren in Rom lebt, zeigt mir seine Depeschen an Lord Palmerston. Er bestärkt mich in meiner Ansicht. Der Capitain eines amerikanischen Kriegsschiffes, der alle Vertheidigungsarbeiten besuchte, hat mir gesagt, daß es einer Zahl von mindestens 20,000 Mann bedarf, um Rom durch eine regelrechte Belagerung zu nehmen.

Lord Napier und der Capitain des Bull Dog (englischer Kriegsdampfer) sind derselben Ansicht.

Frankreich darf, unter dem Vorwande, Oesterreich seinen Einfluß in Italien streitig zu machen, nicht die Rolle über-

nehmen, die dieser Macht durch ihre Politik, ihre natürlichen Tendenzen und ihre Interessen bestimmt ist.

Oesterreich ist stets besser als wir über die Stärke der Meinungen unterrichtet gewesen, welche die Stärke und die Kraft der Parteien auf der italienischen Halbinsel ausmachen. Es kennt den Schrecken, — das ist die einzig richtige Bezeichnung, — welchen die klerikale Regierung den Römern einflößt, und würde es mit großer Befriedigung sehen, wenn wir uns mit einer Restauration befaßten, die viel mehr politischer als religiöser Natur ist und die viel mehr vom Absolutismus als vom Katholicismus gewünscht wird.

Note vom 20.

Alle Welt in Rom ist darin einig, eine klerikale Verwaltung zurückzuweisen.

Wenn wir Rom mit Gewalt besetzen wollen, ohne vorher vom Papst eine bündige Erklärung in dieser Hinsicht erhalten zu haben, so werden uns daraus nur Verlegenheiten erwachsen. Es ist sicher, daß unsere Soldaten über alle materiellen Hindernisse triumphiren werden. Darin liegt jedoch die Schwierigkeit nicht. Sind wir in Rom eingerückt und haben die Republik vernichtet, dann wird der hl. Vater ganz sicher die Bedingungen für seine Rückkehr ablehnen, die wir ihm aufzuerlegen gedenken. Wir haben es da mit einem absoluten Princip zu thun, welches sich nicht auf Verhandlungen einläßt. Seit unserer ersten Conferenz stimme ich darin mit d'Harcourt überein, der mir erklärte, daß er darauf verzichte, etwas von Gaëta zu erhalten. Auf der anderen Seite besteht im entgegengesetzten Sinne ein absolutes Princip. Man wird eine geistliche Gewalt, wie gemäßigt sie auch sein mag, nur infolge des Druckes unserer Waffen ertragen. Wir werden eine ständige Besetzung aufrecht erhalten müssen, sowohl zur Erhaltung der durch unsere

Waffen herbeigeführten Reſtauration wie auch um die Kundgebungen der öffentlichen Meinung im Zaume zu halten, die von Tag zu Tag gegen die weltliche Macht feindſeliger auftreten werden.

Wir werden ſo unſern Einfluß auf jede der Parteien verlieren und auf ein Ziel losgehen, das dem gerade entgegengeſetzt iſt, welches unſere Expedition veranlaßt hatte.

Unſere Bemühungen und unſere Ausgaben, die uns doch ſchließlich ſchwächen, werden nur dazu gedient haben, gegen uns den Haß aller Italiener zu concentriren. Eine gemäßigte, conſervative Mittelpartei, eine Partei des juste milieu, wie ich ſie nennen möchte, exiſtirt nicht. Die Wirkſamkeit einer ſolchen iſt weder jetzt zu erkennen, noch wird ſie es in Zunkunft ſein! Einige Individuen, die übrigens Leute von perſönlicher Tüchtigkeit, aber Officiere ohne Truppen ſind, behaupten dieſelbe zu vertreten, doch wird jede Politik, die ſich ausſchließlich auf ſie ſtützt, kläglich Schiffbruch leiden. Ich habe das frei und offen dem Grafen Mamiani geſagt, der mir von Herrn de Forbin-Janſon vorgeſtellt wurde. Er war des Nachts mit der größten Vorſicht zu mir gekommen, um nicht erkannt zu werden.

Ich habe ihn zunächſt gefragt, ob er mir in etwas dienen könne und ob er Anhänger habe, die im ſtande wären das Gelingen der Verſöhnung herbeizuführen, wegen deren ich geſchickt worden. Er hat mir darauf verneinend geantwortet und hinzugefügt, daß er und die Seinigen nichts zu thun wagten, ja daß ſie allein keine Chance hätten, mit Erfolg zu kämpfen. „Sie werden mir alſo zugeſtehen," erwiderte ich ihm, „daß ich augenblicklich, wo ich nach Etwas ſuche, das die Kraft der öffentlichen Meinung vertritt, dies nicht bei Ihnen finden kann, und daß ſie ſelbſt erklären, außer ſtande zu ſein mir zu helfen."

Es ſchien mir, als ob Herr Mamiani von meinem Frei-

muth nicht sonderlich entzückt war, aber er bestritt nicht die in die Augen springende Schwäche seiner Partei. Nach dieser Unterhaltung, der Herr Forbin-Janson beiwohnte, verließ er, in einen großen Mantel gehüllt, um nicht erkannt zu werden, meine Wohnung.

Ich habe gehört, daß am Tage nach meinem Erscheinen vor dem Staatsrath der Herzog d'Harcourt, unser Botschafter beim hl. Stuhl, zum Zeugniß aufgefordert, sehr energisch die Interessen der Diplomatie wahrnahm, die unmöglich gemacht würde, wenn das hinsichtlich meiner Person befolgte Verhalten zum Princip erhoben würde, sowie daß er sich über mich auf das günstigste geäußert und seinem Erstaunen darüber Ausdruck gegeben habe, daß man auch nur daran denken könne mir einen Tadel wegen Dinge auszusprechen, deren Zeuge er gewesen, und die er besser zu beurtheilen vermöge wie sonst Jemand, obwohl er nicht immer mit mir einer Ansicht gewesen sei. Das Zeugniß eines so competenten Mannes war von großem Werthe. In dem Bericht des Staatsrathes, auf welchen ich folgende Antwort gab, ist jedoch hiervon keine Rede:

Die durch den Bericht des Staatsrathes eingeführte Theorie der Unfehlbarkeit der Instructionen wirft alle aus der Diplomatie geschöpften Lehren über den Haufen, macht aus dem in Mission befindlichen Agenten einen Automaten ohne irgend welche Initiative und schmiedet ihn an eine Kette, die ihm in allen den Lagen verbieten würde sich frei zu bewegen, die seine Regierung nicht vorgesehen oder ausdrücklich auseinandergesetzt hat.

In dem Falle, der mich betrifft, beharre ich bei der Behauptung, daß ich weder dem Buchstaben noch dem Geiste nach meinen Instructionen zuwidergehandelt. Bevor ich dies jedoch dadurch zu beweisen suche, daß ich die Grundirrthümer des

Berichtes widerlege, ſcheint es mir Pflicht, die wahren diplomatiſchen Principien und der im nachfolgenden Paſſus auseinandergeſetzten Doctrin des Staatsrathes eine achtungswerthe Autorität gegenüberzuſtellen:

„Die Inſtructionen der Regierung können niemals abgeſchwächt, erweitert oder auf Grund fremder Zuſtände oder von außen hineingetragener Commentare abgeändert werden. Alle Regeln der Hierarchie und der Verantwortlichkeit würden in Verwirrung gerathen, wenn dieſes Princip nicht ſtreng befolgt würde, und der Staatsrath würde ſeine Pflicht nicht erfüllen, wenn er ſich in dieſer Beziehung nicht als ſtrengſter Wächter derſelben zeigte."

Ich meinerſeits verſichere, daß eine ſolche Doctrin weſentlich allen Principien und allen Gebräuchen der Diplomatie widerſpricht. Herr Drouyn de Lhuys war zweifellos ſelbſt dieſer Anſicht, als er mir in ſeiner Depeſche vom 8. Mai ſagte: „Um Ihnen beſtimmte, ins Einzelne gehende Inſtructionen geben zu können, müßten über das, was in den römiſchen Staaten vorgegangen, Informationen vorliegen, die uns fehlen. Ihr gerades und erleuchtetes Urtheil wird Sie nach den Verhältniſſen leiten."

Nachdem wir Vivien gehört, laſſen wir Martens, den Verfaſſer des „Manuel diplomatique" (vol. I S. 131) ſprechen: „Denn ſelbſt, wenn das Verhalten, das der diplomatiſche Agent innezuhalten, und der Weg, den er einzuſchlagen hat, in ſeinen Inſtructionen, nach welchen er ſich pflichtmäßig richten muß, genau verzeichnet ſind, können Fälle vorkommen, wo eine Befolgung der erhaltenen Befehle gerade eine der von ſeinem Souverän beabſichtigten entgegengeſetzte Wirkung hervorruft, und die Folgen offenbar mit den Intereſſen des Landes in Widerſpruch ſtehen würden. In einem ſolchen Falle und unter der

Voraussetzung, daß der über seine Aufgabe vollständig klare Diplomat die innerste Ueberzeugung hat, daß, wenn er die erhaltenen Befehle befolgte, er seiner Aufgabe nicht gerecht werden könnte, kann und muß er die Unterlassung der Ausführung dieser Befehle auf sich nehmen, hat aber sofort seinen Hof zu verständigen und sein Verhalten zu begründen und zu rechtfertigen.

Außerdem entscheiden weder die Zugeständnisse, die der diplomatische Agent machen, noch die Ansprüche, die er erheben kann und für die er das Maß in seinen Instructionen findet, über seine Verantwortlichkeit. Die Wahl des Besten im Umkreis des Möglichen gehört wesentlich zu seinen Pflichten."

Der Herr Berichterstatter des Staatsrathes erklärt, daß das meine Instructionen enthaltende Schreiben die einzige Grundlage für die Prüfung meines Verhaltens sein müsse, und obwohl er mir vorwirft, dieselben interpretirt zu haben, erscheinen sie ihm selbst so wenig klar, wenn sie nicht einen Commentar von außen erhalten, daß er genöthigt ist, ihnen eine Vorrede über die von ihm der Regierung zugeschriebenen politischen Absichten voranzuschicken, und daß er gezwungen ist, sie zu commentiren, auszuziehen, umzugestalten, nur um für seine eigene Auffassung einen positiven Sinn daraus zu erhalten.

Wie? man wagt mich deswegen zu tadeln, weil ich die von der Regierung der Majorität einer souveränen Versammlung gegenüber eingegangenen Verpflichtungen für ernst und bindend gehalten habe? War ich denn, selbst wenn der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten einen Hintergedanken gehabt hätte (was ich nicht glauben kann, denn es wäre eine Beleidigung für ihn), der Mann, nur eines erbärmlichen persönlichen Interesses wegen eine Mission anzunehmen, deren Aufgabe gerade das Gegentheil von dem war, was mein Land nach den öffentlichen von der Tribüne herab abgegebenen Erklärungen von mir erwarten konnte?

Meine Instructionen ermächtigten mich wörtlich, mich nach den Verhältnissen zu richten. Wie will man behaupten, daß ich mich in den unüberschreitbaren Kreis der Depesche vom 8. Mai einzuschließen hatte? Und zählt das, was später von Herrn Drouyn de Lhuys, von Herrn Odilon Barrot, von dem Präsidenten der Republik mir gesagt wurde, gar nichts? Ist die Rede des Herrn Minister-Präsidenten (Odilon Barrot), in welcher er am 9. Mai der Versammlung meine Abreise und die Aufgabe meiner der Abstimmung vom 7. Mai entsprechenden Mission mittheilte, ganz ohne Werth in den Augen des Staatsraths? Man müßte dann nachstehende, nach dem „Moniteur" von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der Sitzung vom 22. Mai gesprochene Worte vollständig für null und nichtig halten:

„Was die römische Expedition anlangt, so ist sie der Gegenstand zweier Discussionen gewesen. Die letztere hat erst vor kurzem stattgefunden; die Regierung hat die Aufgabe der Expedition mitgetheilt; die Nationalversammlung hat ihren Willen zu erkennen gegeben. Sofort ist ein Agent nach Rom und in das Hauptquartier abgesandt worden. Als Instruction hat er den Bericht über die Debatten der Nationalversammlung mitgenommen und ist beauftragt worden, seine Handlungen dem entsprechend zu gestalten."

Selbst wenn ich nicht den soeben von mir erwähnten unbestreitbaren Principien Rechnung trüge, so ist doch durch die officielle Erklärung des Ministers, der die Depesche vom 8. Mai unterzeichnet hat, die den Wortlaut meiner Instruction enthielt, anerkannt, daß diese nicht die einzige Richtschnur meines Verhaltens sein durfte; daß die Aufgabe meiner Mission mir im Nothfall durch die fremden Verhältnisse bezeichnet war, wie sie sich im Laufe meiner Thätigkeit in Rom herausstellten, respective durch von außen kommende Commen-

tare, wie dies die Abstimmungen vom 16. April und 7. Mai, sowie die von dem Ministerium übernommenen Verpflichtungen waren, welche sich darauf bezogen. Welches waren diese Verpflichtungen? Ich halte es nicht für überflüssig, sie hier zusammenzustellen, um daraus den Unterschied zwischen der von der constituirenden Versammlung angenommenen Politik und der Politik vom 29. Mai nachzuweisen, einen Unterschied, der sehr wesentlich ist und der Scharfsicht des Berichterstatters des Staatsrathes ganz entgangen zu sein scheint.

Sitzung vom 16. April.

Der Herr Minister-Präsident sagte: „Der Schutz unserer Landesangehörigen, die Sorge für die Aufrechterhaltung unseres Einflusses in Italien, der Wunsch, dazu beizutragen, der römischen Bevölkerung eine gute, auf freiheitlichen Institutionen gegründete Regierung zu sichern, alles das legte uns die Pflicht auf, von der Ermächtigung Gebrauch zu machen, die Sie uns gewährt haben.... Was wir schon heute versichern können, ist das, daß unsere Intervention eine wirksame Bürgschaft sowohl für die Interessen unseres Vaterlandes als für die Sache der wahren Freiheit sein wird.

Die Regierung denkt nicht daran, daß Frankreich zu dem Umsturz der gegenwärtig in Rom bestehenden Republik beitragen soll.

Die französische Republik kann nicht, ohne sich selbst herabzusetzen, an der Unterwerfung einer unabhängigen Nationalität mitwirken.

Es ist nothwendig und erforderlich, daß das Banner Frankreichs in Italien wehe, damit in seinem Schatten die Humanität geachtet und die Freiheit wenigstens theilweise gerettet werde.

Wenn wir einen Punkt Italiens, der heute bedroht ist, be-

ſetzen, ſo hat die conſtituirende Verſammlung daran für die Executivgewalt die Aufgabe geknüpft, den Anmaßungen Oeſterreichs einen Damm entgegen zu ſetzen."

Ein Mitglied der Oppoſition unterbrach den Miniſter-Präſidenten mit den Worten: „Sie wollen den Papſt wieder einſetzen." „Nein, nein," erwiderte Herr Odilon Barrot. Der General Lamoricière rief: „Sie wollen nur das thun, was Oeſterreich gethan hat!" „Wir würden uns ſtrafbar machen, wenn wir es thäten," erwiderte der Conſeil-Präſident.

Sitzung vom 7. Mai.

Der Miniſter-Präſident: „Man weiß ſehr wohl, daß Frankreich nur im Intereſſe der Freiheit nach Italien geht. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß wir auf Rom nur zu dem Zweck marſchiren, es vor einer fremden Intervention, vor den Ausſchreitungen einer Gegenrevolution zu bewahren, mit einem Wort, wir gehen nur nach Rom zu ſeinem Schutz oder als eingeladene Schiedsrichter.

„Vergißt man denn ganz die Bedingungen, unter welchen wir ermächtigt waren, auf Rom zu marſchiren? War denn nicht die eine die, daß wir auf keinen ernſtlichen Widerſtand ſtießen, und die andere die, daß wir dorthin durch den Willen der Bevölkerung gerufen würden?

„Haben wir denn als Inſtruction dem General Oudinot den Befehl ertheilt, die römiſche Republik anzugreifen? Das ſind bona fide an Sie gerichtete Fragen. Ich wende mich an alle die, welche die Inſtruction geleſen haben, und fordere ſie auf mir zu ſagen, ob ſie in derſelben irgend eine Andeutung dieſer Art gefunden haben. Man behauptet, der General Oudinot hätte an die römiſche Regierung die Weiſung gerichtet, ihr Amt niederzulegen. Bringen Sie mir doch den Beweis für eine ſolche Aufforderung, dieſer Beweis exiſtirt nicht."

Sitzung vom 9. Juni.

Herr Odilon Barrot:

„Ich erkläre Ihnen, daß, so lange ich in diesem Lande einen Theil der Gewalt in Händen habe, die Waffen Frankreichs nicht dazu dienen werden, unmögliche Mißbräuche wieder herzustellen.

In dieser Gesinnung und um durch das Zeugniß uninteressirter Agenten die Wahrheit über das Geschehene zu erfahren, und außerdem auf den Schauplatz der Expedition selbst den getreuen und genauen Ausdruck des Gedankens der Versammlung und der Regierung, sowohl bezüglich der Aufgabe, als des Charakters, den diese französische Expedition bis zum Ende und durch alle Eventualitäten behaupten soll, zu übermitteln, hat das Cabinet einen Mann, der unser ganzes, unter schwierigen Verhältnissen erprobtes Vertrauen besitzt, der immer der Sache der Freiheit und der Humanität gedient, hat es Herrn von Lesseps dorthin entsandt."

Der Berichterstatter des Staatsraths erkennt an, daß die Debatten der Nationalversammlung in nichts den Wortlaut meiner Instruction entkräften. Er behauptet jedoch, daß ich mich nur mit der Frage des Einrückens der Truppen in Rom und mit den besonderen Abmachungen zu beschäftigen hatte, durch die das Einrücken der Truppen erreicht werden sollte.

Die angebliche Nothwendigkeit, Rom trotz des Widerstandes der römischen Nationalversammlung, der Behörden und der Bevölkerung zu besetzen, war nicht einmal in meinen Instructionen vorgesehen und stand im Widerspruch zu den Erklärungen, die der Minister von der Tribüne gegeben hatte.

Wie dem nun auch sein mag, der Herr Berichterstatter geht von dem absoluten Princip des Einrückens in Rom aus,

und ſchließt mich in dieſen ganz beliebig von ihm gezogenen Kreis ein, den ich ſeiner Anſicht nach nicht überſchreiten durfte.

Der Bericht findet es ſchlimm, daß meine erſten Vorſchläge kein unmittelbares Ergebniß lieferten und Modifikationen unterworfen wurden.

Da ich beauftragt war zu verhandeln, und da es bei jeder Verhandlung mehrere vertragſchließende Parteien giebt, deren Intereſſen ſich entgegenſtehen, ſo konnte ich nicht von Anfang an meinen Willen zur Geltung bringen, ich mußte geſtatten, daß Gegenentwürfe gemacht würden, mußte ſie discutiren und konnte, entweder durch Ueberzeugung oder durch Dringlichkeit der Verhältniſſe dazu gebracht werden, Conceſſionen zu machen.

Der Herr Berichterſtatter wirft mir vor, die Empfindlichkeit des Hofes von Gaëta nicht genug geſchont zu haben. Dieſe Frage kann in keiner Weiſe von dem Staatsrath beurtheilt werden, weil es ihm an dem nöthigen Material fehlt, und der Herr Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten hat bei der Behandlung derſelben in meinen Inſtructionen ſicherlich nicht daran gedacht, mir eine Grenze zu ſtecken, die für Herrn Vivien hätte maßgebend ſein können. Die Empfindlichkeit Gaëtas gegen uns war lange vor der mir anvertrauten Miſſion wachgerufen worden, durch unſere Expedition, die ohne vorherige Benachrichtigung des hl. Vaters unternommen worden war; durch den Umſtand, daß wir die dreifarbige italieniſche Fahne bis nach der Einnahme Roms in Civita Vecchia neben der unſern hatten wehen laſſen; durch die erſten Proclamationen des Generals Oudinot, durch die Entfernung von drei Commiſſarien aus Civita Vecchia, welche die Intereſſen des hl. Stuhles hatten vertreten ſollen, und durch die am 10. Mai an den General Oudinot wie an mich gerichtete Depeſche, die mit den Worten begann: „Sagen Sie den Römern, daß wir uns nicht gegen ſie mit den Neapolitanern verbünden werden.“ Infolge

dieser Depesche rief man „Verrath“, in Gaëta sowohl wie im Stabe des Königs von Neapel, der sich beinahe schon vor Rom befand. Schleunigst brach er sein Lager ab, um erst an der Grenze seines Reichs wieder Halt zu machen. Man sieht hieraus, daß das Princip meiner Mission, erschwert durch Verhältnisse, denen ich persönlich fremd war, für Gaëta ein dauernder Grund von Empfindlichkeiten war. Ich konnte absolut nichts unternehmen, ohne mir den vom Bericht des Staatsraths gemachten Vorwurf zuzuziehen, aber ich mußte wohl oder übel handeln.

Der Bericht sagt, daß ich ausdrücklich den Instructionen meiner Mission zuwider gehandelt:

1. Indem ich mich zu Handlungen herbeiließ, die den römischen Behörden eine moralische Kraft verliehen.

2. Indem ich mich in Widerspruch zu den Herren d'Harcourt und de Rayneval setzte.

3. Indem ich Abmachungen traf, die nicht auf ganz bestimmte Dinge gerichtet waren, da ich mich nur mit dem beschäftigen sollte, was auf das Einrücken von Rom und auf eine Specialconvention Bezug hatte, vermöge deren dieses Einrücken erreicht werden konnte.

Hierauf erwiderte ich:

1. War denn der Staatsrath überhaupt in der Lage, sich darüber ein Urtheil zu bilden, inwieweit ich durch meine Handlungen den römischen Behörden eine moralische Kraft verleihen konnte? Er vermochte sich hierüber ebenso wenig als über die Empfindlichkeiten Gaëtas auszusprechen. Ich meinerseits habe die Ueberzeugung, einen solchen Vorwurf nicht verdient zu haben. Die in meinem Promemoria angegebenen Einzelheiten dürften zur Genüge bewiesen haben, daß ich meinerseits nicht die moralische Kraft der römischen Behörden vermehrt habe, die

dieselben infolge der ihnen zu Gebote stehenden materiellen Gewalt wie durch den Halt besaßen, den sie in der Bevölkerung hatten. Aber schließlich frage ich: ermächtigten mich denn meine Instructionen nicht buchstäblich, mich ausschließlich mit den Verhandlungen und den Beziehungen zu befassen, die ich mit den Behörden und der römischen Bevölkerung anknüpfen sollte, und Vereinbarungen mit den in jenem Moment (8. Mai) in den römischen Staaten mit der Ausübung der Gewalt betrauten Männern zu treffen. Ich habe mit der größten Sorgfalt vermieden, von der mir vorgezeichneten Richtungslinie abzuweichen, und es ist nachgewiesen, daß ich die Republik nicht anerkannt habe, deren Name sich in keiner meiner Abmachungen findet.

Es ist ein diplomatisches Princip, daß die von den Mächten mit den thatsächlichen Gewalten eines fremden Landes unterhaltenen Beziehungen nicht nothwendiger Weise die Anerkennung dieser Gewalt einschließen.

2. Meine Instructionen verpflichteten mich, mich mit Ausnahme dringender Fälle mit den Herren d'Harcourt und de Rayneval zu verständigen. Sie verpflichteten mich jedoch nicht, immer und in allen Fällen mich mit ihnen in Uebereinstimmung zu befinden, noch ihren Rathschlägen zu folgen, wenn ich glaubte, daß dieselben dem Zweck meiner von der ihrigen ganz verschiedenen Mission zuwiderliefen. Die Herren d'Harcourt und de Rayneval, deren Competenz nicht in Abrede gestellt werden soll, hatten selbst dieselbe so aufgefaßt. Sie hätten kein Recht gehabt, an mich irgend welche Anforderungen zu stellen, außer in dem Fall, wenn sie vom hl. Stuhl einige freimüthige Erklärungen erlangt, und alle ihre Bemühungen, wie das Herr d'Harcourt wohl voraussah, nicht an den reactionären Tendenzen des Hofes von Gaëta gescheitert wären. Jeder von uns hatte von seiner Ansicht der Regierung Rechenschaft abzu-

legen, die sie zu prüfen, in letzter Instanz darüber zu entscheiden und uns ihre Befehle zu übersenden hatte.

Herr de Rayneval schrieb mir denn auch in der That unterm 28. Mai: „Sie haben an die oberste Entscheidung der Regierung appellirt, es ist nur richtig, dieselbe abzuwarten."

Der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten urtheilte nicht anders. Als ich ihn bei meiner Abreise aus Paris um Erläuterungen zu derjenigen Stelle meiner Instruction bat, die sich auf mein Verhältniß zu den Herren d'Harcourt und de Rayneval bezog, erwiderte er mir in Gegenwart des Herrn Viel-Castel, meines heutigen Collegen an der Academie française: „Schicken Sie ihnen Abschriften Ihrer Depeschen."

3. Ich habe bereits gesagt, daß in meinen Instructionen nicht ein Wort stand, welches mir die Pflicht auferlegte, mich mit Specialconventionen zu beschäftigen, um das Einrücken in Rom zu erreichen. Nach dem System des Herrn Vivien, das darin besteht, nur das zu thun, was ausdrücklich der Buchstabe der Instruction befiehlt, hätte ich nicht das Einrücken der Truppen in Rom in Vorschlag bringen dürfen, nichtsdestoweniger habe ich dies mehrfach und selbst bei Gelegenheit des Arrangements vom 31. Mai gethan. Ich habe in meinem Promemoria angegeben, wie wir eine sehr wichtige Stellung innerhalb der Stadt hätten einnehmen können, und wie wir in sehr kurzer Zeit von der Bevölkerung selbst in dieselbe berufen worden wären.

Ausdrücklich ermächtigt, ganz von meinen Instructionen abgesehen, mit den römischen Behörden einzelne Vereinbarungen zu treffen, habe ich es vermieden, mich mit der Hauptfrage zu beschäftigen, welche die Beziehungen des hl. Vaters zu den Römern betraf.

Der Staatsrath betrachtet mich als ausſchließlich verantwortlich für die erſten Arrangementsentwürfe, die in Uebereinſtimmung mit dem General Oudinot vorgeſchlagen worden waren, da er auf mich ausſchließlich die Vorwürfe häuft, die er hinſichtlich ihrer erhebt. Wenn man aber conſequent ſein will, ſo durfte man mir keinen Vorwurf daraus machen, daß ich die proviſoriſche Convention vom 31. Mai, trotz des Widerſpruchs des Generals, deſſen Verantwortung in gleicher Weiſe wie die meinige engagirt und deſſen Mitwirkung mir nicht vorgeſchrieben war, unterzeichnet hatte. Aus dem Vorhergehenden kann man entnehmen, daß der Staatsrath ſich in keiner Weiſe mit den Verhältniſſen beſchäftigt hat, die der Grund zu meiner Miſſion in Italien geweſen, ebenſo wenig wie mit denjenigen, in welchen ich mich im Laufe dieſer Miſſion befunden habe, noch mit meiner Correſpondenz mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, wie mit den Informationen, die ich gab und die es dieſem ermöglicht hätten, ſeiner Politik eine beſtimmte Richtung zu geben. Er hat das Fehlen jeder Antwort, jedes Befehls, jeder Inſtruction oder Weiſung ſeit meiner Ankunft in Italien bis zum 1. Juni, dem Tage meiner Abreiſe aus Civita Vecchia, ſowie ſchließlich die Aenderung der Politik unberückſichtigt gelaſſen, die plötzlich in Paris in dem Augenblicke eintrat, als die geſetzgebende Verſammlung auf die conſtituirende folgte.

Auf Grund des Artikels 99 der Conſtitution von 1848 hat die Regierung die Prüfung meiner Handlungen dem Staatsrath übertragen und der Staatsraiſon wegen bis auf eine einzige unabhängige Stimme, die des Herrn Pons aus dem Departement Hérault, einen einſtimmig ausgeſprochenen Tadel erlangt.

Glücklicher Tadel! Habe ich hierfür doch ſpäter Abſolution erhalten von meinem Vaterlande, das mir ſein Vertrauen

hat zutheil werden laſſen und mir großmüthig die Mittel zur Verfügung geſtellt hat, zwei große Unternehmungen auszuführen, die ſeinen Ruhm vermehrt und zum Fortſchritt des geſammten Menſchengeſchlechts beigetragen haben.

Rom. Suez. — Panama.

Im Jahre 1825 wurde ich in einem Alter von 20 Jahren der Miſſion meines Onkels J. B. von Leſſeps, des einzigen Ueberlebenden der Expedition Lapeyrouſe, beigegeben. Derſelbe war damals Geſchäftsträger in Liſſabon. Seitdem bin ich im auswärtigen Dienſt in den verſchiedenſten Stellungen in Tunis, Algier, Aegypten, Holland und Spanien thätig geweſen.

Während unſerer Revolution im Jahre 1848 berief mich Herr de Lamartine aus Barcelona nach Paris, um mich als bevollmächtigten Miniſter bei der Königin Iſabella nach Madrid zu ſchicken. Ich bin acht Jahre in Spanien geblieben, habe dort mit Generalen und einflußreichen Männern verkehrt und, da ich mich nie in die inneren politiſchen Wirren gemiſcht, es fertig gebracht, freundſchaftliche Beziehungen zu allen Parteien zu unterhalten. Lamartine ſagte mir bei unſerer erſten Begegnung: „Es beginnt hier eine Revolution. Man weiß nicht, ob das Ausland mit uns ſein wird. Es iſt für uns dringend nothwendig, daß es in Spanien ruhig bleibt. Sie kennen den Hof, die Vertreter der verſchiedenen politiſchen Meinungen, die Bevölkerung. Sie haben dort unten ein ſehr gutes Andenken hinterlaſſen. Ich bitte Sie, nach Madrid zu gehen. Die guten Beziehungen mit Spanien ſind uns im Falle eines Krieges mit dem Auslande 200,000 Mann an der Pyrenäen-

grenze werth." — Ich reiste nach Madrid. Der Marschall Narvaez, der kein Freund der Revolutionäre war, befand sich am Ruder. Ich suchte seinen Eifer gegen dieselben zu mäßigen und rettete eine Anzahl Leute, die sich compromittirt hatten. Nach einjährigem Aufenthalt in Madrid hielt es Herr Drouyn de Lhuys für angezeigt, mich durch den Prinzen Napoleon zu ersetzen und mich für die Botschaft in Bern zu bestimmen. An dem Tage meiner Ankunft in Paris begab ich mich in die Nationalversammlung und wohnte in der Loge des diplomatischen Corps einer sehr bewegten Sitzung bei. Ein Telegramm aus Italien hatte soeben die Nachricht gebracht, daß der General Oudinot trotz der gegentheiligen, dem Publikum ertheilten Versicherungen, Italien oder wenigstens die römische Republik angegriffen habe, wodurch die Regierung schwer compromittirt war. Es handelte sich um nichts Geringeres, als den Prinz-Präsidenten nach Vincennes zu schicken, das Ministerium zu stürzen und strenge Befehle zur Aenderung der irrigen politischen Richtung der Regierung zu erlassen. Die Aufregung in der Kammer war außerordentlich. Herr Ledru-Rollin und die Abgeordneten des Berges streckten dem Ministerium die Fäuste entgegen, und fast wäre man handgemein geworden, wenn nicht Herr Senard, der eine große Erfahrung besaß, seine Freunde beruhigt und sie aufgefordert hätte, die Sitzung zu vertagen, sie zur Nacht wieder aufzunehmen und in der Zwischenzeit zu berathen, was zu geschehen habe. In der Versammlung der Kammer-Comités erklärte Herr Senard: „Die Regierung that ein schweres Unrecht, aber sie hat dasselbe erkannt. Sie behauptet übrigens, keinerlei Befehl ertheilt zu haben" ... Er schob, um es kurz zu sagen, alle Schuld auf den General. „Unter diesen Verhältnissen", fuhr er fort, „bin ich der Ansicht, daß, wenn man, ohne hier einen Umsturz im Innern herbeizuführen, einen Mann, auf den man sich verlassen

kann, nach Rom schickt, noch Alles sich arrangiren läßt.“ Er nannte darauf meinen Namen und fügte hinzu: „Ich behaupte zwar nicht, daß er ein Republikaner ist, der eine Revolution in Scene setzen würde, aber er hat stets seiner Heimath im Auslande nützliche Dienste geleistet, ohne sich mit der inneren Politik zu beschäftigen, und wenn er eine Mission übernimmt, so erfüllt er sie.“

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten (eben Herr Drouyn de Lhuys) ließ mich darauf rufen und theilte mir mit, daß die Nationalversammlung mich zum Ueberbringer ihrer Instructionen ausersehen, deren Grundlage vier Exemplare des Moniteur mit dem Sitzungsbericht einer aus 900 Mitgliedern bestehenden souveränen Versammlung war. Der Prinz-Präsident ersuchte mich, während ich noch bei Herrn Drouyn de Lhuys war, ins Elysée zu kommen, um ihm meine Instructionen vorzulesen, die er sehr nichtssagend fand.

Der General Oudinot, welcher über keine Artillerie verfügte, hatte sich mit Verlust an Mannschaft zurückziehen müssen und befand sich in einer überaus peinlichen Lage. Da er der Sohn eines der ruhmreichen Marschälle Frankreichs war, so lag es mir besonders am Herzen, ihn aus derselben zu befreien. Nach meiner Abreise hatte der Präsident dem General und mir telegraphirt, wir sollten den Römern erklären, daß wir uns nicht mit den Neapolitanern gegen sie verbünden würden. Es galt also, den General Oudinot aus der Klemme, in die er gerathen, zu befreien. Ich schrieb dem Grafen Ludolf, als dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Königs von Neapel, dessen Armee auf der andern Seite Roms lag, daß die Pariser Nationalversammlung sich gegen das Geschehene ausgesprochen habe.

Ich kam also unter sehr schwierigen Verhältnissen nach Rom.

Die Stadt war in großer Erregung. Sobald Garibaldi, der sich daselbst mit seiner Armee befand, wußte, daß er es nur noch mit den Neapolitanern zu thun hatte, und daß die Franzosen bei Allem, was sich auch ereignen mochte, nur Zuschauer bleiben würden, begab er sich auf die Verfolgung der Armee des Königs von Neapel. Als man sah, daß ich die Sachen wieder in Ordnung zu bringen suchte, bildeten sich einige überspannte Leute ein, daß ich nicht loyal dabei verführe, und beschlossen, Hand an mich zu legen. Ich wurde von diesem Plane durch einen Menschen von der Art jener Verschwörer unterrichtet, die man überall trifft. Er war in Spanien verurtheilt worden und sollte erschossen werden; damals hatte ich ihm das Leben gerettet, heute erwies er mir den gleichen Dienst. Folgendes war geschehen:

Sofort nach meiner Ankunft in Rom hatte ich die daselbst wohnenden Franzosen versammelt und ihnen eröffnet, daß ich hierher gekommen sei, um zu verhandeln. Ich hatte ihnen gesagt, daß ich sie am nächsten Tage wiederzusehen wünschte, um ihnen über den Stand der Dinge Mittheilung zu machen. Man klatschte mir Beifall, und beim Abschiede drückten mir Verschiedene die Hand. Der General Vaillant, der im Falle eines Angriffs auf Rom das Commando übernehmen und den General Oudinot ersetzen sollte, falls dieser sich weigerte, in Uebereinstimmung mit mir zu handeln, hatte mich begleitet. Am folgenden Tage sollte ich eine Conferenz mit dem Triumvirat haben. Ich wollte mich eben zu der Versammlung der Franzosen begeben, als athemlos ein Mensch mit wirrem Haar angestürzt kam, der mir in fliegender Hast sagte: „Herr von Lesseps, Gott sei Dank, ich komme noch zur rechten Zeit, da Sie noch nicht fort sind. Als Sie gestern den Saal verlassen hatten, in welchem Sie die Franzosen versammelt, näherten sich Ihnen drei Männer, die Sie natürlich für Theil-

nehmer an der Verſammlung, für Landsleute hielten. Der Eine hat Ihre Hand ergriffen. Sie haben ſich umgedreht, mit ihm geſprochen. Derſelbe wird beim Verlaſſen des Saales heute ebenfalls wieder Ihre Hand ergreifen, und dann wird der, welcher an ſeiner Seite war und Ihre Bewegungen beobachtete, Sie ermorden, indem er Ihnen die Pulsadern durchſchneidet, gerade wie dies mit Roſſi unter gleichen Verhältniſſen geſchehen iſt." Roſſi hatte einen Brief von einer Dame erhalten, welchen der Menſch, der mir in dieſem Augenblick das Leben retten wollte, geſchrieben hatte, damit ſie denſelben von dem gegen ihn gerichteten Mordanſchlage benachrichtige ... Der Brief hatte ſich noch in ſeiner Taſche vorgefunden. Es war nicht abſolut nothwendig, daß ich ſelbſt auf die Botſchaft ging; denn ich hatte den Franzoſen nur verſprochen, ihnen über meine Verhandlungen Mittheilung zu machen. Ich konnte daher irgend Jemand ſchicken, um ſie von dem Ergebniß in Kenntniß zu ſetzen. Zunächſt aber nahm ich mir meinen Mann vor und ſagte ihm: „Schwören Sie mir, daß die Perſon, die ſtatt meiner geht, keine Lebensgefahr läuft!" worauf er mir erwiderte: „Ich ſchwöre." „Das genügt mir nicht," wandte ich ein. „Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie aufs Evangelium ſchwören, denn das kennen Sie nicht. Schwören Sie auf das, was Ihnen am theuerſten auf der Welt iſt!"

„Nun wohl," war ſeine Antwort, „ich ſchwöre auf das Haupt meiner Schweſter."

„Ich glaube Ihnen."

Darauf ſchickte ich Herrn de la Tour d'Auvergne, meinen zweiten Botſchaftsſecretär.

Da ſeine Rückkehr ſich verzögerte, fing ich ſchon an mich zu beunruhigen, als der Geſchäftsträger Rußlands, Prinz Wolkonsky, zu mir ins Zimmer trat und mir Folgendes mittheilte:

„Als Sie gestern die Franzosen versammelt hatten, habe ich — und ich bitte Sie um Vergebung dafür, aber in unserem Berufe sind wir eben verpflichtet, unseren Regierungen über alle wichtigen Vorkommnisse Mittheilung zu machen — Folgendes gethan. Da ich mit dem Herzog d'Harcourt, Ihrem Vorgänger, sehr befreundet war, so kannte ich eine kleine Treppe, deren Flur mit dem Salon in Verbindung steht, in welchem Sie gestern die Franzosen empfangen haben. Ich habe an der Thür gelauscht und Alles gehört, was Sie gesagt haben, und meine Regierung natürlich davon benachrichtigt. Als ich heute mich anschickte, dasselbe zu thun — ich befand mich in einem Winkel hinter der Thür des Salons —, hörte ich plötzlich drei Männer sehr leise auf französisch sagen: „Ah! der Schurke ist heute nicht gekommen. Sonst wäre die Geschichte mit dem Dolche sofort erledigt gewesen. Warum mag Herr von Lesseps nur nicht gekommen sein?"

Einer meiner Freunde und Schulkameraden, der Graf Rampon, der später Vice-Präsident des Senats geworden, welcher sich im Saale befand, packte einen der Kerle am Kragen, öffnete das Fenster und wollte ihn auf die Straße werfen. Die Franzosen umringten ihn jedoch und drängten die drei Individuen auf die Treppe, auf welcher sich gerade der Prinz Wolkonsky befand.

Bei seiner Rückkehr fragte ich Herrn de la Tour d'Auvergne, was vorgegangen sei. — „Drei Männer," erwiderte er mir, „haben sich bei meiner Abfahrt dem Wagen genähert und schreiend gefragt, warum Sie nicht gekommen."

Man hatte mir den Oberst de Maubeuge zur Unterstützung bei meinen Verhandlungen beigegeben. Ich schickte ihn zu Mazzini, um gegen die drei Männer, deren Namen ich besaß, Klage zu führen. Der eine war in Frankreich verurtheilt

worden und hieß Colin; er wie die beiden anderen ſind heute todt.

Ich erinnerte mich jetzt auch, daß in der vergangenen Nacht etwa zwölf Individuen unter meinem Fenſter geſchrieen hatten: „Ça ira! Ça ira! Die Ariſtokraten an die Laterne!“

Ich ſchickte Herrn de Maubeuge mit einem Sekretär zu Mazzini und ließ ihm ſagen, daß, wenn er meine drei Mörder nicht unmittelbar ins Caſtel St. Angelo einſperren ließe, ich dem General Oudinot ſofort den Befehl ertheilen würde, die Stadt anzugreifen. Er erwiderte mir, daß er keine Macht beſitze, dieſe Menſchen zu verhaften. Mein Lebensretter war in Alles eingeweiht. Er hatte mich davon in Kenntniß geſetzt, daß er ſich gewöhnlich an der Ecke einer Straße aufhielte, die auf mein Hotel ſtieß.

Ich gab ihm ein Zeichen, zu kommen, und ſagte ihm: „Mazzini hat mir geantwortet, daß er nicht im ſtande wäre, die Bevölkerung zu beruhigen. (Man hatte die Beichtſtühle und die Wagen der Kardinäle auf die öffentlichen Plätze gebracht, um ſie zu verbrennen; Alles war aufgeregt.) Was ſoll ich thun?“ fragte ich meinen Mann. „Da müſſen Sie ſich an Ciceronaccio wenden,“ erwiderte er. (Dies war ein Mann aus dem Volke, der einen großen Einfluß auf die Bevölkerung ausübte und die Revolution organiſirt hatte.) Ich ließ darauf Mazzini benachrichtigen, daß, wenn er nicht im ſtande wäre die Bevölkerung zu beruhigen, dieſes Ciceronaccio thun würde. Und in der That es herrſchte auch bald wieder vollſtändige Ordnung.

Inzwiſchen war die Nacht hereingebrochen. Ich ging in Ueberzieher und Mütze aus und ſah die Bevölkerung Roms ſich anſchicken, die Truppen Garibaldis zu begleiten, der im Begriffe ſtand die Neapolitaner zu verfolgen. Mein Retter war an meiner Seite. „Seien Sie achtſam,“ ſagte er mir,

„die Situation ist äußerst gespannt; ich bitte Sie dringend, heute Nacht Mazzini aufzusuchen. Die Leute, die Garibaldi begleiten, werden spät zurückkehren und müde sein; treffen wir uns heute Nacht um 1 Uhr auf dem Monte Cavallo, an einer der großen Phidias-Statuen der Consulta gegenüber, wo sich die Regierung und Mazzini befindet." Zur vereinbarten Zeit begebe ich mich auf den Monte Cavallo; trotz des Dunkels der Nacht vermag ich sehr gut eine an eine der Statuen gelehnte Person zu erkennen; ich nähere mich, höre ein Pistol spannen und den Ruf: „Wer ist da?" Leise erwidere ich: „Ich bin es." Mein Mann erkennt meine Stimme und sagt zu mir vorwurfsvoll:

„Wie kommt es, daß Sie, der Sie zehn Jahre inmitten aller Revolutionen in Spanien gelebt haben, in dem Augenblick, wo Sie den Hahn einer Pistole knacken hören, nicht die Ihrige spannen?"

„Ich habe keine!"

„Das ist sehr unvorsichtig."

„Was soll ich thun?"

„Sie haben hier die Consulta vor sich. Alle die Fenster, die nach dem Platz herausgehen, gehören zu Zimmern, die Sie zu durchschreiten haben, von denen eins ins andere geht, weil kein Corridor vorhanden ist. Sie steigen bis zur ersten Etage hinauf. Augenblicklich sind die Wachen müde; die Soldaten Mazzinis schlafen auf der Treppe. Sie gehen bei denselben vorbei; ich rathe Ihnen jedoch, Ihre Schuhe auszuziehen."

„Das wäre noch schöner. Ich habe wohl in den Romanen Alexander Dumas' gelesen, daß Individuen, die für die Galeere reif sind, ihre Stiefeln ausziehen, um ein Haus zu bestehlen; ich aber bin der Botschafter Frankreichs."

„Mazzini befindet sich im letzten Zimmer. Er schläft jetzt fest bis drei Uhr Morgens, da er vom Tage sehr ermüdet ist.

Nehmen Sie sich in Acht, daß man Sie nicht abfaßt; es ist schon vorgekommen, daß hier Leute in einen kleinen Kanal geworfen wurden, der nach dem Tiber führt; hoffentlich passirt Ihnen das nicht. Steigen Sie die Treppe links hinauf, und Sie werden sofort den Eingang zu den Zimmern bemerken. Wenn die mit einem Riegel versehene Thür nicht auf ist, so öffnen Sie dieselbe und fühlen sich an der Mauer entlang, da es dunkel sein wird. Nach dem fünften Fenster — Sie müssen die Fenster zählen — stoßen Sie auf einen großen Salon mit drei Fenstern und dann auf einen anderen, in zwei Theile getheilten. Auf der einen Seite schlafen im Hintergrunde des Zimmers in zwei Betten die Sekretäre Mazzinis und ein Neffe desselben, der quer vor seiner Thür liegt. Sind Sie erst einmal in diesem letzten Zimmer, so dürften Sie keine weiteren Hindernisse finden. Mazzini schläft in einem sehr einfachen Raum in einer eisernen Bettstelle, an deren Seite ein kleiner Tisch steht, auf dem ein Licht brennt, das einzige in dem Palast; am Fußende steht ein Stuhl, auf den Sie sich setzen können."

Ich begab mich auf diese seltsame Entdeckungsreise, kam auch glücklich an und sah Mazzini... Ich kann nicht gerade sagen, daß ich Furcht hatte, es war aber immerhin ein seltsames Gefühl, das mich da bei dem Durchschreiten aller dieser Räume, inmitten der schlafenden Wächter befiel. Lange blickte ich Mazzini an, er hatte ein prächtiges Gesicht. Damals war er noch jung, obwohl er schon aus aller Herren Länder ausgewiesen war. Ich wartete einen Augenblick, um zu sehen, ob er nicht von selbst aufwachen würde, aber er schlief ganz fest. Erst rief ich leise: „Mazzini! — Mazzini!" Dann lauter: „Mazzini!" Er richtete sich auf, sah mich an und sagte: „Sie wollen mich ermorden!"

„O nein!" erwiderte ich. „Wenn Einer von uns den Andern ermorden soll, bin ich es sicher nicht."

„Ich habe gehört," fuhr ich fort, „daß Sie nicht offen und ehrlich verfahren wollen. Ich habe bestimmten Befehl, nicht mit Ihnen zu verhandeln (wegen der diplomatischen Schwierigkeiten, die Frankreich mit anderen Staaten, gegen die er conspirirt hatte, daraus erwachsen konnten). Sie haben eine römische Nationalversammlung, die aus Großgrundbesitzern des Landes besteht, welche Ihrer Sache ergeben sind und die Europa kein Mißtrauen einflößen; zu dieser Versammlung wünsche ich in Beziehung zu treten. Ich habe Befehl, nicht mit Ihnen zu verhandeln, da Sie aber der bedeutendste Mann sind, so habe ich Sie vor allem auf dem Laufenden halten wollen. In der Sitzung, die heute Abend vor dem Abmarsch Garibaldis stattgefunden, hatte man, wie Sie wissen, zu den Verhandlungen mit mir Leute aus den römischen Staaten, aber nicht aus Rom selbst oder doch nur wenige aus der Stadt ernannt. Sie haben sich an ihre Stelle setzen wollen, Sie haben daher gegen Ihr Wort und die Vereinbarung gefehlt."

Unter schwierigen Verhältnissen weinen die Frauen, und die Männer umarmen sich. Mazzini fiel mir um den Hals, und wir umarmten uns. Ich konnte nun weitere Abmachungen mit ihm treffen. Später erfuhr ich, daß er doch auf Betreiben seines Anhanges meinen Verhandlungen gewisse Schwierigkeiten in den Weg legte und die Agitation in Rom unterhielt. Ich befand mich behufs Vorbereitung dieser Verhandlungen im Hauptquartier, als ich wieder meinen Mann, er hieß Veyrassat und war ein aus der Schweiz gebürtiger Bildhauer, schweißbedeckt ankommen sah. Das Hauptquartier war eine Stunde von der Stadt entfernt. „Sie wollen nach Rom in Ihrem Wagen zurückkehren?" fragte er mich. Ich mußte in der That dorthin zurück, da die Beziehungen sich sehr freundschaftlich gestaltet hatten. Da es schien, als ob Mazzini offen und ehrlich handelte, hatte ich den General

gebeten, den Damen, die unſere Verwundeten in Rom gepflegt, einen Ambulanz-Wagen mit Apotheke und Hospitalgegenſtänden zu ſchicken. Meiner Anſicht nach mußte man ſich der Prinzeſſin Beljoioſo und den anderen Damen dankbar erweiſen. Der General hatte meinen Wunſch gewährt, ich mußte daher dieſen Ambulanz-Wagen in meinem Wagen mit einem Gendarmen an der Spitze begleiten.

Beyraſſat ſagte mir: „Gehen Sie nicht nach Rom, der ganze ſpaniſche Platz und die Via Condotti ſind voller Leute, und die Subjecte, die Sie ermorden wollen, werden ſicher heute die Gelegenheit benutzen; es iſt nicht möglich, auch nur das Thor zu paſſiren, ohne daß Sie Ihr Leben wagen.“ Alles war zu meiner Abfahrt bereit; ich bat daher im Hauptquartier um einen Officier, der mich begleiten könnte. Es wurde der Commandant Espivent dazu auserſehen, der heute General iſt und noch vor kurzem in Marſeille commandirte; er holte mich in einer offenen Kaleſche ab. „Nehmen wir Jeder zwei Piſtolen mit!“ ſagte ich ihm, „mein Diener ſoll, ebenfalls mit Piſtolen bewaffnet, hinter uns ſitzen und die Perſonen abhalten, die etwa unſeren Wagen erklettern wollen, da die Leute, die mit dem Dolche zu tödten ſuchen, vor Feuerwaffen Angſt haben.“ Es war mir nicht zweifelhaft, daß ich mit einiger Kühnheit mitten durch die Menge zu meinem Hôtel gelangen würde. Als wir ankamen, glitt das Pferd des uns vorantreitenden Gendarmen aus, glücklicher Weiſe ſtürzte er nicht. Man hatte ihm eine Petition übergeben, um die Armee aufzufordern, ſich zu erheben; er beging die Unvorſichtigkeit, ſie vor den Augen des Publikums zu zerreißen und fortzuwerfen. Die Menge ſuchte ſich darauf dem Wagen zu nähern, wich aber jedesmal zurück, ſobald ſie mein Piſtol erblickte. Der erſte Adjutant Oudinots ſpannte das ſeinige, und mein Diener verhinderte das Erklettern des Wagens. Wir arbeiteten

uns so langsam durch die Menge und kamen vor dem Hôtel d'Allemagne an. Dort stieg ich aus dem Wagen, der Officier ebenfalls; mein Diener ging rückwärts hinter mir und deckte den Eintritt ins Hôtel.

Ich nahm meine Verhandlungen mit Mazzini sofort wieder auf, der dieselben nunmehr loyal führen zu wollen schien. Man meldete mir jedoch, daß ein Franzose, der seitdem verstorben ist, und der früher in Boulogne und in Straßburg gelebt hatte, Mazzini gegen die französische Armee aufhetzte und ihm gerathen hatte, als Gegengabe für das Geschenk, welches wir mit dem Ambulanz-Wagen machten, den Soldaten Cigarren zu schicken, in welche eine an die französische Armee gerichtete Proclamation gesteckt werden sollte.

Ich erfuhr von Veyrassat, daß Mazzini auf seinem Tische ganz feine Stückchen Papier habe, auf welchen sich die Proclamation befand, durch welche die Soldaten zum Aufstande veranlaßt werden sollten. Ich fragte meinen Lebensretter, was zu thun wäre. „Gehen Sie," erwiderte er mir, „heute bei Tage gegen zwei Uhr zu Mazzini! Sie werden die kleinen Papiere auf dem Tische finden. Und da eine Menge Menschen kommen werden, mit denen er auf der rechten Seite des Zimmers verhandelt, so halten Sie sich links. Sie können dann ganz gut eins der kleinen Blätter nehmen und ihm beweisen, daß er Sie noch einmal hintergeht." Ich traf um zwei Uhr ein; Mazzini sprach mit verschiedenen Personen; während eine derselben seine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nahm, ergriff ich eine der Proclamationen und verbarg sie in meinem Hut. Darauf interpellirte ich ihn folgendermaßen: „Wissen Sie, Herr Mazzini, was man mir erzählt hat? Sie haben sich schon zweimal durch Ihre Freunde, ehemalige Verschwörer, zu einem Versuch, mich zu hintergehen, fortreißen lassen. Heute geschieht das zum dritten Male. Ich habe gehört, daß Sie den

französischen Soldaten Proclamationen schicken wollen. Der französische Soldat würde das Haus seiner Mutter verbrennen, wenn es ihm befohlen würde. Trotz der Erfahrung, die Sie hinsichtlich aller Bevölkerungen haben, kennen Sie den französischen Soldaten nicht. Sie haben folglich einen sehr großen Fehler begangen."

„Nein, nein!"

„Wie, nein?"

Ich nahm darauf mein Blättchen Papier aus dem Hute und sagte ihm: „Ich habe etwas gethan, was ich unter anderen Verhältnissen nie gethan haben würde. Ich habe das Blatt dort fortgenommen."

Er umarmte mich abermals, und ich setzte meine Unterhandlungen fort, die zu einem Conventionsentwurf führten.

Nachdem ich das erreicht, kehrte ich nach Paris zurück. Auf die nun folgenden Ereignisse ist die Entstehung des Suezkanals zurückzuführen. Die Regierung hatte mich handeln lassen, ohne auch nur ein Wort der Antwort auf meine Berichte zu senden. Man verrieth mich hinter meinem Rücken bis zu dem Augenblick, wo dies offen geschehen konnte. Ich schickte nach und nach meine vier Botschaftssecretäre nach Paris. Keine Antwort. Man war nur zu froh, mich compromittiren zu können, und man beschloß, gegen die Politik der Nationalversammlung zu agitiren. Als ich das sah, erklärte ich kurz: „Ich will nicht zwei Rollen spielen."

Man endigte damit mich abzuberufen, und als man bereit war, fand der Angriff auf Rom statt. Ich kam nach Paris zurück. Die Regierung hatte unter der Hand die Nachricht verbreitet, ich sei geisteskrank. Es ist mir das übrigens zweimal in meinem Leben passirt. Da ich mich darüber ärgerte, nahm ich meine Entlassung aus dem activen Dienst.

Ich hatte damals noch eine Schwiegermutter, die mich

sehr gern hatte und der ich ihre Liebe reichlich vergalt. Dieselbe hatte Vermögen, ich selbst hatte keins, und so wurde ich ihr Intendant. Sie besaß in der Nähe von Paris ein Gut, welches einen erheblichen Werth hatte, das aber nur Geld kostete. Ich verkaufte dasselbe und kaufte dafür in dem Berry eine bedeutende uncultivirte Besitzung, die ich anbauen ließ. Dort richtete ich ein Modellgut ein, welches noch heute existirt, und stellte ein altes Schloß wieder her, welches einst Agnes Sorel gehört hatte.

Während meiner Bauten nach dem Rücktritt aus dem französischen Staatsdienst hörte ich von dem Tode des Vicekönigs von Aegypten, Abbas Pascha (1854). Er war ein grausamer, falscher Mann gewesen, der nach Mehemed Ali und Ibrahim Pascha, denen er auf dem Thron gefolgt war, Aegypten regiert hatte. Sein Nachfolger war der letzte Sohn Mehemed Alis. Ich hatte seine Jugend überwacht und ihn reiten gelehrt (während meines früheren Aufenthalts in Aegypten). Er war dick und kolossal; ich veranlaßte ihn zu körperlichen Uebungen, was seinem Vater gefiel. Der junge Mann hatte vierzehn Unterrichtsstunden pro Tag. Als ich mich eines Tages mit Mehemed Ali unterhielt, sagte er mir: „Da Sie sich für meinen Sohn interessiren, so sehen Sie sich einmal seine Censuren an, ich kann das nicht Alles durchsehen, ich habe erst mit vierzig Jahren lesen gelernt und lese jetzt noch sehr schlecht. (Es war der große Mehemed Ali, der Urheber des Wohlstandes Aegyptens, der so sprach.) In diesen Censuren sehe ich bloß die letzte Columne an, wo seine Leistung und der Unterschied gegen die letzte Woche bezeichnet ist. Ist es mehr, so lasse ich ihn bestrafen, ist es weniger, so wird er belohnt."

Als ich hörte, daß mein Schüler Said Pascha (gestorben 1863) auf den Thron gestiegen war, schrieb ich ihm und übersandte ihm meine Glückwünsche. Er antwortete mir und bat mich, ihn sofort zu besuchen. Da ich seit meinem Rücktritt aus dem

Staatsdienst alle auf die Landenge von Suez bezüglichen Fragen studirt hatte, so kannte ich den Isthmus vollständig; ich hatte mich von der Möglichkeit des Durchstichs überzeugt, der, seitdem ich die Memoiren Lepères, unseres Chef-Ingenieurs der Expedition des Generals Bonaparte, gelesen, meine Phantasie ständig beschäftigt hatte. Ich nahm daher meine früheren Arbeiten in der Ueberzeugung wieder auf, daß ich die Concession erhalten würde.

Der Vicekönig nahm mich nach Kairo mit, wo er von der Regierung Besitz ergriff, sofort seine Generale versammelte und sich mit ihnen über die Angelegenheit berieth. Da ich mit ihnen ritt und sie einen Menschen, der gut zu Pferde sitzt und Gräben nimmt, besser würdigen, als einen gelehrten und unterrichteten Mann, so waren sie mir dergestalt günstig gesinnt, daß, als der Fürst ihnen die von mir ausgearbeitete Denkschrift vorlegte, sie einstimmig erklärten, so etwas könne er einem Freunde nicht abschlagen. Der Vicekönig gewährte mir denn auch eine weitgehende Concession. Das ist der Ursprung des Suez-Kanals. Einmal mit dieser Concession versehen, sagte ich zu dem Vicekönige: „Ich bin weder ein Finanzmann, noch ein Geschäftsmann, wie soll ich die Sache nun anfangen?" Da ich viele Freunde und Collegen hatte, die Vermögen besaßen, versammelte ich sie um mich und forderte sie auf, mit mir eine Gesellschaft zu gründen. Jeder schoß 5000 Francs ein, und jeder dieser Antheile ist heute eine Million und mehr werth. Diese Antheile wurden für die ersten Studien verwandt, die ich unternehmen ließ. Ich führte die europäischen Ingenieure auf das Terrain, welches noch nicht untersucht worden war, da man stets nur daran gedacht hatte, das Wasser des Nils zur Herstellung eines Meerkanales zu benutzen. Ich meinerseits war aber immer der Ansicht gewesen, daß, da die beiden Meere gleiches Niveau hatten, obwohl diese Thatsache allseitig

in Abrede gestellt wurde, es sich um die Vornahme einer durchaus maritimen Arbeit handle. Trotz Allem, was man mir eingewandt, habe ich bei meiner Ansicht beharrt, und meine Hartnäckigkeit hat gute Früchte getragen. Ich beabsichtige dasselbe in Panama zu thun, obwohl viele Ingenieure wegen des Niveau-Unterschiedes, nicht des Meeres, sondern der Ebbe und Fluth, die Anlage einer Schleuse empfehlen. Ich habe in Suez keine gewollt, und ich will keine in Panama. Es werden dadurch 40 Millionen erspart.

Ich wandte mich, wie gesagt, an meine Freunde, die mir jeder 5000 Francs vorschossen. Als diese ersten Fonds erschöpft waren, erklärte ich dem Vicekönige: „Die Frage der Möglichkeit der Ausführung ist gelöst, soll ich nun etwa in Paris Finanzleute versammeln, die mich vielleicht hineinlegen?" Er erwiderte mir: „Ich bin eben zur Regierung gelangt. besitze Reserven, (Aegypten war damals noch nicht in dem schauderhaften Zustande, in welchem es sich heute befindet) und werde alle Ausgaben bestreiten." Bei der Constituirung der Gesellschaft hatte ich in die Statuten einen Artikel aufnehmen lassen, nach welchem so und soviel Procent von dem Nutzen der Unternehmung auf die ägyptische Regierung entfallen. Nachdem die Sache so geregelt, begab ich mich an die Arbeit. Wir fuhren fort den Kanal studiren zu lassen, es gab jedoch einen Augenblick, wo der Widerstand Englands ein derartiger war, daß gegen den armen Fürsten vollständig Sturm gelaufen wurde. Vergebens erklärte er: „Ich habe unvorsichtiger Weise die Concession einem Freunde ertheilt, er ist Franzose, wenden Sie sich an ihn oder an seine Regierung; ich kann sie ihm nicht wieder entziehen." Der Unglückliche magerte zusehends ab; als ich eines Tages mit ihm in Kairo zusammen war, sagte ich ihm: „Es bleibt nur Eins zu thun übrig. Wenn wir in dem Studium des Kanals außer-

halb Aegyptens oder in der Wüste fortfahren, so wird man das erfahren und Ihnen Leute schicken, die Sie belästigen. Es muß also etwas Anderes geschehen; im Sudan lebt eine Bevölkerung, die von Ihrer Familie geknechtet worden ist; Ihr Bruder ist in der Nähe von Chartum ermordet worden."

Mehemed Ali hatte zuerst seinen Schwager mit 100,000 Mann in den Sudan geschickt, der 100,000 Sclaven daraus zurückbrachte. Er hatte darauf einen seiner Söhne dahin entsandt, um die von seinem Bruder diesem Lande auferlegten Tribute und Steuern einzuziehen. Diese Steuern bestanden aus 1000 Gegenständen der verschiedensten Art, wie 1000 Lasten Stroh, 1000 Lasten Holz, 1000 Lasten Getreide, 1000 jungen Mädchen, 1000 jungen Sclaven ꝛc. und alles das wurde herbeigeschleppt und im Lager aufgestapelt. Die Chefs des Landes hatten sich aber verschworen, und während der Stab in der größten Ausgelassenheit sich im Lager belustigte, steckten sie dasselbe in Brand, und das Holz und Stroh brannte so gut, daß nicht ein einziger Mensch aus dem Lager wieder zum Vorschein kam. Unter diesen Umständen forderte ich den Vicekönig auf, mit mir allein und einigen Soldaten in den Sudan zu gehen, um diesen Bevölkerungen Wohlstand und menschliche Gesetze zu bringen.

Wir gingen bei Korosko und darauf bei Bou-Ahmed nach der Seite der Wüste zu über die ägyptische Grenze. Wir hatten zwei Karawanen, die in zwei Tagereisen Entfernung von einander marschirten, um nicht das Wasser zu erschöpfen, welches die erste derselben etwa fand. In Bou-Ahmed, es war am Neujahrstage, wünschte ich dem Vicekönige Glück zum neuen Jahre und suchte ihn am Abend in der Nachbarstadt Berber auf. Dort im Innern seines Zeltes fand ich ihn in größter Aufregung und in Thränen gebadet. „Was haben Sie, Monseigneur?" fragte ich ihn. „Ich weine über das Unglück,

welches durch meine Familie über das Land gekommen. Seit ich hier bin, habe ich von allen Seiten Petitionen erhalten und habe niedergebrannte Dörfer geſehen, die noch nicht wieder aufgebaut ſind; das iſt ſo traurig, daß ich wahrhaftig Alles lieber hier im Stich laſſen und nach Aegypten zurückkehren möchte."

„Monſeigneur," erwiderte ich, „Sie können ſo nicht fortgehen; Sie ſind gebildet, geben Sie dieſen Bevölkerungen Geſetze; ſetzen Sie Ortsbehörden ein!"

Das richtete ihn wieder auf.

Von dort gingen wir nach Chendi, dem Ort, wo ſein älterer Bruder niedergemacht worden war. Es iſt ſeltſam, wie ſchnell man in dieſem Lande die Leute verſammeln kann. Boten gehen auf Dromedaren fort, und nach einigen Tagen haben ſie Verſammlungen von mehr als 100,000 Menſchen zuſammengebracht. Bei unſerer Ankunft in Chendi hatte man ein Zelt für mich aufgeſchlagen; der Vicekönig ſagte mir: „Sie werden ſehen, was ich morgen thue."

Am folgenden Morgen bildete dieſe ſeit drei oder vier Tagen zuſammengekommene Bevölkerung eine compacte Maſſe von 100,000 Menſchen. Der Vicekönig redete dieſelbe folgendermaßen an: „Ich höre, daß der alte türkiſche Scheik, der in dieſem Lande ſeit zwanzig Jahren regiert, Sclaven bei ſich eingeſchloſſen hält; er hat meinen Befehlen zuwidergehandelt. Er hält namentlich einen Sclaven in ſeinem Keller in Ketten; man hole dieſen Mann herbei!"

Darauf ließ er den alten türkiſchen Scheik vor der Bevölkerung auf den Bauch legen, ließ ihm eine Tracht Prügel aufzählen und in dieſelben Ketten legen, die ſein Sclave getragen. Das brachte einen ſolchen Eindruck hervor, daß Alles: „Allah! Allah! Es lebe der Khedive!" rief.

Er fuhr darauf fort: „Ihr ſeht dort die Forts, die mein

Vater vor vierzig Jahren gegen Euch errichten ließ; nehmt die Kanonen und werft sie in den Nil!"

Ich flüsterte ihm ins Ohr: „Monseigneur, gehen Sie nicht ein wenig zu weit? Sie bedienen sich vielleicht derselben, wenn Sie fort sind."

„Sie können nicht einen Schuß daraus abfeuern," erwiderte er.

Er war ein Politiker. Darauf ging er nach Chartum und ließ mich mit den Generalen und den Ministern zurück, um alle die Chefs der Familien zu verzeichnen, die sich dort eingefunden; es war das die Arbeit eines Tages. Wir zogen alle möglichen Erkundigungen über die Stämme, die dort ihre Vertreter hatten, ein. Hierzu hatten wir Nummern an Stäben befestigt und Jeder von uns nahm die Namen der Chefs, der Reichsten, der Aeltesten, der Greise auf. Darauf ernannten wir die Vorstände der Gemeinden und brachen am zweiten Tage nach Chartum zum Vicekönige auf.

Bei meiner Ankunft kam mir der Vicekönig entgegen, ergriff meine Hand und sagte zu mir: „Wir wollen zusammen speisen; Sie werden eine Musik hören, wie sie noch niemals ein Souverän gehabt, nämlich die eines alten Negerregiments, welches noch aus den Zeiten meines Vaters stammt. Der Regiments-Apotheker hat die Blasinstrumente mit Pflastern ausgebessert, und so bin ich empfangen worden."

Wir treten in den Speisesaal, man rückt einen kleinen Tisch neben den Divan, und wir essen. Gegen Ende des Mahles sehe ich, daß das Gesicht des Vicekönigs sich verfinstert; er hatte die Gewohnheit, wenn er ärgerlich war oder Kummer hatte, sich seinen Fez über die Augen fast auf die Nase herunter zu ziehen. Er war sehr vollblütig, sein Hals, seine Lippen selbst schwollen an.

Was hatte er? Fast schien es, als ob er einen Schlaganfall haben würde. Er war über und über roth. Plötzlich erhebt er sich. Der Saal war sehr lang. Er reißt seinen Säbel von der Koppel, wirft ihn weit von sich in die Ecke des Saales und ruft mir zu: „Lassen Sie mich! Fragen Sie mich nicht! Was wollen Sie?" Seine Minister und alle Welt flieht. Plötzlich ruft er einen seiner Vertrauten zu sich heran: „Führen Sie Herrn Lesseps in das Zimmer!"

„In welches Zimmer?"

„In das meinige."

Man führte mich in ein prächtiges Gemach. Ich weiß nicht, wie es möglich war, in Chartum alle die Möbel zusammenzubringen, die sich dort vorfanden: Krystall-Kandelaber mit hundert Kerzen jeder, Vorhänge aus chinesischen Stoffen u. s. w. . . . .

Die Bestürzung der Minister war eine große; fünf- bis sechshundert Stunden von der Hauptstadt wird der Souverän plötzlich wahnsinnig! Es war unerhört. Von Zeit zu Zeit erkundigen wir uns bei dem Vertrauten des Königs nach seinem Zustand . . .

Endlich um zwei Uhr Morgens fordert er ein Bad, vermuthlich um sich zu beruhigen . . . so waren die Fürsten des Orients ehemals. Die absolute Macht erzeugt zuweilen die Wuth.

Am nächsten Morgen um drei Uhr ließ er mich rufen. Er lag in einem kleinen Zimmer auf einem Divan bequem ausgestreckt und rauchte seine Pfeife. Er hatte sich beruhigt und sagte zu mir: „Sie haben darum gebeten, eine Spazierfahrt auf dem weißen und blauen Nil zu machen. Ich stelle Ihnen zwei Barken mit meinem Koch zur Verfügung. Sie können Ihre Spazierfahrt auf dem weißen und blauen Nil antreten."

„Mit einem Wort: Sie schicken mich fort, Monseigneur.

Aber was ist Ihnen denn gestern Abend passirt? Wollen Sie mir das nicht sagen?"

Es hatte sich folgendes ereignet:

Er hatte sich gesagt: da kommt ein Mensch aus Paris, der seine Familie verläßt, nach Chartum, fünfhundert Stunden von Kairo, giebt mir einen guten Rath, und ich — ich habe diese Idee nicht zuerst gehabt.

So sieht es mit der absoluten Macht aus, er war wüthend über mich und warf seinen Säbel von sich, um sich nicht in einem Augenblicke der Wuth zu vergessen. Seit seiner Kindheit kannte er mich, deswegen warf er die Waffe fort, als er merkte, daß er in Wuth gerieth. Aber er schickte mich fort, um selbst seine trefflichen Verordnungen zu erlassen, die das Land beruhigt und zu einem Wohlstande zurückgeführt haben, dessen Fortschritt nur durch die englische Expedition Einhalt gethan wurde.

Als Gordon sich in Chartum als Gouverneur befand, theilte der Vicekönig mir mit, daß er ihn nach Kairo berufen würde, um an der ersten Enquete-Commission theilzunehmen, deren Präsident ich war.

„Sie haben Unrecht daran gethan," sagte ich ihm. „Gordon ist ein sehr fähiger, sehr intelligenter, sehr muthiger Mann, der aber die Rechnung über den Sudan in seiner Tasche mit kleinen Stücken Papier führt. Was er zahlt und was er ausgegeben hat, steckt er in eine seiner Taschen, sagen wir die rechte, und was er zu bekommen hat, in die linke. Dann macht er zwei Pakete, schickt sie nach Kairo, und man schickt ihm das Geld. Er ist kein Mann, die Verhältnisse Aegyptens ins Gleis zu bringen."

Der Vicekönig telegraphirte ihm, er solle bleiben; Gordon aber, geschäftig wie er war, kam doch. Da er das Land vollständig nach den von Mohamed Said hinterlassenen Traditionen verwaltete, so ersuchte ich ihn, von den Erklärungen zu den Ver-

ordnungen Kenntniß zu nehmen, die er noch nicht gelesen hatte und die ich ihm übersetzen ließ. Er hat dieselben später befolgt, und wenn nicht die englische Expedition gekommen wäre, so wäre der Sudan heute nicht in seinem gegenwärtigen Zustande und würde nicht das ägyptische Gebiet bedrohen. Das sind historische Daten, die ich gebe, und die sich nirgendwo anders finden.

Ich glaube, der Augenblick ist gekommen, wo es gilt, alles das zu enthüllen, was in Aegypten passirt ist. Als ich mich zur Zeit der englischen Expedition in London befand, hörte ich, daß man Alexandrien bombardiren wolle; Keiner hatte davon eine Ahnung. Ich kehrte sofort nach Paris zurück und bat die Herren Freycinet und Ferry, einen Augenblick aus dem Cabinetsrath, der im Elysée abgehalten wurde, herauszukommen.

„Ich benachrichtige Sie," sagte ich ihnen, „daß man Alexandrien bombardiren wird, das durch uns entstanden und das, dank den Ingenieuren, die wir dorthin geschickt, dank den Seeleuten und allen Männern, die Aegypten civilisirt haben, zu Wohlstand gelangt ist. Frankreich wird dort nicht die Hand zu einem Blutbade reichen. Es ist eine Stadt, die ich mit 45,000 Seelen gekannt habe, und die jetzt 200,000 zählt, eine Stadt, die Frankreich geschaffen, wird es nicht bombardiren."

Man sandte sofort ein Telegramm ab, welches unserer Flotte befahl, sich von Alexandrien zu entfernen. Ich erzähle diese Thatsachen, da sie sehr wenig bekannt sind. Unsere Regierung hat zu jener Zeit außerordentlich loyal gehandelt; sie hat vollständig unsere Lage begriffen und den Engländern keine Unterstützung leihen, noch an der Zerstörung eines Landes mitarbeiten wollen, das wir gewissermaßen geschaffen haben.

Seit der Expedition Bonapartes und der Ankunft der Franzosen datirt der Wohlstand Aegyptens, den man augenblicklich

zu vernichten im Begriffe ſteht. Ich ſage es, wenn ich nach England komme, den Engländern offen ins Geſicht, daß ſie dort nichts anfangen können. Seit dem Beginn der hiſtoriſchen Welt haben es alle Eroberer verlaſſen müſſen: die Perſer, die Aſſyrer, die Griechen — alle. Es giebt hierfür einen Hauptgrund: die Europäer, die Fremden überhaupt können hier nicht produciren; ein Land, in dem man nicht produciren kann, kann man auch nicht dauernd bewohnen und beherrſchen.

Ich hoffe, daß der Augenblick kommen wird, wo die Engländer das einſehen; ſie haben ſchon viele Menſchen verloren und haben den Sudan aufgeben müſſen. Was Aegypten noth thut, das iſt eine beſſere Organiſation. Ich bedauere — und ich erkläre das hier ausdrücklich vor aller Welt — ich bedauere, daß man den Fürſten, der früher an der Regierung war, abgeſetzt hat, um den Sohn auf den Thron zu ſetzen, der zwar ein ganz guter junger Mann iſt, der aber weder die Macht noch das Anſehen ſeines Vorgängers beſitzt, welcher das Land mit Telegraphen und Eiſenbahnen bedeckte, und deſſen Rückkehr meiner Anſicht nach dem Lande zum Segen gereichen würde. Ich treibe keine Diplomatie, ich gebe meine Meinung vor aller Welt ab, aber ich bin der feſten Anſicht, daß die einzige Art, Aegypten zu retten, die iſt, nicht den ausſchließlichen Einfluß Frankreichs dort wieder zur Geltung zu bringen, aber den Einfluß, den es ſich mit Fug und Recht erworben, als es dieſes Volk ſeit fünfzig, ja faſt achtzig Jahren civiliſirte, denn der Fortſchritt bei demſelben datirt ſeit der franzöſiſchen Expedition. Frankreich ſucht hier nicht die anderen Nationen zu beherrſchen, aber es ſucht den Einfluß aufrecht zu erhalten, auf den es ein Recht hat.

Man hat geſehen, wie wir bezüglich Suez vorgegangen ſind; wir werden in derſelben Weiſe hinſichtlich Panamas vorgehen, und da mir das in Suez gelungen, ſo hoffe ich, daß es mir auch in Panama gelingen wird.

Wir haben 505 Millionen für den Suezkanal ausgegeben, und (es ist das eine Sache, die Jeder wissen kann, da ich der Regierung die Abrechnung übergeben) wir haben Frankreich 1 Milliarde und 250 Millionen eingebracht.

Aus diesem Grunde habe ich überall im Volke Anhänger: es giebt fast keinen Bürger, keinen kleinen Bauern, keinen kleinen Kaufmann mehr, der nicht seine Suezactie hat. Neulich begebe ich mich in einer Droschke nach meinem Büreau. Als der Kutscher seine 35 Sous erhält, nimmt er meine Hand und sagt: „Herr von Lesseps, ich bin Ihr Actionär."

Das sind die Leute, die den Suezkanal gemacht haben; dieselben Leute werden den von Panama machen, und dieser wird im Jahre 1889 eröffnet werden. Das Beispiel des Suezkanals vermehrt gerade die Zahl und das Vertrauen der Panama-Actionäre. Seit sechzehn Jahren ist der Suezkanal eröffnet, und man arbeitet noch jetzt daran. In Panama haben wir Hilfsmittel, die wir in Suez nicht hatten; nach den angestellten Erhebungen besitzen wir 57,000 Dampf-Pferdekräfte, die, zu 10 Mann das Dampfpferd gerechnet, die Arbeit von 570,000 Menschen darstellen. Wir haben also eine Armee von 570,000 Menschen außer den 20,000 Erdarbeitern auf dem Terrain; hiermit können wir bis zum Jahre 1889 einen hinreichend großen Durchgang für alle modernen Fahrzeuge herstellen. Nach den Bedürfnissen der Zukunft kann dann der Kanal erweitert werden, gerade so wie es mit dem von Suez geschehen, der den Actionären seit langer Zeit ausgezeichnete Einnahmen abwirft, und an dem wir noch heute arbeiten. Ich komme soeben aus Panama zurück; ich bin dort mit Freunden, mit sehr fähigen Ingenieuren, wie mit Vertretern der Handelskammern gewesen, deren Berichte jetzt veröffentlicht werden sollen. Nur Franzosen können solche Dinge ohne die Kapitalien einer Regierung oder die von Finanzleuten fertig bringen; ein

ſelbſtloſes, unintereſſirtes Volk hat den Suezkanal ins Leben gerufen, es wird auch den von Panama zur Ausführung bringen. Wir haben dort die verdienſtvollſten Ingenieure, junge Leute zwar, aber ich liebe die jungen Leute, obwohl ich achtzig Jahre alt bin. Das Alter überlegt, die Jugend handelt. Nun, wir haben dort fünf Diviſionen Ingenieure, und alle Welt iſt überzeugt, daß wir zu dem gewünſchten Reſultat gelangen werden. Von dem Atlantiſchen Ocean bis zum Stillen Ocean beſitzen wir eine Reihe von Werkſtätten und alle Mittel und Wege, um eine ſolche Arbeit zu vollenden. Wir haben Gebirge mit Dynamit ſprengen ſehen, Steinblöcke von 100 Kubikmeter flogen wie Kieſelſteine in die Luft. Nach meiner Reiſe bin ich in der glücklichen Lage, die Verſicherung geben zu können, daß der Kanal im Jahre 1889 eröffnet werden wird.

Urſprung und Functionen der Conſuln.

Die Marſeiller und die Catalonier waren die erſten handeltreibenden Völker Europas, welche, nachdem ſie Conſuln bei ſich eingeſetzt hatten (die zuerſt nur die Vorſteher der hauptſächlichſten kaufmänniſchen Corporation und dann die Handelsrichter der betreffenden Orte waren), die Nothwendigkeit einſahen, dieſe Inſtitution auch auf das Ausland auszudehnen. Die ausländiſchen Conſuln wurden dann damit beauftragt, die Privilegien ihrer Nation zu ſchützen und im Falle von Streitigkeiten zwiſchen Kaufleuten ihrer Nationalität als Richter zu fungiren. Ihre Functionen wurden als ſehr wichtige angeſehen und Männern aus den erſten Familien ihres Landes anvertraut.

Während der Kreuzzüge geſtatteten die franzöſiſchen Fürſten den Städten und Völkern an der Seeküſte, welche ihnen Hilfe leiſteten, (ſo beſonders den Bewohnern von Marſeille und Catalonien), in den eroberten Häfen kaufmänniſche Niederlaſſungen unter der Leitung von Conſuln ihrer Nationalität zu gründen.

Die erſten Privilegien, welche drei Marſeillern in Syrien eingeräumt wurden, datiren aus den Jahren 1117—1136.

Im Jahre 1187 geſtattete der Marquis von Montferrat, Herrſcher von Tyrus, den Marſeiller Kaufleuten in dieſer Stadt

für die Rechtsprechung einen Consul einzusetzen. (Histoire de commerce entre le Levant et l'Europe, par Depping.)

Drei Jahre darauf erlaubte Guy de Lusignan durch Patentbriefe den Marseillern in Acre Consuln oder Vicomtes anzustellen, welche dem König von Jerusalem den Eid leisten mußten und die Rechtsprechung bei Civil- und Criminalprocessen hatten, mit Ausnahme der Fälle, wo es sich um Mord oder Verrath handelte.

Obgleich es in Marseille um diese Zeit noch keine ausländischen Consuln gab, schützten die Behörden der Stadt ganz besonders die Kaufleute der anderen Länder.

In den Gemeindestatuten von Marseille, welche in den Jahren 1228, 1253, 1255 abgefaßt worden sind, wird als Grundsatz aufgestellt, daß, selbst wenn man gegen eine Stadt oder ein Land Krieg führe, man das Privateigenthum der Einwohner jener Stadt oder jenes Landes unangetastet lassen müsse — ein Grundsatz, der der Stadt Marseille zur Ehre gereicht. Avignon hatte dem Beispiele Marseilles folgend das Privateigenthum der Ausländer sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten für unantastbar erklärt.

Im Jahre 1148 hatte die Stadt Narbonne in Tortosa in Spanien eine Handelsniederlassung und genoß zugleich das Recht, dort einen Consul zu halten. Sie hatte ähnliche Privilegien im Jahre 1166 in Genua und im Jahre 1174 in Pisa erhalten (Pardessus, Introduction aux lois maritimes).

Ein Reisender des 14. Jahrhunderts traf in Alexandrien einen französischen Consul an, welcher beauftragt war, die Ausländer zu schützen, deren Nation dort keinen Consul hatte (Fuscobuldi, citirt in der Introduction aux lois maritimes von Pardessus). Dieses ehrenvolle Privilegium, alle Fremden zu schützen, die keinen Consul haben, wurde durch die unter Franz I. zwischen

Frankreich und der Pforte abgeschlossenen, capitulations genannten Verträge sanctionirt.

Jacques Coeur benutzte seine Stellung bei Karl VII. um den Verbindungen, welche er seit langer Zeit in Aegypten unterhielt, einen gewissen, officiellen Charakter zu geben; der Sultan, der sich durch die Geschenke, die man ihm gesandt hatte, geschmeichelt fühlte, schrieb im Jahre 1447 dem Könige einen Brief, worin er den französischen Kaufleuten seinen Schutz versprach und zugleich die Absendung eines Consuls gestattete, welcher die Vortheile der am meisten begünstigten Nation genießen sollte. (Auszug aus den Memoiren von Mathieu de Coussi, citirt von Pardessus.)

Barcelona, die Nachbarstadt und Nebenbuhlerin von Marseille, trat nach dieser in die europäische Handelswelt ein. Nachdem diese Stadt am Ende des 9. Jahrhunderts mit Hilfe Frankreichs allmählich vom Joche der Sarazenen befreit worden war, begann für sie unter Raimund Béranger am Ende des 9. Jahrhunderts eine Zeit der Blüthe. Ihr Seehandel hatte damals eine solche Bedeutung erlangt, daß der König es an Ermuthigungen nicht fehlen ließ und klugerweise allen fremden Schiffen, selbst denen der Sarazenen, Schutz und Beistand versprach. Das 13. Jahrhundert ist die Epoche, in welcher der Handel der Catalonier seine höchste Entwickelung erreichte. Ihr Verkehr mit Frankreich war damals sehr bedeutend, sie besuchten die Märkte der Champagne und hatten dort einen Consul. (Pardessus, Collection des lois maritimes Bd. I u. II Introduction.) Die Hauptstadt Cataloniens legte also der Institution der ausländischen Consuln ebenso große Wichtigkeit bei wie Marseille.

Im Jahre 1266 gestattete der König von Aragonien Jacob I. den Gemeindebehörden von Barcelona alljährlich Consuln nach Aegypten und Syrien zu senden. Gegen Ende des 14.

Jahrhunderts trafen die Catalonier folgende Anordnungen hinsichtlich des Consulats von Alexandrien: der Consul sollte auf drei Jahre ernannt werden und konnte, wenn er sein Amt gut verwaltet hatte, mit Zustimmung der Kaufleute wieder gewählt werden. Es wurde ihm verboten eine Schenke zu halten, Wein zu verkaufen, Fremden die Läden der „Fonde" zu vermiethen, welche den Cataloniern reservirt bleiben sollten, endlich Juden und Frauen von schlechtem Lebenswandel zuzulassen. Er mußte erforderlichenfalls den ganzen Tag beim Zoll zubringen, um dort der Revision der Waaren beizuwohnen, und wenn er sein Haus verließ, mußte er sich von zwei Waffenträgern begleiten lassen. (Capmany, mémor. histor. tom. XI.)

Vom 13. Jahrhundert an hatten die Catalonier auch Consuln in Constantinopel, Beirut, Damascus, Cypern, Rhodus u. s. w. An den äußersten Grenzen Asiens, am Tanaïs, hielten sie sich ebenfalls einen Consul, der im Jahre 1397 Tamerlan einen Besuch abstattete und ihm Geschenke überreichte, als dieser Fürst von seinem Moskauer Feldzug als Sieger zurückkehrte. (Comte A. de Laborde, Itinéraire d'Espagne tom. V.)

In Europa ließen sich die Catalonier bei allen Völkern des Mittelmeeres durch Consuln vertreten, so in Marseille, Genua, Neapel, Venedig, Sardinien, besonders in Sicilien, und wie der Geschichtschreiber Capmany berichtet, betrug die Zahl der Consulate Barcelonas in seiner Blüthezeit 55, sank aber im 16. Jahrhundert auf 6 herab. In der Privilegienacte, welche der König Don Ferdinand im Jahr 1251 den Genuesen in Sevilla ausstellen ließ, wird ausdrücklich bestimmt, daß die Genuesen in dieser Stadt Consuln ihrer Nationalität anstellen dürfen, und daß diesen das Recht zustehen soll, bei Streitigkeiten ihrer Landsleute eine richterliche Entscheidung zu treffen, und zwar in letzter Instanz. Wenn es sich um einen Streit zwischen einem Bürger von Sevilla und einem Genuesen handelte,

ſollten die Conſuln ebenfalls als Richter fungiren, aber der Bürger von Sevilla ſollte in dieſem Falle an die Alkalden appelliren können. Alle Criminalproceſſe waren von ihrer Gerichtsbarkeit ausgeſchloſſen. (Navarrete, Bd. XI. Colleccion de los viages y descubrimientos que hicieron por mar los Españolas.)

Der Gebrauch, Conſuln in fremden Ländern anzuſtellen, iſt erſt im 16. Jahrhundert und beſonders ſeit der Regierung Ludwigs XIV. allgemein geworden. Alle Handel treibenden Nationen ſchickten einander ſolche und räumten ihnen mehr oder weniger große Vorrechte ein.

Der eigentliche Organiſator der Conſulate war Colbert. In ſeiner Denkſchrift vom 15. März 1669 (sur ce que les consuls de la nation française établis dans les pays étrangers doivent observer pour en rendre compte à Sa Majesté par toutes les occasions) brachte derſelbe eine Reihe wichtiger Maßregeln zur Verbeſſerung der Inſtitution der Conſulate in Vorſchlag. Kurze Zeit darauf wurde durch die ebenfalls von ihm erlaſſene Ordonnanz von 1681 der Grundſtein zum franzöſiſchen Conſulatsweſen gelegt, welche ſpäter durch das Edict von 1778 und die Ordonnanz von 1781 ergänzt wurde und erſt durch die im Jahre 1873 begonnenen Reformen zum Theil wieder außer Kraft trat. Die ſpaniſche Regierung hat ihren Plan, ein Reglement zu veröffentlichen, in welchem alle älteren Verordnungen betreffs der ſpaniſchen Conſuln zum Zwecke einer Generalinſtruction für dieſe Beamten vereinigt werden ſollen, noch nicht zur Ausführung gebracht.

Ihrer gewöhnlichen Beſtimmung zufolge ſind die Conſuln kaufmänniſche Beamte, welche von einer Regierung in den fremden Häfen und Handelsplätzen ernannt und angeſtellt werden, um dort über die Handelsintereſſen ihres Landes zu wachen, an ihrer Weiterentwickelung zu arbeiten, beſonders bei

den Lokalbehörden die Rechte ihrer Landsleute zu vertreten und ihre Streitigkeiten zu schlichten.

Es giebt zwei Arten von Consuln: einmal solche, die von ihrer Regierung abgesandt werden, um die Gerichtsbarkeit über ihre Landsleute auszuüben und die ausschließlich den Charakter eines Richters oder Staatsbeamten haben; und zweitens solche, die eigentlich Kaufleute sind und neben ihren Privatgeschäften als Consuln fungiren.

Aus verschiedenen Gründen muß es wünschenswerth erscheinen, daß ein Consul kein Privatgeschäft betreibt. Seine Zeit und seine Arbeit gehören nicht ihm, sondern seinem Lande und seiner Regierung, der er wie der Reisende Anacharsis über die Gesetze, Sitten, Gebräuche, den Handel und die Fabriken des Landes, in welchem er sich aufhält, nützliche Mittheilungen zu machen hat (Comte de Gardens, Traité de diplomatie, tome I.)

Die Consuln werden in fremden Ländern hauptsächlich angestellt, um die Ausführung der zwischen ihrer Regierung und der fremden abgeschlossenen Verträge und Vereinbarungen zu überwachen, die Kaufleute und Seeleute ihrer Nationalität zu schützen und zu unterstützen, ihre Streitigkeiten zu schlichten, ihre Rechte und Privilegien aufrecht zu erhalten und endlich ihre Regierung über die Fort- oder Rückschritte des Handels zu unterrichten; ihr Auskunft zu geben über die Gebiete, auf welchen die nationalen Unternehmungen in dem fremden Lande am meisten Aussicht auf Erfolg haben würden.

Die Consuln müssen in den Berichten, die sie ihrer Regierung senden, diese über die Mittel und Wege unterrichten, die ihnen für die Verbesserung und Ausdehnung des Handels und der Schiffahrt ihrer Nation am geeignetsten erscheinen. (Baron Charles de Martens, Guide diplomatique, tome I.).

Der Consul vertritt außerdem die Stelle eines Civilstandsbeamten, nimmt die Geburts- und Todesanzeigen entgegen,

ſchließt den franzöſiſchen Geſetzen gemäß Ehen, empfängt die Berichte der Schiffscapitaine bei ihrer Ankunft, unterſtützt ſie im Falle eines Schiffbruchs; ſchützt nöthigenfalls die Intereſſen ſeiner Landsleute während ihrer Abweſenheit, trägt die Frachtcontracte ein und ordnet erforderlichenfalls die Unterſuchung der Schiffe an. Er verproviantirt die Staatsſchiffe, ſendet die Seeleute, die Schiffbruch gelitten, in ihre Heimath zurück und ſorgt, ſoweit ſich ſeine Amtsgewalt erſtreckt, für die Ausführung der Geſetze ſeines Landes. — Dieſe Definition, die der „Dictionnaire du Commerce“ von Guillaumin giebt, befindet ſich im Einklang mit den franzöſiſchen Beſtimmungen in Betreff des Conſulatsdienſtes.

Die Conſuln ſind Staatsbeamte, aber nur in dem Sinne, daß ſie von dem Souverän, der ſie bei ſich empfängt, als Beamte der Regierung, welche ſie abgeſandt, anerkannt werden, und daß ihr Mandat entweder poſitive Verträge oder den allgemeinen Gebrauch der Völker oder das allgemeine Staatsrecht zur Grundlage hat. (Auszug aus den allgemeinen Inſtructionen für die franzöſiſchen Conſuln in fremden Ländern, vom Könige unterzeichnet am 8. Auguſt 1814.)

Endlich heißt es in der Einleitung der Verordnung vom 15. December 1815: „Da die Conſulate eingerichtet worden ſind, um den Handel und die Schiffahrt unſerer Unterthanen bei den Behörden zu ſchützen, die Rechtſprechung und Polizei über unſere Unterthanen auszuüben und der Regierung die Documente zu liefern, welche ſie in den Stand ſetzen ſollen, das Gedeihen des auswärtigen Handels zu ſichern, ſo ſind wir zur Einſicht gelangt, daß dieſer Zweck nicht erreicht werden kann, wenn die Leute, welche zu dem Amt eines Conſuls berufen werden, ſich nicht durch Specialſtudien und durch genügende Erfahrung poſitive Kenntniſſe im öffentlichen Recht, in der Geſetzgebung und im Handelsfache erworben haben.“

Diese Regel, die seit 1815 oft vernachlässigt worden ist, hat in der königlichen Verordnung vom 20. August 1833 über das Consulatspersonal eine neue feierliche Sanction erhalten.

Der Art. 5 dieser Verordnung lautet: Die Generalconsuln werden aus den Consuln 1. Klasse gewählt, diese aus den Consuln 2. Klasse und letztere aus den Consulatsschülern. Eine einzige Ausnahme wird im Art. 7 zu Gunsten der Angestellten der Direction des Handels im Departement der auswärtigen Angelegenheiten gemacht, die nach einer bestimmten Zahl von Dienstjahren zu Consuln ernannt werden können.

Der große Rechtsgelehrte Pardessus hat in seinem Cours de droit commercial Theil VII Tit. VI. dem politischen Charakter der Consuln, ihrer Rechtsprechung, ihren verschiedenen Administrativen oder gemischten Functionen und dem Strafrecht, welches sie in einigen Ländern gegenüber ihren Landsleuten ausüben, mehrere Kapitel gewidmet.

Nichts hindert aber eine Regierung, den Functionen ihrer Beamten die Ausdehnung zu geben, die ihr für ihre Interessen passend erscheint; auch müssen sie als Staatsbeamte angesehen werden, wenn sie sich ausschließlich mit öffentlichen Angelegenheiten befassen und wenn der Souverän, der sie ernennt und dessen Unterthanen sie sind, ihnen diese Eigenschaft zuerkennt.

Nach einem Bericht des Herrn Portalis ist durch Beschluß des „Conseil des Prises“ von Paris festgestellt worden, daß ein Consul ein Staatsbeamter ist und als solcher dem Völkerrechte untersteht.

Nur im Orient und der Berberei haben die Consuln die volle Gerichtsbarkeit über ihre Landsleute, in den übrigen Ländern haben sie nur die Jurisdiction über die Streithändel, welche ihnen allgemein durch Verträge zuerkannt wird; und wenn sie bei Streitigkeiten ihrer Landsleute eine Entscheidung treffen, so kann das nur vermöge Schiedsspruchs geschehen.

Von allen zwiſchen den verſchiedenen Mächten Europas abgeſchloſſenen Verträgen ſetzt keiner beſſer die Rechte, Immunitäten, Privilegien und Functionen der Conſuln feſt, als der, welcher am 13. März 1769 zwiſchen Frankreich und Spanien abgeſchloſſen worden iſt.

Dieſe Convention und die früheren Verträge, die in Frankreich und Spanien durch miniſterielle Beſchlüſſe und königliche Anläſſe beſtätigt worden ſind, geſtatten den Conſuln:

die Erbſchaften ihrer verſtorbenen Landsleute in Empfang zu nehmen und zu verwalten;

die Schiffahrtspolizei über die Schiffe ihres Landes auszuüben;

die Rettungsverſuche der geſcheiterten Schiffe zu leiten;

die deſertirten Seeleute zurückzufordern;

den Unterſuchungen der Handelsſchiffe, bei denen ihr Einſchreiten unentbehrlich iſt, beizuwohnen;

den Hausſuchungen bei ihren Landsleuten im Falle des Verdachts von Schmuggelei beizuwohnen; (die Lokalbehörden müſſen, bevor ſie zur Hausſuchung ſchreiten, dieſe Unterſtützung des Conſuls verlangen);

die Streitigkeiten ihrer Landsleute durch Schiedsſpruch zu ſchlichten, aber nicht anders (die Gerichtsbarkeit wird ihnen durch die Verträge und den Inhalt ihrer Exequaturbriefe ausdrücklich abgeſprochen);

Viceconſuln für die verſchiedenen Häfen ihrer Arrondiſſements zu ernennen. —

Der Vertrag von 1769 geſtattet den Conſuln ferner, wenn ſie Unterthanen des Fürſten ſind, der ſie ernennt, und keinen Handel treiben:

1. die perſönliche Immunität, ſo daß ſie nicht verhaftet oder ins Gefängniß gebracht werden können, ausgenommen in Fällen eines ſchweren Verbrechens;

2. die Befreiung von jeder persönlichen Last oder Dienstleistung und der Einquartierung von Soldaten;

3. die Unantastbarkeit ihrer Papiere und ihrer Kanzleien, die unter keinem Vorwande angerührt werden dürfen, es sei denn, daß der Consul Kaufmann ist;

4. das Privilegium, daß sie nicht vor Gericht geladen werden können, selbst als Zeuge, und daß das Kriegsgericht oder das gewöhnliche Gericht, im Falle, wo es der Aussagen des Consuls durchaus benöthigt ist, ihm vorher ein Höflichkeitsschreiben zugehen lassen muß, um ihn in Kenntniß zu setzen, daß man gezwungen sei, ihn zu diesem Zwecke aufzusuchen u. s. w.;

5. die Erlaubniß, vor seiner Hausthür ein Schild anzubringen, auf welchem ein Schiff abgebildet ist, und das die Inschrift trägt: Consul von Frankreich oder Consul von Spanien.

In der Lobrede, welche am 3. März 1838 in der Académie des sciences morales et politiques der Fürst von Talleyrand dem verstorbenen Grafen von Reinhard, gewesenen Consul und Director im Ministerium des Auswärtigen, hielt, sagte er: „Wie viele Dinge muß man nicht wissen, um ein guter Consul zu sein! denn die Aufgaben eines Consuls sind außerordentlich mannigfaltig; sie sind ganz verschieden von denjenigen der anderen Angestellten des Ministeriums des Auswärtigen; sie erfordern zahlreiche praktische Kenntnisse, die nur durch eine ganz besondere Erziehung zu erlangen sind. Die Consuln haben, soweit sich ihr Amtsgebiet erstreckt, die Functionen eines Schiedsrichters, Versöhners; oft sind sie Civilstandsbeamte; sie üben das Amt eines Notars, oft eines Marineverwalters aus; sie haben den Gesundheitszustand zu überwachen und zu constatiren; sie sind es, welche durch ihre alltäglichen Beziehungen richtig und vollständig die Lage des Handels, der Schiffahrt und der Industrie des Landes, wo sie sich aufhalten, beurtheilen können.

Auch hat Herr Reinhard, der Alles aufbot, um seiner Regierung die zuverlässigsten Nachrichten zu liefern und als Consul und Marineverwalter die richtigen Entscheidungen zu treffen, eingehend das Völkerrecht und Seerecht studirt. Dieses Studium hat ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß eine Zeit kommen werde, wo sich durch gut vorbereitete Combinationen ein allgemeines Handels- und Schiffahrtssystem schaffen ließe, vermöge dessen die Interessen aller Nationen gewahrt würden und dessen Grundlage so beschaffen wäre, daß selbst in Kriegszeiten das Princip desselben unangetastet bliebe, wenn auch hin und wieder einige seiner Consequenzen zeitweilig außer Kraft treten würden."

Die Vertreter der Mächte, denen der Wiener Congreß im Jahre 1814 einen diplomatischen Charakter zuerkannt hat, sind: die Gesandten, die bevollmächtigten Minister, die Ministerresidenten und die Geschäftsträger. Seitdem ist dieser Charakter auch in gewissen Ländern, so z. B. in Aegypten, den Generalconsuln beigelegt worden, die dann den Titel Agent führen.

Der Fürst Metternich sprach sich in einer Unterhaltung, die ich mit ihm in seinen letzten Lebensjahren in Wien hatte, zu Gunsten der von dem Fürsten von Talleyrand vertretenen Ansicht aus und fügte bei der Gelegenheit hinzu: „Die Politik ist eine Wissenschaft, die Diplomatie eine Kunst".

Der Fürst von Talleyrand, der sicherlich der geschickteste diplomatische Künstler gewesen ist, sagte in seiner Rede in der Akademie:

Die Diplomatie ist nicht eine Wissenschaft der List und Zweideutigkeit. Wenn die Aufrichtigkeit irgendwo nöthig ist, so ist sie dies ganz besonders bei den politischen Vergleichen, denn nur durch sie werden sie fest und dauerhaft.

Man hat oft die Zurückhaltung mit der List verwechselt: die Aufrichtigkeit läßt niemals die List zu, wohl aber die Zurück-

haltung und zeichnet sich dadurch aus, daß sie das Zutrauen erhöht.

Drei Monate nachdem er diese Worte in einer öffentlichen Sitzung gesprochen, die ein allgemeines Interesse erregt hatte, starb Herr von Talleyrand. Der „Moniteur universel“ giebt die Namen der hervorragendsten Akademiker, die dieser Feierlichkeit beiwohnten. Es waren anwesend: Royer-Collard, Quatremère de Quincy, de Bassano, Guizot, Thiers, Mignet, Cousin, Villemain, Lemercier, Fauriel, Molé, de Montalivet, de Sainte-Aulaire, de Barante, de Jaucourt, de Flahaut, Bertin de Vaux, de Noailles, de Valencay u. s. w.

Herr von Talleyrand war gestützt auf den Arm Herrn Mignets in den Saal eingetreten.

Episoden
aus dem Jahre 1848
in Paris und Madrid.

Während ich noch mit den Vorbereitungen für die Uebernahme der französischen Botschaft in Madrid beschäftigt war, zu deren Leitung mich Herr de Lamartine im Anfang der Revolution ausersehen hatte, erhielt ich ein spanisches Blatt, in welchem erzählt wurde, daß das Volk von Paris sich der Tuilerien bemächtigt und dort alle von einer spanischen Infantin zurückgelassenen Gegenstände gestohlen habe. Die königliche Familie hatte, als sie die Tuilerien verließ, die kostbarsten Gegenstände, unter anderen auch die Juwelen der an den Herzog von Montpensier verheiratheten spanischen Infantin zurückgelassen.

Ich bat Herrn de Lamartine, mich zu ermächtigen, wenigstens die der Herzogin von Montpensier gehörigen Gegenstände an mich nehmen zu dürfen.

Herr de Lamartine erwiderte mir, daß er keinerlei Gewalt über die Individuen habe, die in die Tuilerien eingebrochen waren, sich dort verbarrikadirt hatten und Niemand hereinließen; er rieth mir jedoch, den Maire von Paris, Herrn Marrast aufzusuchen. Herr Marrast, ein früherer Redacteur am „National", ein geistvoller Mann, den ich kannte, sagte mir: „Ich kenne die Leute, welche die Tuilerien besetzt halten, durchaus nicht, auch sind mir ihre Absichten und Pläne vollständig unbekannt; Herr

de Lamartine und ich sind in einer schwierigen Lage, die uns nicht gestattet, einen Conflict heraufzubeschwören. Da Sie aber selbst entschlossen sind sich in die Tuilerien zu begeben und mit der Besatzung zu verhandeln, so will ich Ihnen als dem Vertreter der Republik in Spanien gern ein Einführungsschreiben an den Chef der Besatzung geben, wenn ein solcher überhaupt existirt."

Er schrieb mir sofort ein Billet, welches ich leider nicht aufgehoben habe, das ich aber fast wörtlich nach dem Gedächtniß wiederzugeben vermag. Es lautete folgendermaßen: „Herr von Lesseps ist zum Botschafter der französischen Republik in Spanien ernannt. Er wünscht die Gegenstände an sich zu nehmen, welche der spanischen Infantin gehören. Da dieselbe eine Fremde ist, so empfiehlt es sich, die von ihr in den Tuilerien zurückgelassenen Gegenstände unangetastet zu lassen. Ich ersuche Sie daher die Sachen, welche diese junge Dame zurückfordert, Herrn von Lesseps auszuhändigen." Ich nahm das Billet und kam durch die Rue de Louvre zu der kleinen Thür an der „Echelle"; Niemand war hier bisher eingedrungen. Männer, unordentlich in Hemdsärmeln, einzelne verwundet, mit verbundenen Köpfen, fragten mich, was ich wollte.

„Ich bin der Botschafter der französischen Republik in Spanien. Ich habe hier ein spanisches Zeitungsblatt, welches behauptet, daß Ihr die Infantin von Spanien bestohlen habt."

„Halten Sie uns für Diebe?"

„Führen Sie mich zu Ihrem Chef, damit ich mit ihm sprechen kann. Ich habe für denselben einen Brief vom Maire von Paris."

Sie begleiteten mich zu dem heute noch unverletzt gebliebenen Theile des Louvre; das Volk folgte mir. Ich wurde einem Herrn Saint-Amand, einem Hauptmann der Nationalgarde in Uniform, vorgestellt, der sich in dem großen Salon der

Herzogin von Orleans aufhielt. Der Kammerdiener des Königs, welchen ich mitgenommen, führte eine ein dickes Fascikel bildende Liste aller von der königlichen Familie zurückgelassenen Gegenstände bei sich.

Herr von Saint-Amand nahm eine würdevolle Amtsmiene an und sagte zu mir, indem er auf das Fascikel zeigte: „Da steht allerhand drin.“ Ich erwiderte ihm sofort: „Wenn es sich darum handelt etwas wiederzugeben, was Einem nicht gehört, so ist es gleichgiltig, ob das viel oder wenig ist.“

„Der Herr hat Recht,“ warf ein Mann aus dem Volke ein.

Die Menge drängte sich darauf an mich, und als Alle sich anschickten, mich in die Gemächer zu begleiten, wo die Gegenstände aufbewahrt wurden, näherte sich mir ein junger Mann in weißer Blouse, mit feinen Händen und distinguirtem Gesicht, stieß mich mit dem Ellenbogen an und sagte mir ins Ohr: „Fahren Sie nur so fort, die Leute sind besser, als man glaubt.“ Es war ein Schüler der polytechnischen Schule, Herr de Montaut, der später in die Verwaltung der Brücken und Chausseen eingetreten ist, und der der erste Ingenieur war, den ich für mein Suezkanal-Unternehmen engagirte, wo ich ihn mit der Leitung einer unsrer Arbeitsdivisionen betraute.*)

Das Volk bekümmerte sich nicht mehr um den Capitän der Nationalgarde, sondern führte mich in einen der Parterresäle, die nach der Rue Rivoli hinausgehen, wo alle der königlichen Familie gehörigen Gegenstände, in bester Ordnung aufgestellt und mit Etiketten versehen, wie in einem Curiositätencabinet auf den Tischen lagen. Ich sah die Gegenstände mit der Liste in der Hand durch und erkundigte mich nach den Schmuckgegenständen,

*) Herr de Montaut leitet heute unter dem Pseudonym Hem die treffliche Wochenschrift „Art et Mode“, der er durch seine geistvollen Zeichnungen einen besonderen künstlerischen Werth verleiht.

dem Silberzeug und besonders nach einem prachtvollen Album, dessen Einband mit kostbaren Steinen geschmückt war, und welches Zeichnungen der ersten Künstler Frankreichs enthielt. Dasselbe war ein Familiengeschenk, welches die Infantin von Spanien bei Gelegenheit ihrer Heirath mit dem Herzog von Montpensier erhalten hatte.

„So wie Sie uns hier sehen, abgerissen und in Lumpen gehüllt," wurde mir geantwortet, „haben wir Alles, was wir an Kostbarkeiten gefunden, auf Karren geladen, uns zu ihrer Bewachung draufgelegt und die Schmuckgegenstände wie das Silberzeug in die Schatzkammer des Finanzministeriums, das Album aber auf die Nationalbibliothek gebracht. Ich verständigte mich mit meinem Polytechniker darüber, daß Alles nach der spanischen Botschaft gebracht werden sollte, und stellte eine Quittung über das, was auf der Schatzkammer und in der Bibliothek sich befunden, aus. Es wurden Möbelwagen herbeigeholt, und während der Nacht fand die Uebersiedelung ohne irgend welchen Zwischenfall statt.

Ich hatte mich bei Herrn de Lamartine verabschiedet, hatte meine Instructionen entgegen genommen und begab mich, mit Empfehlungen für die Behörden des spanischen Grenzdepartements ausgerüstet, an die Grenze, die ich von Bayonne bis Perpignan bereiste, um mich zu versichern, daß keine beunruhigende, revolutionäre Propaganda in Spanien versucht würde. Es war dies eine Bedingung, die ich vor Annahme meiner Mission gestellt und deren loyale Erfüllung mir von Herrn de Lamartine und seinem Generalsekretär Herrn Bastide zugesagt war.

Wußten wir doch noch nicht, wie die übrigen Staaten Europas die Umwälzung beurtheilen würden, die sich soeben bei uns vollzog. Wir hatten daher alles Interesse, mit Spanien gute Beziehungen zu unterhalten, was uns für den Fall, daß uns seitens der anderen Staaten Schwierigkeiten in den Weg

gelegt wurden, davon entband, eine Armee an den Grenzen aufzustellen.

Ich hatte acht Jahre lang als Generalconsul zu einer Zeit der Unruhen und der Revolutionen in Andalusien und Catalonien zugebracht und ausgezeichnete Beziehungen zu der königlichen Familie, der Regierung und den Generalen aller Parteien unterhalten. Nachdem ich mir die Ueberzeugung verschafft, daß von der Grenze her nichts zu befürchten sei, ging ich nach Barcelona, meine Familie abzuholen. Wir reisten durch das gebirgige Catalonien, wo zwanzig Jahre lang der Bürgerkrieg getobt, und wo sich noch Insurgenten- und Carlisten-, Schmuggler- und Räuberbanden herumtrieben. Man hatte mich gefragt, ob ich eine Escorte wünschte. — Sie wäre mir eher schädlich als nützlich gewesen. Ich reiste mit meinen Kindern und meiner Frau; von Zeit zu Zeit zeigten sich in gewisser Entfernung Reitertrupps. Aus einem derselben näherte sich eines Tages ein Mann meinem Wagen, zog Erkundigungen ein und kehrte, sobald er erfahren, wer ich war, im Galopp zu seinen Kameraden zurück, die mit ihm verschwanden.

So kam ich in Saragossa an, wo ich den ersten Sekretär der Botschaft Herrn Charles Valois traf. Von dort ging's nach Madrid; hier kam ich zwei Tage nach dem Aufstand zweier Regimenter an, dessen der Ministerpräsident Marschall Narvaez, Herzog von Valencia, erst Herr geworden war, nachdem der Gouverneur von Madrid, General Fulgosio, und mit ihm mehrere Officiere seines Stabes, die beim Ausbruch des Aufstandes mit ihm auf den Kampfplatz geeilt, gefallen waren. Ich hatte mich kaum im Botschaftshôtel eingerichtet, als ich mitten in der Nacht geweckt wurde; es wurde mir eine verschleierte Dame gemeldet, die gebeten hatte, mich in meinem Cabinet erwarten zu dürfen. Eiligst stieg ich zu ihr hinunter und erkannte sie sofort, sobald sie ihren Schleier gelüftet hatte. „Der General Moreno

de Las Peñas," redete sie mich an, „hat den Aufstand der letzten Tage geleitet, die Sergeanten der aufständischen Regimenter haben vor dem Kriegsgericht die Erklärung abgegeben, daß derselbe ihr Führer war. Infolgedessen hat das Kriegsgericht noch in derselben Sitzung entschieden, daß wenn der General Moreno ergriffen wird, er innerhalb 24 Stunden zu erschießen ist." Es war des Generals Frau, die mich bat, ihren Gatten zu retten, wie ich dies in Barcelona schon einmal unter ähnlichen Verhältnissen dadurch gethan, daß ich ihn auf ein französisches Kriegsschiff brachte, welches ihn nach Frankreich mitnahm. Ich erwiderte Madame Moreno, daß das Verhältniß hier in Madrid, im Herzen Spaniens, ein ganz anderes sei, als in Barcelona; ich wolle jedoch darüber nachdenken, wie dem General zu helfen sei, sie möchte mich morgen im Laufe des Tages aufsuchen. Sobald es Tag war, begab ich mich zu meinem Freunde, dem Conseil-Präsidenten Narvaez. Zu meinem Erstaunen öffnete er mir, nachdem ich geklopft, mit unruhiger Miene selber die Thür. Ich setzte in wenigen Worten den Gegenstand meines frühen Besuchs auseinander. „Als ich klingeln hörte," erwiderte er mir, „besorgte ich, daß es die Polizeiagenten wären, die mir die Gefangennahme Morenos melden wollten, und da er mein alter Kamerad aus der Kriegsschule und von der großen patriotischen Vertheidigung des Jahres 1808 her ist, so fürchtete ich in der peinlichen Lage zu sein, ihn erschießen lassen zu müssen." „Wenn dem so ist," erwiderte ich und drückte ihm dabei herzlich die Hand, „so werden wir uns ja wohl verständigen." Wir machten darauf ab, daß der General in Verkleidung und einen Koffer tragend eine französische Familie begleiten sollte, welche mit der Post, die mitten auf dem öffentlichen Platz Correo abging, nach Bayonne reiste. Die Polizeibeamten wurden nach andern Quartieren beordert und vom Correoplatz fern gehalten.

Nach dem Ruf der Grausamkeit, in dem Narvaez vielfach gestanden, wird diese Mittheilung Verwunderung erregen. Man hat sogar behauptet, daß, als an seinem Todestage sein Beichtvater fragte, ob er seinen Feinden verzeihe, er ihm geantwortet habe: „Ich brauche ihnen nicht mehr zu verzeihen, da ich sie alle habe erschießen lassen.“ Diese Anekdote ist eine niedrige Verleumdung; ich habe wenige so edle und loyale Naturen gekannt wie ihn. Narvaez war alle Zeit bereit, sein Leben sowohl für die Vertheidigung seines Vaterlandes gegen das Ausland, wie zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern zu opfern.

Die Abreise General Morenos fand programmmäßig statt.

Einige Tage darauf meldete man mir, daß Fräulein Eugenie de Montijo in Begleitung ihrer Gouvernante mich in einer sehr dringenden und wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche und mich im Salon erwarte.

Es handelte sich um Folgendes: Bei der Nachricht von dem Aufstande in Madrid, und ohne das Resultat zu kennen, hatte sich ein Regiment der Garnison von Valencia empört. Diese revolutionäre Bewegung war natürlich gescheitert, die Behörden waren zum Kriegsgericht zusammengetreten und hatten dreizehn, den ersten Familien des Hofes angehörige Officiere zum Tode verurtheilt. Der Generalcapitän der Provinz hatte das Urtheil behufs Unterzeichnung durch den Ministerpräsidenten mittels eines Couriers nach Madrid geschickt, um sofort, sobald dasselbe vollzogen, zu seiner Vollstreckung zu schreiten. Die Schwester eines der aufständischen Officiere hatte Fräulein Eugenie de Montijo, deren Mutter Oberhofmeisterin war, gebeten, sie der Königin Isabella vorzustellen. Fräulein von Montijo führte ihre junge Freundin sofort in das Palais, wo sie, nachdem sie die Gnade der Königin angefleht, bewußtlos zu deren Füßen niedersank. Die tief ergriffene

Königin ließ sofort ihren ersten Minister rufen. Dieser blieb jedoch unbeugsam; er erklärte, unter den Verhältnissen, in welchen sich Spanien befände, sei er gezwungen seine Demission zu geben, wenn das Kriegsgesetz nicht zur Anwendung gelange. Die Königin, die indessen noch nicht ihre Unterschrift auf das Todesurtheil gesetzt, verließ das Palais in Madrid und begab sich zwei Stunden weit von Madrid nach Aranjuez, wohin ihr sämmtliche Minister folgten.

Das waren die Verhältnisse, unter denen meine Vermittelung erbeten wurde. Ich konnte nicht gut ablehnen, obwohl mir ein Gelingen äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich schien. Sofort ließ ich Extrapostpferde holen, stieg in den Wagen, um während der Fahrt auf Mittel zu denken, durch welche die politische Strenge Narvaez zu brechen war. Mein Entschluß war bald gefaßt. Sobald ich im Palast angekommen, faßte ich in einer nach dem Saal gehenden Galerie Posto; die Minister waren gerade versammelt, um der Königin die Cabinetsordre bezüglich Ausführung des vom Kriegsgericht zu Valencia verhängten Todesurtheils vorzulegen. Ich bat einen Diener, den Premierminister zu benachrichtigen, daß ich ihn sprechen müßte. Er kam sofort heraus, und dort in der Galerie, an das Treppengeländer gelehnt, sagte ich ihm kurz und bündig: „Ich bin gekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen. Sie werden begreifen, daß, nachdem eine souveräne Versammlung meine Mission nach Spanien genehmigt, weil sie erwartete, daß ich einen heilsamen Einfluß auf Ihre Regierung auszuüben in der Lage, mir nur übrig bleibt, mich zurückzuziehen und Ihnen Lebewohl zu sagen, sobald erwiesen, daß Fräulein von Montijo, die einer der größten Familien Spaniens angehört, vergeblich meine Vermittelung für die Erwirkung einer großmüthigen Verzeihung erbeten, die meiner Ansicht nach Ihre Stellung nur stärken, aber nicht schwächen kann." Narvaez sah mich darauf

lange durchdringend an. Als er aber in meinen Augen meinen festen Entschluß las, ergriff er meine Hand, drückte sie heftig und sagte zu mir lebhaft auf spanisch: „Vaea usted, Fernando, con la cabeza de esta gente en su faltriquera.“ („Gehen Sie, Ferdinand, mit den Köpfen der Leute in der Tasche.“) — Mehr wollte ich nicht; ich schüttelte Narvaez die Hand und kehrte nach Madrid zurück, wo man bald erfuhr, daß die Königin auf den Vorschlag ihres Ministeriums die Verurtheilten von Valencia begnadigt habe. Wenige Tage nach diesem Vorgange erhielt ich von dem französischen Consul in Bilbao eine Depesche, in welcher er mir meldete, daß ein französisches Handelsschiff, welches aus einer gescheiterten revolutionären Bewegung 45 politische Flüchtlinge an Bord habe, mitten in der Nacht den Hafen verlassen habe, infolge eines heftigen Sturmes aber am nächsten Tage wieder eingelaufen sei. Die Behörden hätten Hand an das Schiff gelegt und die Ausschiffung der heimlich, ohne Pässe an Bord genommenen spanischen Unterthanen verlangt; der Consul habe bis zum Eintreffen einer Antwort Aufschub erbeten. Ich theilte sofort dem Marschall Narvaez den Vorgang mit und bemerkte dabei, daß wir natürlich kein Recht hätten, die spanischen Flüchtlinge an Bord eines Handelsschiffes zu behalten, welches nicht wie die Kriegsschiffe das Recht der Exterritorialität genieße; das Schicksal dieser Unglücklichen läge daher in seiner Hand. Der Minister-Präsident zögerte keinen Augenblick anzuordnen, daß man das französische Schiff mit allen seinen Passagieren nach Bordeaux auslaufen lassen solle.

Dieses persönliche Verhältniß hat mir gestattet, meinem Vaterlande während meiner Mission in Madrid einige Dienste zu erweisen. Unter anderem war es mir gelungen, einen Postvertrag, wegen dessen man seit 70 Jahren unterhandelte, zu

ſtande zu bringen, meinen Landsleuten gewiſſe Vortheile wieder zuzuwenden und die Freigabe der Gebäude und der Kirche St.-Louis-des-Français zu erlangen, die ſeit dem Kriege 1808 mit Beſchlag belegt worden waren.

Endlich hatte ich, als meine Miſſion durch einen Reſidenzwechſel, den ich durchaus nicht gewünſcht, beendet war, die Genugthuung, aus dem Munde der Königin von Spanien in meiner öffentlichen Abſchiedsaudienz die officiellen Worte zu hören: „Sie nehmen meine und aller meiner Unterthanen Hochachtung mit ſich.“ Nicht aus perſönlicher Eitelkeit theile ich hier dieſe Worte mit, ſondern nur, weil daraus meinem Lande und meinen Kindern Nutzen erſprießen kann.

Studie

über den ſpaniſchen Schriftſteller

Don Jaime Balmes.

Doctor Don Jaime Balmes war durch und durch Monarchiſt, aber mit ſeiner hohen Intelligenz vermochte er ſich über die politiſchen Leidenſchaften ſeines Landes und ſeiner Partei hinwegzuſetzen; er gab ſich hinſichtlich des Verfalles der alten Monarchie, der Nothwendigkeit ſocialer Reformen und des Fortſchritts der Demokratie in Europa keinen Illuſionen hin. — Seinen Ruf verdankt er der liberalen Reformbewegung, welche im Jahre 1832 in Spanien begann und von dem Augenblick an trotz aller Syſtemwechſel in der Regierung, trotz der Bürgerkriege und der von allen Parteien begangenen Fehler nicht unterbrochen worden iſt.

Dank dieſer Bewegung hat ſich Spanien nach und nach aus dem Zuſtand der politiſchen und ſocialen Verſumpfung, in welche es unter den früheren Regierungen gerathen war, herausgearbeitet. Die egoiſtiſche und gewundene Politik Karls IV., das Unglück, welches über das Land infolge der Bürgerkriege und des Krieges mit dem Ausland hereingebrochen war, der Rückgang des Handels und der Schiffahrt nach dem Verluſt Amerikas hatten jenen geiſtigen Verfall des Volkes vorbereitet, der in den acht letzten Regierungsjahren Ferdinands VII. ſeinen Höhepunkt erreichte. — Aber die Gewaltherrſchaft unter Ferdinand VII. hatte die gewöhnliche Wirkung. Die Zunahme

des Einflusses der Klerikalen, die Bedrückung der Universitäten des Königreichs, die Bekämpfung aller liberalen Ideen, die Aufhebung aller Zeitungen, mit Ausnahme der officiellen Zeitung von Madrid, alle diese Maßregeln hatten wider alles Erwarten eine ganz entgegengesetzte Wirkung und riefen bei Allen von neuem das Gefühl der Freiheit wach. — Das Bedürfniß nach einer Befreiung und Emancipation war, als die französische Revolution von 1830 ausbrach, auf der Halbinsel so allgemein geworden, daß, selbst wenn der König Ferdinand nicht im September 1833 gestorben wäre, die Einführung einer constitutionellen Regierung auf der Halbinsel nicht länger hätte hinausgeschoben werden können.

Der Königin Marie Christine war es in der That gelungen, schon vor diesem Ereignisse die Leitung der Geschäfte in die Hand zu nehmen. Sie hatte die Universitäten wieder eröffnen lassen, eine Amnestie bewilligt und den ersten Anstoß zu den politischen Reformen gegeben. — Wäre diese glückliche Aenderung nicht eingetreten, so würde das Genie Balmes' in seiner kleinen Geburtsstadt sich nicht haben entfalten können, da er gezwungen gewesen wäre, sich der kleinlichen, beschränkten Censur zu unterwerfen, welche die Freiheit des Gedankens selbst nicht in der beschränktesten Form aufkommen ließ.

Man hat daher nicht mit Unrecht behauptet, man verdanke der spanischen Revolution die Arbeiten dieses hervorragenden Mannes, in denen man Schritt für Schritt die verschiedenen Phasen der zeitgenössischen Geschichte Spaniens verfolgen kann.

Balmes hat meisterhaft die Geschichte des Aufstandes Esparteros vom Jahre 1840 und des Sturzes der Königin Marie Christine, der Herrschaft der Progressisten und der Gemäßigten gegenüber Baldomero Espartero, des Sturzes der letzteren und endlich des Cabinets Lopez-Serrano geschildert, — welcher die Gewalt in die Hände des Ramon Narvaez fallen

ließ, der im Gegensatz zu seinem Nebenbuhler mit allen Eigenschaften ausgerüstet war, welche seiner eigenen Partei fehlten.

Balmes hatte keine Vorliebe für die ganze parlamentarische Fraction, welche man mit den französischen Doctrinären verglichen hat, er hat sie fortwährend heftig bekämpft, ohne sich jedoch zu Schmähungen und persönlichen Angriffen hinreißen zu lassen, die seinem vornehmen Charakter zuwider waren. — Seine hauptsächlichsten polemischen Artikel sind in dem Werke gesammelt, welches unter dem Titel „Politische Schriften" veröffentlicht worden ist.

Man hat Balmes den spanischen de Maistre genannt; uns scheinen seine Schriften mehr Berührungspunkte mit denen Chateaubriands zu haben, dessen liberaler Monarchismus den Ansichten des spanischen Publicisten mehr entspricht.

Balmes war ein Bewunderer des Stils und der Gedanken Chateaubriands, aber in seinen nachgelassenen Schriften beklagt er es, daß ein so großer Schriftsteller die Aufmerksamkeit Europas auf seine Eitelkeit gelenkt habe.

Es ist ein sonderbarer Zufall, daß diese beiden Genies zur selben Zeit am Anfang des Monats Juli 1848 gestorben sind.

Ein spanischer Kritiker hatte Chateaubriand den Vorwurf gemacht, daß er jenen frivolen Geist, jene Modereligion geschaffen habe, die so sehr der Gottlosigkeit gleiche, Balmes widerlegte diese Ansicht in einem glänzenden Artikel, den er mit den Worten schloß: „Die Religion hat freilich den Dichter nicht nöthig, aber sie nimmt seine Dichtungen gern an, sie lauscht den schönen Tönen der Leier eines Chateaubriand oder der Harfe eines Lamartine, und wirft ihnen einen gütigen Blick zu, der besagen will: Ihr habt mich verstanden."

Die Werke französischer Schriftsteller werden in kurzer Zeit im Ausland populär, wir dagegen gestehen den Schriftstellern anderer Länder nicht dieselbe Gastfreiheit zu, und es ist

sehr bedauerlich, daß der Name und die Werke eines so bedeutenden Autors wie Balmes in Frankreich noch so wenig bekannt sind. Wir schildern deshalb nachstehend kurz seinen Lebensgang.

Jaime Balmes stammt aus Vich, einer alten Stadt Cataloniens, die nördlich von Barcelona in einem schönen und fruchtbaren Thale des westlichen Abhanges der Pyrenäen gelegen ist. Er wurde im Jahre 1810 von wenig begüterten Eltern geboren, zeigte schon als Kind eine große Begabung, und da er frühzeitig den Wunsch Geistlicher zu werden äußerte, erhielt er von dem Bischof seiner Diöceſe ein Stipendium, welches ihm gestattete ins Seminar einzutreten.

Er beendigte seine Studien an der Universität Cervera, dem catalonischen Salamanca, wo er schon einen Lehrstuhl des canonischen Rechts inne hatte, als der Bürgerkrieg, der von 1833—1840 in Catalonien wüthete, ihn zwang, sich nach seiner Geburtsstadt zurückzuziehen. Durch langjähriges Studium und Nachdenken entwickelte sich bei ihm die Beobachtungsgabe, mit Hilfe deren er die Männer und Angelegenheiten seines Landes so klar zu beurtheilen wußte. Während der Winterabende dachte er oft Stunden lang im Dunkeln nach; er hatte einen so großen eigenen Gedankenschatz, daß er niemals Anderen etwas zu entlehnen brauchte; was er aussprach, hatte sein eigener Geist zur Reife gebracht. Er sagte oft zu seinen Freunden, daß ein Schriftsteller nur das weiter verbreiten müßte, was der Ueberfülle seiner Gedanken entsprünge. — Die Politik, die Philosophie waren ihm völlig bekannte Gebiete, und nach seiner treffenden Beurtheilung der zeitgenössischen Vorgänge sollte man glauben, daß er in die Arbeiten der diplomatischen Kanzleien und in die vertraulichen Gespräche der aufgeklärtesten Männer seiner Zeit eingeweiht war. Wie Pascal, hatte

er ganz allein die Mathematik gelernt und in kurzer Zeit sich diese Wissenschaft völlig angeeignet.

Im Jahre 1836 erhielt er einen Lehrstuhl für angewandte Mathematik und wußte seine Vorlesungen hierüber ebenso anziehend zu machen, wie Alles, was er geschaffen hat.

Im Jahre 1839 veröffentlichte er ein kleines Werk über den Verkauf der Güter der Geistlichkeit in Spanien, das allgemeines Aufsehen erregte. — Ermuthigt durch diesen Erfolg, entschloß er sich einen seiner würdigen Wirkungskreis zu suchen.

Er schlug daher im Jahre 1840 in Barcelona seinen Wohnsitz auf und ließ eine politische Schrift erscheinen unter dem Titel: „Gedanken über die Lage Spaniens", worin er die Schwächen aller Parteien rücksichtslos, ohne Schmeichelei und Leidenschaft aufdeckte. — Er sah darin den Ausbruch der Revolution, infolge deren einige Monate später die Königin-Regentin aus Spanien verjagt wurde, und ebenso die wahrscheinlichen Folgen dieses ernsten Ereignisses voraus. Am Ende desselben Jahres begann er die Veröffentlichung des berühmten Werkes, welchem die Ehre zutheil geworden ist, ins Französische und Englische übersetzt zu werden: „Vergleich zwischen dem Protestantismus und dem Katholicismus in ihren Beziehungen zur europäischen Civilisation." Es war eine Antwort auf das Buch Guizots über den Einfluß des Protestantismus auf den Fortschritt der Menschheit. — In seinen Mußestunden schrieb Balmes in Barcelona noch politische, wirthschaftliche und literarische Artikel für die beiden Zeitschriften: die Civilisation und die Gesellschaft.

Fast zur selben Zeit verfaßte er ein interessantes Werk, den „Criterio", welches man in Frankreich „die Kunst gut zu denken" genannt hat, in welchem sich der Verfasser bemüht den praktischen Sinn zu Ehren zu bringen, welcher die Stärke der angel-

sächsischen Race ausmacht und den südlichen Racen meistens völlig abgeht.

Er veröffentlichte außerdem „die grundlegende Philosophie", eine Darlegung aller philosophischen Systeme von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Im Jahre 1845 waren seine Schriften in Spanien allgemein bekannt geworden; auf dringendes Bitten einiger angesehener Persönlichkeiten begab er sich nun nach Madrid, um hier eine Wochenschrift „Pensamiento de la Nacion" zu redigiren.

Er trat in dieser mit großer Begeisterung für die Vermählung der Königin Isabella mit dem ältesten Sohne des Don Carlos ein, da er glaubte, daß damit ein Wunsch des Volkes erfüllt werden würde. Man muß diese Artikel in ihrem kräftigen Stil und mit ihrer strengen Logik gelesen haben, um sich eine Idee davon machen zu können, wie geschickt der Verfasser bei der Behandlung eines so delicaten Gegenstandes den Angriffen des Staatsanwalts auszuweichen wußte. Die verlockendsten Anerbieten wurden Balmes gemacht, um ihn zum Schweigen zu bringen oder ihn dazu zu bewegen, in einem anderen Sinne zu schreiben, aber er war zu vornehm und zu uneigennützig, um sich dadurch einschüchtern zu lassen. — Obgleich er zu einer Zeit in Spanien lebte, in welcher man mit Orden so verschwenderisch war, ist er ohne jeden solchen gestorben und verdankte sein kleines Vermögen einzig und allein seinen zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten.

Mit der Verheirathung der Königin hörte der Pensamiento de la Nacion auf zu erscheinen — da er jetzt keinen politischen Zweck mehr hatte. —

Während seines Aufenthaltes in Madrid ließ Balmes die „Elementarphilosophie" erscheinen und eine Broschüre unter dem Titel „Pius IX.", worin er den vom Papste unternommenen Reformen seine Anerkennung zollte. Balmes, der bis

dahin in gewissen Kreisen nur Bewunderer und Schmeichler gehabt hatte, mußte seitdem manche Enttäuschungen erleben und war den leidenschaftlichsten und ungerechtesten Angriffen ausgesetzt. — Eifersüchtige und gehässige Menschen, die lange gezwungen waren ihren Neid zu bekämpfen, ergriffen die Gelegenheit, ihn zu verdächtigen, und warfen ihm vor, die Religion und die Gesellschaft zu schädigen. Balmes mußten solche Anklagen natürlich schmerzlich berühren; aber seine Ueberzeugung blieb deshalb doch unerschütterlich, und er bereute es niemals, seine Ansichten frei und rücksichtslos ausgesprochen zu haben. —

Von den Werken Balmes muß ich noch eins der bedeutendsten erwähnen, seine „Briefe an einen Skeptiker über die Religion". Es ist kaum möglich, mit größerer Einfachheit und Ueberzeugung den religiösen Zweifeln zu begegnen. Obgleich Balmes im tiefsten Grunde von den Wahrheiten der katholischen Religion überzeugt war, gehörte er doch nicht zu den leider in Spanien wie überall zahlreichen Gläubigen, die stets geneigt sind, zur Vertheidigung der Religion die Furcht und die Gewalt anzurufen; vielmehr zog er es vor, den Zweifel oder den Unglauben mit den Waffen der Vernunft zu bekämpfen. Er haßte die Ungläubigen nicht, sondern beklagte sie, er wollte sie nicht verfolgen, sondern suchte sie zu überzeugen und zu bekehren. —

Als Balmes im Jahre 1847 nach Barcelona zurückgekehrt war, übersetzte er seine Elementarphilosophie für die Universität ins Lateinische. Diese Arbeit war kaum beendigt, als die Nachricht von dem Ausbruch der Revolution von 1848 ihn seinen gewöhnlichen Arbeiten entzog. Ich sprach ihn damals und war sehr überrascht, daß ihm die Proclamirung der Republik so begreiflich erschien und daß er diesem Ereigniß schon damals eine solche außerordentliche Bedeutung beimaß. —

Seine Schrift über „die französische Republik" schloß die

Reihe ſeiner Werke; er hatte nicht die Zeit mehr, ſie noch einmal durchzuſehen und zu vervollſtändigen, denn er wurde plötzlich von einer Krankheit befallen, an der er im Alter von 38 Jahren ſtarb. Sein Tod war für Spanien ein ungeheurer Verluſt und wurde allgemein betrauert. In ſeiner Vaterſtadt, in die er ſich kurz vor ſeinem Tode zurückgezogen hatte, wurden ihm bei ſeinem Leichenbegängniß die außergewöhnlichſten Ehren zu theil; die ganze Einwohnerſchaft von Vich und die erſten Beamten der Provinz folgten dem Sarge. Er iſt der erſte Spanier, dem ſeine Mitbürger durch Nationalſubſcription ein Denkmal errichtet haben.

Der Dampf.

Schon seit langer Zeit kennt man die Expansionsfähigkeit des Dampfes, aber erst neuerdings hat man es in der Anwendung desselben zu einer Vollkommenheit gebracht.

Im Jahre 1830 zählte die französische Flotte der algerischen Expedition 500 Segelschiffe mit einer durchschnittlichen Tragkraft von 500 Tonnen für ein Heer von 30,000 Mann und nur ein einziges Dampfschiff, die „Sphinx", von 160 Tonnen.

Im Jahre 1880 gingen durch den Suezkanal allein 2025 Schiffe, die 4,344,465 Tonnen hielten (also im Durchschnitt von 2145 Tonnen), mit 100,000 Soldaten und ebensovielen Civilpassagieren.

Nach Jahrhunderten des Kampfes und der Zerstörung scheinen die Dampfkraft und die Elektricität der Welt eine neue Aera eines nicht zu berechnenden Fortschritts dadurch eröffnen zu sollen, daß sie die friedlichen Beziehungen zwischen den Völkern vervielfältigen.

Gehen wir auf die ersten Anfänge der Erfindung der Dampfkraft und ihrer Anwendung zurück.

I.

Da England hinsichtlich der Seeschiffahrt und die Vereinigten Staaten hinsichtlich der Flußschiffahrt Frankreich in der vollkommenen Benutzung der Dampfmaschine und des Dampfschiffes zuvorgekommen sind, vergißt man nur allzu leicht, daß man die Erfindung der Maschine, welche auf den Schiffen

zur Anwendung kommt, eigentlich zwei Franzosen, nämlich Denis Papin und Claude Douffroy verdankt. Aristoteles und Seneca scheinen die Ersten gewesen zu sein, welche von der Expansionskraft des Dampfes eine Ahnung hatten; sie schrieben die Erdbeben der Umbildung des durch die unterirdische Gluth in Dampf verwandelten Wassers zu, eine Auffassung, der sich übrigens auch die heutige Wissenschaft noch anschließt.

Seneca sowohl, der sich über diesen Gegenstand noch des weiteren ausläßt, als Aristoteles vergleichen die Vulkane mit kochendem Wasser, das aus einem erhitzten Gefäße überläuft. Vierhundert Jahre nach Aristoteles schrieb Seneca (Quaest. nat. cap. 6 § 11):

„Einige Philosophen, obgleich sie dem Feuer bei den Erdbeben eine Rolle zuschreiben, erklären seine Mitwirkung bei denselben auf andere Weise. Wenn das Feuer, sagen sie, an mehreren Stellen angezündet wird, entwickelt es Dämpfe in großer Menge, welche, wenn sie keinen Ausgang finden, der Luft, mit der sie vermengt sind, eine große Expansionskraft verleihen. Wenn die in dieser Weise sich ausbreitende Luft mit großer Heftigkeit wirkt, bricht sie sich durch alle Hindernisse Bahn; ist die Action weniger kräftig, so bringt sie nur eine Erschütterung des Erdbodens hervor.

„Jeder hat schon das Wasser auf dem Herde kochen sehen; dieses Phänomen, das so unbedeutend in dem Kessel erscheint, nimmt gewaltige Proportionen an, wenn große Wassermengen durch eine ungeheure Gluth erhitzt werden. Diese Wassermengen in Dampfform überwinden alle Hindernisse und bringen Alles um sich her in Erschütterung."

Hero der Aeltere von Alexandrien, der 120 Jahre vor unserer Zeitrechnung lebte, hatte mehrere Werke über Physik verfaßt, von denen uns drei erhalten sind. Eine Maschine zur Verwerthung der bewegenden Kraft des Wasserdampfes,

die Aeolipyle, wird von ihm beſchrieben und dargeſtellt in ſeiner Abhandlung Spiritalia seu pneumatica.

Unter den modernen Autoren ſpricht ſonderbarerweiſe Rabelais zuerſt wieder von dieſer Maſchine des Griechen Hero. Littré citirt in ſeinem Dictionnaire von ihm folgenden Satz über das Wort Aeolipyle: Die „Aeolipyle, Thür des Aeolus, iſt ein geſchloſſenes Gefäß mit einer Oeffnung, welches, wenn man es mit Waſſer füllt und erhitzt, fortwährend Wind ausſtrömt.“ (Rabelais, Anmerkungen zu Buch 4 pag. 44.)

In den ſpaniſchen Archiven von Simancas findet ſich folgendes Document:

„Blasco de Garay, ein Schiffskapitän, bot im Jahre 1543 dem Kaiſer König Karl V. eine Maſchine an, welche kleine und große Fahrzeuge ſelbſt bei Windſtille ohne Ruder und Segel in Bewegung ſetzen könnte. Trotz der Hinderniſſe und Schwierigkeiten, mit denen die Ausführung dieſes Planes verbunden war, befahl der Kaiſer, daß im Hafen von Barcelona ein Verſuch gemacht werde; dies geſchah denn auch am 17. Juni 1543.

Garay wollte ſeine Entdeckung nicht völlig bekannt geben; man ſah jedoch bei Gelegenheit des Verſuchs, daß die Vorrichtung aus einem großen Keſſel und aus an beiden Seiten des Fahrzeugs angebrachten Rädern beſtand und machte den Verſuch auf einem Schiff von 200 Tonnen, welches „La Trinité“ hieß und unter dem Kapitän Peter von Scarzo von Colibra mit einer Getreideladung in Barcelona angekommen war.

Auf Befehl Karls V. wohnten dieſen Verſuchen bei: Don Enrico di Toledo, der Gouverneur Peter von Cardona, der

Schatzmeister Ravajo, der Vicekanzler und Intendant von Catalonien.

In den Berichten, welche dem Kaiser darüber abgestattet wurden, fand die Erfindung Anerkennung. Ravayo, ein Gegner des Projects, sagte, daß das Schiff zwei Meilen in drei Stunden machen würde, daß die Maschine zu complicirt und kostspielig sei, und daß der Kessel leicht springen könne. Die Anderen versicherten aber, daß das Schiff wenigstens eine Meile per Stunde zurücklegen würde. Nach Beendigung des Versuches nahm Garay die ganze Maschine fort; er deponirte nur das Holzwerk in dem Arsenal von Barcelona und behielt das Uebrige für sich.

Trotz der Anfechtungen Ravayos wurde die Erfindung Garays gutgeheißen, und Karl V. würde sie wahrscheinlich begünstigt haben, wenn er nicht damals gerade durch seinen Feldzug sehr in Anspruch genommen worden wäre. Er ließ jedoch den Erfinder in der Armee im Range befördern, machte ihm ein Geschenk von 200,000 Maravedis, befahl dem Schatzmeister, ihm alle Kosten und Auslagen zurück zu erstatten und ließ ihm noch manche andere Auszeichnungen zu theil werden."

Arago sagt über diesen Gegenstand in seinem Lehrbuch für die Schüler der polytechnischen Schule Folgendes: „Da Garay Niemandem, nicht einmal den vom Kaiser ernannten Commissären seine Maschine zeigen wollte, so könnte es natürlich zu keinem sicheren Resultate führen, wenn man heute nach dreihundert Jahren versuchen wollte, festzustellen, worin jene Vorrichtung bestand. Das aus den Archiven von Simancas im Jahre 1825 hervorgeholte Document hat keinen Werth: erstens weil es weder 1543 noch später gedruckt worden ist; dann aber, weil es nicht bewies, daß der Motor des Schiffes von Barcelona eine Dampfmaschine war; drittens weil endlich,

wenn die Maſchine von Garay wirklich eine Dampfmaſchine geweſen iſt, es allem Anſchein nach die ſchon von Hero von Alexandrien beſchriebene Aeolipyle war."

Salomon de Caus iſt der Verfaſſer eines Werkes: „Les raisons des forces mouvantes avec diverses machines tant utiles que plaisantes." Dieſes Werk erſchien in Frankfurt im Jahre 1615 und ebendaſelbſt 1815 deutſch unter dem Titel: Von gewaltſamen Bewegungen, Beſchreibung etlicher ſowohl nützlicher als luſtiger Maſchinen." Man findet darin unter No. 5 folgenden Lehrſatz: „Das Waſſer ſteigt mit Hilfe des Feuers in die Höhe."

Der Marquis von Worceſter, den die Engländer als den eigentlichen Erfinder der Dampfmaſchine anſehen, lebte unter der Regierung der letzten Stuarts. Während der Revolutionen jener Epoche verlor er ſein großes Vermögen; er wurde ins Gefängniß geworfen, entfloh und ließ ſich dann in Frankreich nieder. Als er ſpäter wieder nach England zurückkehrte, wurde er bald entdeckt und in den Tower von London eingeſperrt. Es heißt, daß Worceſters Aufmerkſamkeit zuerſt auf die Dampfkraft gelenkt wurde, als er im Gefängniß bemerkte, wie der Deckel des Topfes, in welchem ſeine Speiſen gekocht wurden, ſich plötzlich in die Höhe hob. Während ſeines Aufenthalts in Frankreich war hier die zweite Auflage des Buches von Salomon de Caus erſchienen. Der Apparat von Worceſter, welchen die Engländer für die erſte Dampfmaſchine halten, wurde von ihm in ſeinem Buche Century of inventions folgendermaßen beſchrieben: „Ich habe ein ausgezeichnetes Mittel gefunden, Waſſer mit Hilfe des Feuers in die Höhe zu treiben, nicht durch Aſpiration, denn dann würde man, wie die Philoſophen ſagen, intra sphaeram activitatis beſchränkt ſein, da die Aſpiration ſich nur für gewiſſe Entfernungen ermöglichen läßt; mein Mittel kennt dagegen keine Grenze, wenn das Gefäß ſtark

genug ist. Ich nahm nämlich einen Flintenlauf, dessen Mündung geplatzt war, und nachdem ich ihn mit Wasser gefüllt hatte, schloß ich das abgebrochene Flintenende und zwar ganz fest mit Schrauben zu; ich unterhielt dann unter dem Flintenlauf fortwährend ein Feuer, und nach 24 Stunden zerbrach der Lauf mit einem starken Knall.

Denis Papin (1690—1695). — Die Maschine von Salomon de Caus und später die des Marquis von Worcester waren einfache Ausschöpfungsapparate. Die Erfinder derselben hatten sie nur als Mittel betrachtet, das Wasser in die Höhe zu treiben. Das war auch der erste Zweck, den Papin mit seiner Maschine verfolgte; aber gleichzeitig hatte er sehr wohl vorausgesehen, daß die Hin- und Herbewegung des Hebels in der Pumpe noch anderweitig ausgenützt werden konnte. Ich halte es für zweckmäßig, hier einige Sätze aus einer Rede zu citiren, welche ich im Namen der Akademie der Naturwissenschaften bei Gelegenheit der Enthüllung der Statue Papins am 29. August 1880 in Blois gehalten habe: „Die großen Erfindungen, welche dazu bestimmt sind der Menschheit eine ganz neue Richtung zu geben, sind meistens erst als vollendete Thatsachen anzusehen, nachdem sie eine Reihe von vereinzelten Versuchen durchgemacht haben, welche durch eingehende Studien eines scharfsinnigen und uninteressirten Mannes zusammengefaßt worden sind, der keinen anderen Führer kennt als die Wissenschaft, kein anderes Ziel, als der Menschheit nützlich zu sein, und allen Irrthümern und Vorurtheilen, die sich seinen Entdeckungen entgegenstellen, Trotz zu bieten weiß.

Denis Papin war einer dieser seltenen Männer.

Seine Arbeiten und Entdeckungen lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1674—1709. — Vervollkommnung und Modifikation der Luftpumpe.

1681. — Apparat, der heutzutage unter dem Namen Papinscher Topf angewandt wird. — Lenkung des Dampfes. — Sicherheitsventil.

1685. — Entdeckung des Princips der Siphons mit Luftdruck.

1687. — Entdeckung der Luftschiffahrt.

1695. — Rauchverzehrungsapparat. — Hähne mit Doppelöffnungen, die Watt und Leopold für ihre Dampfmaschinen mit Hochdruck verwandt haben. Weiter erfand er eine Methode, die abwechselnde Bewegung in Rotationsbewegung umzuwandeln.

Papin hat die erste Dampfmaschine mit Kolben erfunden. Er hat zuerst gesehen, daß der Wasserdampf als ein einfaches Mittel dienen kann, in dem Cylinder der Pumpe schnell einen leeren Raum zu schaffen.

Er war der Erste, der auf den Gedanken kam, in ein und derselben Dampfmaschine die Thätigkeit der elastischen Kraft des Dampfes mit seiner Verdichtungsfähigkeit durch Abkühlung zu combiniren."

1698. — Der Kapitän Savery (Engländer). — Arago urtheilt folgendermaßen über dessen Erfindungen:

„Wir haben keinen Beweis, daß Salomon de Caus je seine Dampfmaschine hat construiren lassen. Ein Gleiches möchte ich vom Marquis von Worcester behaupten. Die Maschine Papins, in welcher die Thätigkeit des Dampfes und seine Verdichtung nacheinander in Anwendung kommen, ist nur in kleinem Maßstabe ausgeführt worden und zwar mit der Absicht, experimentell die Richtigkeit des Princips festzustellen, auf dem sie beruht.

Die ersten Dampfmaschinen, die wirklich zur Anwendung kamen, sind die von Savery, und diese verdienen daher auch, wenn man gerecht sein will, besonders hervorgehoben zu werden,

wenn sie auch eigentlich nichts besonders Neues aufzuweisen haben.

Nach dem Plane Salomons de Caus wird der zur Bewegung dienende Dampf in demselben Gefäß entwickelt, in welchem sich das in die Höhe zu treibende Wasser befindet, und zwar mit Benutzung dieses Wassers. Die Saverysche Maschine besteht aus zwei getrennten Gefäßen: in dem einen befindet sich das Wasser, in dem anderen, welches man den Kessel nennen kann, der Dampf. Dieser Dampf wird, wenn man die Menge für genügend erachtet, in den oberen Theil des Wasserbehälters durch ein Rohr, welches durch einen Hahn nach Belieben geöffnet werden kann, gedrängt. Der Dampf drückt dann von oben nach unten auf die Oberfläche der Flüssigkeit und treibt sie in ein vertikales Rohr, dessen untere Oeffnung immer unter der Wasseroberfläche liegen muß, weil sonst der Dampf selbst entweicht.

In der Maschine Salomons de Caus ersetzt, sobald der Luftdruck seine Wirkung ausgeübt hat, ein Arbeiter das verdrängte Wasser mit Hilfe einer am oberen Theile der metallischen Kugel angebrachten Mündung, welche nach Belieben geöffnet und geschlossen werden kann. Man braucht dann nur das Feuer neu anzufachen. Bei der Saveryschen Maschine bringt nicht ein Arbeiter, sondern der Luftdruck das Wasser in den Behälter.

Kurz, Savery hat versucht sich des Dampfes zu bedienen, um das Wasser in ein senkrechtes Rohr zu treiben; Salomon de Caus hat jedoch schon 83 Jahre vorher dasselbe auf ganz gleiche Weise bewerkstelligt — Savery endlich schuf den leeren Raum, welcher die Aspiration durch die Abkühlung des Dampfes ermöglicht. Diese Methode ist von größter Wichtigkeit, aber Papin hatte sie schon lange veröffentlicht..."

Ueberſicht.

1615. — Salomon de Caus iſt der Erſte, der auf den Gedanken kam, ſich der elaſtiſchen Kraft des Waſſerdampfes bei der Conſtruction einer hydrauliſchen Pumpe zu bedienen.

1690. — Papin hat die Möglichkeit erkannt, eine Dampfmaſchine mit Kolben herzuſtellen. Er war der Erſte, der in ein und derſelben Kolben-Dampfmaſchine die elaſtiſche Kraft des Dampfes mit Verdichtungsfähigkeit durch Abkühlung zu combiniren wußte.

1705. — Newcomen, Cawley und Savery waren die Erſten, die ausfindig gemacht haben, daß das eindringende Waſſer tropfenweiſe auf die Dampfmaſſe fallen muß, wenn dieſe ſich ſchnell verdichten ſoll.

1769. — Watt hat gezeigt, welche ungeheuren Vortheile man erzielen kann, wenn ſich die Verdichtung des Dampfes nicht wie vor ihm im Pumpencylinder, ſondern in einem getrennten Gefäß vollzieht. Er war der Erſte, der darauf aufmerkſam gemacht hat, welchen Nutzen man aus der Vertropfung des Waſſerdampfes ziehen kann.

Die Feuerpumpe von Chaillot iſt nach ſeinen Plänen in den Werkſtätten der Gebrüder Perrier conſtruirt worden.

1783. — Jouffroy machte im Beiſein Tauſender von Zuſchauern den erſten Verſuch mit einem Räderdampfſchiff, welches er ſelbſt gebaut hatte und das die Saone zwiſchen Lyon und l'Ile-Barbe hinauf- und hinabfuhr. Das Schiff war 46 Meter lang, 4,50 Meter breit. Seine Räder hatten 4,50 Meter im Durchmeſſer, die Schaufeln 1,95 Meter bei 0,65 Meter Tauchtiefe. Die Waſſertiefe betrug 0,95 Meter, ſein Totalgewicht 3270 Centner, und zwar kamen davon 270 auf das Schiff ſelbſt und 3000 auf die Ladung. Das Schiff legte per Stunde zwei Meilen zurück.

1801. — Die ersten Hochdruckmaschinen für Schiffe verdankt man den Engländern Trewithiet und Vivian.

1807. — Fulton führte die Dampfschiffahrt auf den großen Flüssen Amerikas ein.

II.

Papin muß als der erste Erfinder der Dampfmaschine und des Gedankens ihrer Benutzung für die Schiffahrt angesehen werden. Aber sein erster Versuch blieb erfolglos, weil vor der Beendigung desselben seine Maschine von Schiffern, mit denen er in Streit gerieth, zerstört wurde. Claude de Jouffroy kommt der Ruhm zu, das erste Dampfschiff gebaut zu haben, welches wirklich seine Probe auf dem Wasser ablegte. Der junge Edelmann aus der Franche-Comté gehörte einem Stande an, der besonders in seiner Provinz naturwissenschaftlichen Studien wenig Bedeutung beimaß. Der Adel auf den Schlössern hatte mit wenigen Ausnahmen eine große Abneigung gegen jede Industrie. Die Vorliebe Claude de Jouffroys für die Wissenschaft, die seltenen Fähigkeiten, mit denen ihn die Natur ausgestattet hatte, wurden für ihn die Ursache heftiger Anfeindungen von Seiten seiner Verwandten. Man machte ihn in den Salons, wo die größte Unwissenheit herrschte, geradezu lächerlich; man gab ihm in seinem Lande den Spottnamen: Jouffroy la Pompe. Ja, als man bei Hofe von seinen Versuchen hörte, pflegte man sich gegenseitig zu fragen: „Kennen Sie den Edelmann aus der Franche-Comté, welcher auf den Flüssen mit Feuerpumpen herumfährt, diesen Verrückten, der vorgiebt, das Feuer und Wasser versöhnen zu wollen?“

Um sich dem Zwange des Vorurtheils zu entziehen, wollte Jouffroy bei einer besonderen Waffengattung im Heer Dienste nehmen, in einer Stellung, die ihm gestattete, seine vielseitigen Erfahrungen und Kenntnisse zu verwerthen. Aber kaum wurde

es ruchbar, daß er sich mit solchen Absichten trüge, als sich dagegen ein allgemeines Geschrei erhob, denn zu jener Zeit dienten nicht die Adligen, sondern nur die Bürgerlichen beim Genie und der Artillerie.

Mit vierzehn Jahren war Jouffroy Page bei der Gemahlin des Dauphin; im Alter von zwanzig Jahren trat er als Unterofficier ins Regiment von Bourbon ein und hatte dort einen Ehrenhandel mit seinem Obersten. Er wurde deshalb durch einen Verhaftsbrief auf zwei Jahre nach der Insel St. Marguerite in der Provence verbannt. Hier in der Verbannung beobachtete er während seiner Mußestunden die Manöver der Ruderschiffe; es fielen ihm bei der Gelegenheit die Nachtheile dieser Fahrzeuge auf, und von dem Augenblicke an beschäftigte ihn der Gedanke, jene Nachtheile durch die Anwendung des Dampfes als bewegende Kraft abzustellen.

Als im Jahre 1775 die Zeit seiner Verbannung verstrichen war, begab er sich nach Paris, wo die Brüder Perrier gerade ein großes Etablissement gegründet hatten zur Einfuhr von Wattschen Máschinen, die in den Werkstätten von Birmingham fabricirt, in Frankreich unter dem Namen Feuerpumpe von Chaillot bekannt waren.

Jouffroy traf in Paris zwei Landsleute, die wie er dem Heere angehörten und sich ebenfalls mit den Naturwissenschaften beschäftigten, nämlich den Grafen von Auxiron und den Marquis Ducrest, Oberst im Regiment von Auvergne, Bruder der Madame de Genlis, Mitglied der Akademie der Naturwissenschaften und Verfasser eines Werkes über die Mechanik. Der Graf von Auxiron ermuthigte Jouffroy fortwährend und schrieb ihm noch von seinem Sterbebette aus: „Muth, mein Freund, nur Sie allein sind auf dem richtigen Wege.“

Jouffroy, der in Paris ohne Einfluß war, zog sich in die Provinz zurück, und hier gelang es ihm durch den festen Glauben

an die Ausführbarkeit seines Gedankens, durch ununterbrochene Studien mit seinen geringen Hilfsmitteln und mit einem Kupferschmied als Gehilfen im Jahre 1776 eine Maschine zu construiren, die er einem Schiffe anpaßte. Dieses erste Dampfschiff war 13 Meter lang und 1,95 Meter breit, der Schwimmapparat bestand aus 2,60 Meter langen Schäften, die vorn an jeder Seite gestützt waren und an ihrem äußersten Ende Ketten trugen, die mit beweglichen Klappen versehen waren. Die Ketten konnten einen Bogen von 2,60 Meter (8 Fuß) im Radius und 95 Centimeter in der Sehne (3 Fuß) beschreiben; ein mit einem Gegengewicht versehener Hebel brachte sie am Ende der Fahrt zum Stehen. Eine Wattsche Maschine mit einfacher Wirkung, welche in der Mitte des Schiffes angebracht war, setzte die gegliederten Ruder in Bewegung.

Es gehörte wirklich Genie, Muth und Geduld dazu, einen solchen Apparat an einem Orte herzustellen, wo man sich keine gegossenen und polirten Cylinder verschaffen konnte. Trotz seiner Mängel war dieser Apparat besser als Alles, was man bisher für die Schiffahrt in Vorschlag gebracht hatte. Das Schiff fuhr auf dem Doubs bei Beaume-les-Dames zwischen Montbéliard und Besançon während der Monate Juni und Juli.

Um das Jahr 1780 kam Jouffroy nach Lyon, um dort die nöthigen Hilfsmittel zur Vervollkommnung seiner Erfindung zu suchen; er verheirathete sich hier mit Fräulein Madeleine de Vallier. Kurze Zeit darauf ließ er in den Werkstätten der Herren Frèrejean einen neuen Apparat herstellen. Die Dimensionen dieses zweiten Schiffes waren, wie wir bereits oben gesagt haben, außerordentlich groß. Dasselbe fuhr am 15. Juli 1783 von Lyon nach Ile-Barbe, die Saone hinauf, im Beisein einer Commission von Gelehrten und Tausenden von Zuschauern.

Nach wiederholten und erfolgreichen Versuchen gründete

Jouffroy eine Gesellschaft mit den Herren Follenay, d'Auxiron und Bebel, um einen Dampfschiffahrtsdienst für den Transport von Reisenden und Waaren zuerst auf der Saone, dann auf der Rhone und den anderen schiffbaren Flüssen Frankreichs ins Leben zu rufen. Eine Finanzgesellschaft bot ihre Unterstützung unter der einzigen Bedingung an, daß die Gründer das Privilegium der Ausnutzung auf dreißig Jahre erlangen sollten. Dieses Privilegium wurde jedoch nicht bewilligt, wie aus einem Briefe des Herrn von Calonne, datirt von Versailles den 21. Januar 1784, hervorgeht. Das Schiff fuhr noch 16 Monate auf der Saone, darauf mußte das Unternehmen aufgegeben werden.

Jouffroy verlor sein ganzes Vermögen während der Revolution. Im Jahre 1815 erhielt er ein Erfindungspatent und baute ein Schiff, welchem der Graf von Artois seinen Namen gab: den „Charles-Philippe", welcher am 20. April 1817 auf der Seine, im Beisein des Grafen von Artois, seiner Söhne, der Behörden von Paris, einer großen Zahl von Gelehrten und einer Menge Zuschauer vom Stapel gelassen wurde.

Es waren für das Unternehmen die besten Aussichten vorhanden, als plötzlich eine Concurrenzgesellschaft ebenfalls ein Patent erhielt, Jouffroy sein Privilegium streitig machte und sich aus England ein Schiff mit Maschine kommen ließ.

Durch diese Concurrenz in der Ausnutzung einer Schiffahrtsmethode, gegen welche noch sehr große Vorurtheile herrschten, erlitten beide Unternehmungen große Verluste und gingen schließlich zu Grunde. Jouffroy, der keinen Augenblick daran zweifelte, daß die Dampfschiffahrt eine große Zukunft haben werde, verlor den Muth nicht. Er kehrte wieder in die Provinz zurück, um hier nochmals mit der Unterstützung einiger intelligenter Freunde eine Gesellschaft zu gründen. Es gelang ihm, ein Kapital von 24,000 Francs, getheilt in 24 Actien zu 1000 Francs,

zusammenzubringen. Dieses kleine Kapital wurde zur Construction eines Dampfschiffes benutzt, welches den Namen „Le Persévérant" erhielt. Am 8. Juli 1819 wurde nach Berathung der Associés ein Kapital von 200 000 Francs zusammengeschossen, welches zur Construction mehrerer Dampfschiffe und zur Organisirung eines regelmäßigen Dienstes benutzt werden sollte. Der „Persévérant" machte mehrere Monate die Reise von Chalons nach Lyon und zurück. Durch Vorurtheile und dem Unternehmen feindliche Interessen scheiterte die Subscription des Actienkapitals. Man bestritt nicht die Schnelligkeit des neuen Transportmittels, aber man sagte überall, daß die Schiffahrt auf der Rhone unmöglich wäre, daß sich derselben auf der Saone große Hindernisse entgegenstellten wegen des niedrigen Wasserstandes, und daß die mächtige allgemeine Transportcompagnie kein Opfer scheuen würde, um jedes Concurrenzunternehmen aus dem Felde zu schlagen. An derartigen Hindernissen scheiterte die Dampfschiffahrt in Lyon, während sie in Amerika schon seit zwölf Jahren prosperirte und an der schottischen, englischen und irländischen Küste Henry Bell schon alle Vorurtheile und Befürchtungen völlig überwunden hatte.

Im selben Jahre 1819 fuhr der Kapitän Moses Roger über den Atlantischen Ocean von New-York nach Liverpool mit einem Schiff, das gleichzeitig durch Segel und Dampf bewegt wurde und 380 Tonnen hielt.

Ausländische Industrielle ernteten selbst in Frankreich die Früchte der Arbeiten, welchen Jouffroy während eines halben Jahrhunderts seine großen Fähigkeiten und sein ganzes Vermögen geopfert hatte.

Im folgenden Jahre 1820 ließ der englische Schiffbauer Steel auf der Seine ein Dampfschiff vom Stapel laufen, welches nach dem ersten von Jouffroy angewendeten System gebaut

war. Zwei Jahre später brachte eine englische Gesellschaft zwei eiserne Dampfschiffe nach Frankreich.

Im Jahre 1825 machte ein mit Segeln versehener englischer Steamer die Reise von Falmouth nach Calcutta, ein holländisches, ebenfalls mit beiden Fortbewegungsmitteln ausgestattetes Schiff fuhr von Amsterdam nach den Antillen. Von 1825—1830 wurden fast alle schiffbaren Flüsse mit Dampfern befahren, und landeten solche in allen großen Häfen Frankreichs.

Das Problem der Benutzung des Dampfes für transatlantische Reisen wurde im Jahre 1830 definitiv gelöst durch die glückliche Ueberfahrt des „Great Western" mit 1300 Tonnengehalt von Bristol nach New-York und des „Syrius" mit 700 Tonnengehalt von Cork in Irland nach New-York.

Was wurde nun während dieser Fortschritte der Dampfschiffahrt aus dem Erfinder Claude de Jouffroy?

Im Jahre 1829 raubte der Tod Jouffroy seine Lebensgefährtin, die durch ihren Charakter, ihren Geist und ihre Herzenseigenschaften ihm 48 Jahre lang im häuslichen Glück alle seine bitteren Enttäuschungen vergessen machte. Da ihm nach dem Tode seiner Frau die Einsamkeit unerträglich wurde, ließ er sich als Hauptmann im Heere pensioniren und ins Hôtel des Invalides in Paris aufnehmen, wo er 1832 im Alter von 81 Jahren an der Cholera starb, ohne seinen Kindern etwas Anderes zu hinterlassen als das Beispiel seiner Arbeiten, die von seinem ältesten Sohne fortgesetzt worden sind.

Fulton.

Am Ende des letzten Jahrhunderts kam ein junger Amerikaner, der während des Unabhängigkeitskrieges in seinem Lande seine erste Erziehung genossen hatte, nach Frankreich, um sich

hier in den Künsten zu vervollkommnen, für die er vortrefflich beanlagt war. Obgleich er kein Erfindungsgenie besaß, war er doch mit besonderen Fähigkeiten für das Studium mechanischer Entdeckungen begabt und hatte eine unermüdliche Ausdauer.

Robert Fulton, von irländischer Abstammung, war 1765 in Little Britain (Pennsylvanien) geboren. Seine Eltern waren sehr arme Einwanderer. Er war zuerst Lehrling bei einem Juwelier, dann Maler. Im Jahre 1786 verließ er Amerika, verbrachte einige Jahre in England, wo er sich ausschließlich mit Mechanik beschäftigte, und begab sich im Jahre 1796 nach Paris. Er widmete sich hier fünf Jahre dem Studium der submarinen Schiffahrt und der Mittel, durch welche man an einer bestimmten Stelle mit Pulver gefüllte Kasten zur Sprengung von Schiffen explodiren lassen könnte.

Da die französische Regierung sich für diese Erfindung nicht interessiren wollte, ging Fulton am Ende des Jahres 1801 schon mit dem Plane um, wieder nach Amerika zurückzukehren, als er den Kanzler Livingston (damaligen Gesandten der Vereinigten Staaten in Paris) kennen lernte, der sich zusammen mit einem Engländer Namens Nisbett und einem französischen Ingenieur Brunel, welcher später den Themsetunnel baute, mit der Dampfschiffahrt beschäftigte. Livingston übernahm es, alle nöthigen Mittel zu schaffen, um eine Dampfschiffslinie nach Amerika zu gründen. Fulton studirte die früheren Methoden und entschied sich für die Räder mit Schaufeln. Einige Versuche, die auf der Seine im August 1803 im Beisein einer Commission der Akademie der Naturwissenschaften gemacht wurden, hatten den erwünschten Erfolg. Aber Napoleon weigerte sich, die Angelegenheit der Akademie vorzulegen, und zwar aus nationalen Rücksichten. Denn England, welches damals allein große Werkstätten für den Maschinenbau besaß,

würde die Erfindung viel früher als Frankreich haben ausnützen können. Uebrigens hatte Fulton häufig gesagt, daß er die Dampfschiffahrt auf den großen Strömen Amerikas und nicht auf den Flüssen oder, wie er sie nannte, den „Pfützen" Frankreichs einzuführen beabsichtige. Eine Dampfmaschine, die von Fulton-Livingston 1804 ohne Wissen Balton-Watts bestellt worden war, wurde im October 1806 beendigt. Um dieselbe Zeit schiffte sich Fulton nach Amerika ein, und die Dampfmaschine wurde nach New-York befördert. Das Schiff, welches sie hinüberführte, wurde auf dem Estfluße vom Stapel gelassen.

Als Fulton mit seiner Maschine in Amerika einen vollen Erfolg errang, machte man ihm das Privilegium streitig. Die Unannehmlichkeiten des Processes beschleunigten seinen Tod. Er starb am 24. Februar 1805 im Alter von nur 50 Jahren. Die Repräsentantenkammer legte für einen Monat Trauer an; aber seine Familie blieb in der größten Geldverlegenheit.

Fulton hat niemals Claude de Jouffroy die Priorität der praktischen Erfindung der Dampfschiffahrt streitig gemacht. Sofort nach seiner Rückkehr nach Amerika sandte er einen Brief an Montgolfier in Paris, worin er sagte, daß seine Mitbürger ihm mit Unrecht die Priorität zuschrieben.

Ehre und Anerkennung allen Beiden!

Die Akademie der Naturwissenschaften ernannte kürzlich auf Ansuchen des Fräulein Marthe de Jouffroy, Enkelin des berühmten Erfinders, eine Commission zur Prüfung der Ansprüche ihres Großvaters auf eine nationale Anerkennung. In ihrer Sitzung vom 16. August hat die Akademie einen Bericht dieser Commission gebilligt, welche zum Schlusse gelangte, daß Claude de Jouffroy den ersten öffentlichen constatirten Versuch der Dampfschiffahrt gemacht habe, und hat sich dem ein-

ſtimmigen Votum des Gemeinderaths in Beſançon angeſchloſſen, wonach dem Manne, deſſen Entdeckung von einem Fremden ausgenutzt wurde, die aber deshalb nicht weniger Frankreich zum Ruhme gereicht, ein Denkmal errichtet werden ſoll.

Algier und Tunis.

Si vis pacem, para pacem.

Um aus dem Beſitz Algiers für Frankreich einen wirklichen Nutzen zu ziehen, iſt ein Eingehen auf den Charakter und die muſelmänniſchen Sitten der Araber unter dem Geſichtspunkt der europäiſchen Civiliſation erforderlich. Es ſoll hier nicht von den Erfolgen die Rede ſein, die wir Algier hinſichtlich der Erziehung unſerer Armee für das praktiſche Leben im Bivouac, für die Fähigkeit, Anſtrengungen und Entbehrungen zu ertragen, für die Tapferkeit verdanken, die unſere Soldaten in Kämpfen erworben haben, welche, wie im Mittelalter, vor allem einen individuellen Charakter tragen. Es handelt ſich vielmehr um neue moraliſche Charakterzüge, wie ſie ſeitens der Leute, welche mit der eingeborenen Bevölkerung in Berührung ſtanden, in Algier entwickelt worden ſind. Von dem erſten Tage unſerer Eroberung an iſt die franzöſiſche Behörde ſtändig darauf bedacht geweſen, die Convention von Algier, die den Arabern die freie Ausübung ihrer Religion, die Achtung vor ihren Sitten, den Genuß ihres Eigenthums Gewähr leiſtete, loyal zur Ausführung zu bringen. Die Araber haben lange und energiſch gegen unſere Herrſchaft gekämpft; es war zu fürchten, daß der Krieg Haß und Vorurtheile bei denen hinterlaſſen möchte, die berufen waren, in den Stämmen nach Eintritt

des Friedens die Verwaltung zu übernehmen. Es war daher ein glücklicher Gedanke, daß die Armee, welche die Eingeborenen besiegt hatte, auch die Aufgabe erhielt, sie zu regieren. Die Armee hatte das Ehrenhafte in dem Charakter der Eingeborenen schätzen gelernt, sie war in ihre Sitten und ihre Sprache eingedrungen und hatte eine große Anzahl muselmännischer Soldaten in ihre Reihen aufgenommen. Die Folge davon war, daß die Armee die ihr zugefallene Aufgabe nicht nur mit Gerechtigkeit, sondern, man darf es zu ihrem Lobe sagen, auch mit einer großmüthigen Sympathie für die Besiegten erfüllte.

Trotz der wesentlichen Verschiedenheit beider Racen in Bezug auf ihre Neigungen und Fähigkeiten ist doch der Beweis erbracht worden, daß die Schranke nicht eine unüberschreitbare ist, die uns von den muselmännischen Arabern trennt, und daß die europäische Civilisation sie nicht als unverbesserliche Barbaren anzusehen hat.

Die Araber, welche unter unsern Fahnen dienen, haben sich einen glänzenden Platz an der Seite unserer tapferen Truppen erobert; unter dem Einfluß geschickter Officiere, welche die arabischen Bureaux leiteten, haben sie Häuser zu bauen und zu bewohnen begonnen, Bäume gepflanzt, Schleusen gebaut, ihre Culturen erweitert, die Verkehrswege verbessert und sich auch den ersten Versuchen der Einrichtung regelrechter Civilstandsregister unterzogen. Nachdem man ihnen Waffen anvertraut, brauchte man nur unerschrockene und wohlwollende Officiere an ihre Spitze zu stellen, um aus ihnen vorzügliche Soldaten zu machen. Wenn wir ihnen mit Geschick ausgewählte industrielle Leiter geben, so werden wir aus der glücklichen Veranlagung, welche die verschiedenen Racen Algiers besitzen, den allergrößten Vortheil ziehen.

Um aber ein volles Gelingen herbeizuführen, ist es unerläßlich, daß man dem Muselmanne gegenüber einen Standpunkt

des Wohlwollens und der Sympathie einnimmt, wie man ihn Leuten schuldig ist, die man eines Tages wird für französische Bürger erklären müssen.

Weder in der Bevölkerung des Orients noch des Occidents giebt es heute noch einen unversöhnlichen Haß. Frankreich ist es vorbehalten, die seiner Macht unterworfenen Muselmänner mit Billigkeit zu organisiren und zu regieren. Der Fanatismus gegen die Christen existirt nur in der türkischen Race, aber nicht in der arabischen, die den Islam in seiner ursprünglichen Reinheit bewahrt hat und, den Vorschriften des Korans folgend, als Ungläubige nur die Götzendiener, aber nicht die Christen ansieht. Seit mehr denn 50 Jahren herrscht Frankreich über Muselmänner, und obgleich Viele sie als Unterthanen ansehen, die nicht den gleichen Berechtigungstitel wie die Angehörigen der politischen französischen Familie haben, so halten wir es doch als Mitbürger für Pflicht, ihnen nicht von vornherein unser Interesse und unsere Achtung zu versagen. Wir wollen uns sicher keine muselmännischen Rajahs in Algier schaffen, wenn wir den Sultan auffordern, die Rajahs des Orients zu emancipiren. In unseren Beziehungen zu den Muselmännern Algiers darf man den wahren Gedanken ihres Apostels hinsichtlich der Christen nicht aus den Augen verlieren, ein Gedanke, der im Koran niedergelegt ist und den fanatische Ausleger entstellt haben. Die Proclamation, welche Mohammed an seine Landsleute richtete und die Kapitel des Korans geworden sind, bezogen sich hauptsächlich auf die dem Götzendienst ergebenen Stämme der arabischen Halbinsel. Er empfahl, den Glauben an einen einzigen Gott zu achten.

Man liest im Kapitel 2, Vers 59:

„Sicherlich werden alle die, welche der jüdischen Religion angehören, so wie die Christen, mit einem Wort alle die, welche

an Gott glauben und gute Werke gethan haben, vom Herrn belohnt werden. Die Furcht wird sich nicht auf sie niederlassen, und sie werden nicht betrübt sein.

Vers 25:

Kein Zwang hinsichtlich der Religion. Der wahre Weg unterscheidet sich hinreichend von dem Irrweg.

Kapitel 3, Vers 78:

Sage: wir glauben an Gott und an das, was er uns geschickt hat, an das, was er uns an Abraham, Ismaël, Jacob und an den zwölf Stämmen enthüllt hat; wir glauben an die heiligen Bücher, welche Moses, Jesus und die Propheten vom Himmel empfangen haben, wir machen keinen Unterschied unter ihnen, wir sind in den Willen Gottes ergeben.

Vers 98:

Die Juden und die Christen glauben an Gott; sie befehlen das Gute zu thun und verbieten das Böse; sie wetteifern in guten Werken und sind tugendhaft.

Kapitel 4, Vers 160:

All' den Menschen von tüchtigem Wissen unter den Juden sowohl wie unter den Christen, sowie den Gläubigen, welche an das glauben, was dir und vor dir offenbart worden, all' denen, welche das Gebet beobachten und Almosen ertheilen, die an Gott und das jüngste Gericht glauben, allen diesen wird ein herrlicher Lohn zutheil werden.

Kapitel 5, Vers 7:

Heute hat man euch Alles, was gut ist, erlaubt; es ist erlaubt, ehrenhafte Töchter der Gläubigen zu heirathen, sowie derjenigen, welchen die Offenbarung vor euch zutheil geworden, vorausgesetzt, daß ihr ihnen vorerst eine Mitgift festsetzt.

Vers 51:

Diejenigen, welche sich auf das Evangelium berufen, mögen

nach seinem Inhalt richten. Diejenigen, welche nicht nach einem Buche Gottes richten, sind gottlos.

Kapitel 29, Vers 45:

Fangt keinen Streit mit den Leuten der Schrift an oder doch nur in ehrlicher Weise, vorausgesetzt, daß ihr es nicht mit Bösen zu thun habt. Saget ihnen: wir glauben an die Bücher, die uns geschickt sind, sowie an die, welche euch geschickt sind. Unser Gott und der eure ist eins; wir beugen uns gänzlich unter seinen Willen.

Kapitel 5, Vers 35:

Derjenige, welcher einen Mann getödtet hat, ohne daß derselbe einen Mord oder Unordnung in einem Lande verübt, soll als der Mörder des ganzen Menschengeschlechts angesehen werden, und derjenige, welcher einem Manne das Leben wiedergegeben, soll so angesehen werden, als ob er dem ganzen Menschengeschlecht das Leben wiedergegeben hätte. —

Man ersieht aus diesen Anführungen, daß Mohammed niemals seinen Bann gegen die auf dem Pentateuch oder dem Evangelium beruhenden Glaubensbekenntnisse geschleudert hat. Nie hat er von Moses oder von Jesus anders als mit der größten Verehrung gesprochen, niemals hat er seinen wohlwollenden Schutz den Priestern und christlichen Mönchen versagt. Er hat niemals die Unduldsamkeit anempfohlen, noch das Beispiel des Fanatismus gegeben.

Ehe er zu predigen begann, zu der Zeit, wo er von seiner ersten Frau, die älter als er war, in Handelsgeschäften nach Syrien geschickt wurde, genoß er die Gastfreundschaft der Mönche des heiligen Landes und unterrichtete sich besonders in der Religion bei den Mönchen, die die Wächter des heiligen Grabes waren. Nach Arabien zurückgekehrt, wohnte er auf dem christlichen Theile des Gipfels des Berges Sinai und war dergestalt für den ihm während eines Jahres gewordenen Em-

pfang erkenntlich, daß er, wie man sagt, dem Patriarchen ein Document hinterließ, auf das er in Ermangelung eines Siegels seine in Tinte getauchte Hand drückte. Das Document enthielt eine dem Patriarchen des Sinai gemachte Schenkung von verschiedenen Privilegien und Grundstücken, die in Gegenden lagen, welche später vom Islam erobert wurden. Das Diplom ist, nachdem die Türken sich in Konstantinopel festgesetzt, als giltig anerkannt worden und wird in dem Schatz von Stambul aufbewahrt. Die von Mohammed gemachten Zugeständnisse sind eingelöst worden, wodurch das Patriarchat des Sinai zum reichsten religiösen Etablissement des Orients geworden ist. Unter diesen Zugeständnissen des Propheten befand sich auch der Ertrag des Suezzolls. Von dieser allgemein unbekannten Thatsache erhielt ich auf folgende Weise Kenntniß. Eines Tages benachrichtigte mich der Vicekönig von Aegypten Said Pascha, der mir die Concession für den Kanal ertheilt hatte, daß er vom Patriarchen des Sinai das Eigenthum des Suezzolls erworben. „Wenn uns unsere Unternehmung glückt," fügte er hinzu, „so habe ich ein gutes Geschäft gemacht."

Mohammed hat, als er gegen die Ungläubigen, d. h. gegen die Götzenanbeter zur Feindschaft rieth, nur die Pacificirung Arabiens im Auge gehabt. Im siebenten Jahre der Hegira, 3 Jahre vor seinem Tode, dachte er erst an eine Verbreitung des Islam über die Grenzen Arabiens hinaus.

„Die Muselmänner," sagt Rabasson in seiner Geschichte Karls V., „sind die einzigen Enthusiasten, die, wenn sie zur Verbreitung der Lehre ihres Propheten die Waffen ergriffen, denjenigen, die sie nicht annehmen wollten, erlaubt haben, ihrem Cultus treu zu bleiben. Als die Muselmänner Jerusalem belagerten, leistete die heilige Stadt langen und heftigen Widerstand. Als sie aber schließlich einsahen, daß eine Vertheidigung nicht mehr möglich war, ergaben sich die Christen in ihr

Schickſal zu capituliren, jedoch nur unter der Bedingung, daß ſie mit dem Khalifen in Perſon verhandeln dürften. Omar, der Abu Bekr, dem Schwiegervater und Nachfolger des Propheten, gefolgt war, brach aus Medina auf, ſobald er von dieſer Convention Nachricht erhalten hatte, und begab ſich nach Djabia, wo die Abgeſandten Jeruſalems mit ihm zuſammentrafen. Er geſtattete ihnen die freie Ausübung ihrer Religion und ließ ſie im Beſitz ihrer Kirchen. Der Patriarch Sophronius empfing bei ſeinem Einzug in Jeruſalem den Führer der Muſelmänner, der durch die Einfachheit ſeiner Kleidung, die Strenge ſeines Lebens mehr einem jener chriſtlichen Anachoreten ähnelte, als dem Fürſten eines Volkes, welches bereits infolge ſeiner Siege gefürchtet wurde. Omar durchwandelte mehrere Stadttheile, wobei er den Patriarchen bei der Hand nahm und ſich vertraulich mit ihm unterhielt. Als die Stunde des Gebets gekommen war, zog er ſich auf die Stufen des orientaliſchen Porticus der Konſtantinkirche zurück, da er fürchtete, daß wenn er in der Kirche ſelbſt bete, ſich die Muſelmänner derſelben bemächtigen würden, um daraus eine Moſchee zu machen.

Als er durch Bethlehem kam, betete er in der Kirche, die auf der Grotte erbaut iſt, in der Jeſus geboren wurde, und um zu verhindern, daß dieſer heilige Ort den Chriſten entriſſen würde, ließ er einen von ſeiner Hand unterzeichneten Befehl zurück, nach welchem es den Muſelmännern nur geſtattet war einzeln in dieſer Kirche zu beten.

In Afrika kennzeichnet derſelbe Geiſt der Mäßigung die Ausbreitung des Islams. Bei ſeinem Erſcheinen inmitten der zahlreichen Götzenculte, die der afrikaniſchen Kirche manchen Kummer bereiteten, wurde er weniger als neue Religion, denn als eine chriſtliche Secte angeſehen. Die Anhänger des Arius nahmen ihn ſogar mit einer gewiſſen Befliſſenheit auf. Ohne

Verfolgung und ohne Gewaltsamkeit verbreitete er sich bei den barbarischen Stämmen, die infolge der letzten, in Afrika erfolgten Einfälle in die südlichen Gegenden zurückgedrängt waren. —

Es ist nothwendig, daß die Muselmänner in Algier unsere gleichberechtigten und gleichgeehrten Mitbürger werden. Im Orient muß es dahin kommen, daß sie die Christen wie wir ihre Glaubensgenossen in Algier behandeln.

Was hat man nicht Alles über den unbeugsamen Fanatismus der Araber in Algier gesagt? Wie oft hat man nicht Abd-el-Kader als unversöhnlichen Sectirer hingestellt?

Diejenigen, welche solche Anschuldigungen verbreiten, sind Leute, die niemals inmitten der Muselmänner gelebt haben oder die doch nur die Einwohner der Städte kennen, in welchen die Anwesenheit der Franzosen alle Lebensverhältnisse umgestürzt, die Gespanntheit vermehrt und tiefe Antipathien erzeugt hat.

Die Personen aber, die dauernde Beziehungen zu den Arabern gehabt haben, sind meist ganz anderer Ansicht; sie haben begreifen gelernt, daß viel mehr der Patriotismus als der Fanatismus den Widerstand der Araber hervorgerufen hat. Die Religion war die einzige Fahne, um welche sich die Nationalität sammeln und ihre Kräfte organisiren konnte. Es ist unbestreitbar, daß sie es ihnen ermöglicht hat, den Gefahren eines unverhältnißmäßigen Kampfes zu trotzen, die Leiden des Krieges, den Ruin, das Exil, das Elend zu ertragen. Aber von dem Augenblick an, wo im Monat December 1847 Abd-el-Kader erklärte, daß es unmöglich sei den Widerstand fortzusetzen, ist die Religion auch nicht einen Augenblick ein Hinderniß für den Frieden geworden. Die erschöpften Stämme haben die französische Herrschaft angenommen, und der angebliche Fanatismus ist wie durch Zauber verschwunden. [Bei dem durch den Frieden geschaffenen Zustande sind die Steuern pünktlich

bezahlt worden, und die von uns eingesetzten Behörden haben überall Gehorsam gefunden.

Ich habe hier nicht die Ursachen zu untersuchen, die zu verschiedenen Malen dieses Verhältniß geändert und Maßregelungen herbeigeführt haben; aber können wir es denn diesem stolzen Volke gar nicht verzeihen, wenn es sich den Eroberern seines Landes gegenüber argwöhnisch, mißtrauisch und reizbar zeigt? Nachdem wir es mit aller erdenklichen Energie bekämpft haben, können wir doch nicht umhin es zu achten. Die Zeit, welche alle Wunden heilt, schreitet vor; die aufrichtige Achtung vor der Religion und den Sitten, eine große Billigkeit in der Verwaltung, eine dauernde Sorge um den Wohlstand der Bevölkerung und ihre Bildung werden uns zu der Eroberung der Herzen führen, wie wir dank der Tapferkeit unserer Soldaten den bewaffneten Widerstand niedergeworfen haben.

Wir erwähnten hier den Namen Abd-el-Kaders. Diejenigen, welche den Emir während seiner Gefangenschaft und in Syrien gekannt haben, wo er die christliche Bevölkerung vor dem türkischen Fanatismus rettete, haben die edle Einfachheit seines Wesens, seinen sich immer gleichbleibenden wohlwollenden Charakter, seinen schlichten Sinn, voll der erhabensten Gedanken, aufrichtig bewundert. Er hat sein ganzes Prestige bewahrt, und wenn er keine Furcht hatte, vor Europa seine duldsame Gesinnung zum Ausdruck zu bringen, so geschah dies, weil er von vornherein davon überzeugt war, daß er dadurch nichts an dem Vertrauen seiner Glaubensgenossen einbüßen würde. Vor drei Jahren bat ich ihn, mir ein Circular zu senden, welches an die arabischen Chefs derjenigen Gegenden gerichtet war, wo der Commandant Roudaire zum Zweck seiner Studien für das Binnenmeer in den tunesischen und algerischen „chotts“ zu operiren hatte. Seine

Empfehlungen sind für die glückliche Lösung der Aufgabe Roudaires von großem Nutzen gewesen. Ich hoffe und wünsche, daß das Werk, welches den Süden von Algier und Tunis pacificiren soll, gelingen möge. Nachstehend theile ich Auszüge aus einer arabischen Arbeit mit, welche Abd-el-Kader vor einigen Jahren an die asiatische Gesellschaft Frankreichs richtete:

„Alle Propheten seit Adam bis auf Mohammed sind über die Hauptpunkte einig gewesen, alle haben einen einzigen Gott aufgestellt und die Verpflichtung, ihm Verehrung zu erweisen. Derselbe Gedanke ist allen gemeinsam, es ist der, die Ehrfurcht vor der Gottheit zu fordern und die Liebe zu seinen Geschöpfen. Die Abänderungen, welche zu verschiedenen Epochen eingetreten sind, beziehen sich mehr auf gelegentliche Principien, auf Verhältnisse, die in einem Augenblick nützlich und im andern es nicht mehr sind. Es verhält sich damit wie mit den Verordnungen eines Arztes: heute verschreibt er diesen Trank, morgen einen andern. So aufgefaßt, kann man sagen, daß jede Religion für die Epoche eine gute war, in welcher sie erschienen ist. Mohammed hat sich folgendermaßen ausgedrückt:

Ich bin nicht gekommen, um den Pentateuch oder das Evangelium abzuschaffen, sondern um ihnen die letzte Vollendung zu geben. Der Pentateuch enthält äußerliche und für die Massen berechnete Bestimmungen, das Evangelium innerliche Beziehungen, die für solche bestimmt sind, welche die Vervollkommnung suchen. Ich habe gegen die Einen wie die Andern nichts, ich halte die Strafe des Auge um Auge, Zahn um Zahn aufrecht, weil sie die Bürgschaft für die Sicherheit eures Lebens ist. Das ist es, was ich den äußerlichen und allgemeinen Bestimmungen entnehme. Gleichzeitig aber empfehle ich die Verzeihung der Beleidigungen als ausgezeichnetes Mittel, um sich Gott angenehm zu machen. Es ist das, was ich den inneren und besonderen Vorschriften entnehme."

Man ſieht, daß im Grunde dieſe drei Religionen nur ein und dieſelbe ſind, und daß das, was ſie trennt, ſich nur auf Einzelpunkte bezieht. Man könnte ſie mit Kindern desſelben Vaters vergleichen, die von verſchiedenen Müttern geboren ſind. Wenn die Muſelmänner und die Chriſten mir folgen wollten, würden ſie ſich einigen, ſie ſollten ſich ſowohl hinſichtlich des Weſens wie der Form ihrer Religion als Brüder behandeln." —

Die vorſtehenden Bemerkungen und Anführungen ſollen zur Beruhigung der Gemüther in Algier beitragen, welches wir kraft einer durch fünfzigjährige Opfer an Blut und Geld rechtsgiltig gewordenen Eroberung beſitzen.

Was Tunis anlangt, ſo iſt es in Zukunft mit Frankreich unter der Souveränetät der regierenden Familie durch Bande einer Lehnspflichtigkeit verbunden, die moraliſch aus unſerer Eroberung Algiers herrühren und materiell von dem Tage an datiren, wo die Regierung dieſes von unſerm Beſitzthum eingeſchloſſenen Territoriums ſich unſerm Einfluß entziehen wollte. Ich gehöre zu denjenigen, die zuerſt und ſtändig unſere Politik nach dieſer Richtung hin geleitet haben. Hierfür berufe ich mich auf eine im allgemeinen unbekannte Thatſache aus der Zeit der Einnahme Algiers im Jahre 1830. Sobald unſere Truppen von den Provinzen Algier und Oran Beſitz ergriffen hatten, ſprach ſich die Regierung, welche der Karls X. folgte, für eine beſchränkte Beſetzung aus. Damals hatte mein Vater, der Generalconſul und Geſchäftsträger Frankreichs, Matthieu von Leſſeps, unter dem ich als Conſulatseleve arbeitete, die Idee, dem Bei von Tunis vorzuſchlagen, ſeinen Bruder und Erben zu ermächtigen, das Beilikat von Conſtantine unter der Oberaufſicht Frankreichs und gegen einen von Tunis verbürgten Tribut anzunehmen. Mit dieſem ad referendum geſchloſſenen, vom Bei und dem franzöſiſchen Vertreter unterzeichneten Vertrage begab ich mich zu

dem Generalgouverneur von Algier, dem Marschall Clauzel, welcher seine Zustimmung zu der Convention ertheilte. Verschiedene Umstände verhinderten jedoch die Bestätigung in Paris; nichtsdestoweniger blieb seit jener Zeit als Regel bestehen, daß wir unter keinen Umständen dem Bei von Tunis erlauben könnten, sich zum Nachtheil der Sicherheit unserer algerischen Besitzungen unter die thatsächliche Herrschaft der Türkei oder irgend einer andern Macht zu stellen.

Abyssinien.

I.

Urſprung des abyſſiniſchen Volkes.

Bei den Abyſſiniern hat ſich eine Tradition erhalten, die, wie ſie ſagen, bis in die früheſten Zeiten zurückreicht und auch bei den Juden ſich fort erhält. — Hiernach ging bald nach der Sintfluth Chus, Enkel des Noah, mit ſeiner Familie durch das damals unbewohnte Niederägypten, überſchritt den Atbara und kam ſo bis zu den Anhöhen von Abyſſinien.

Derſelben Tradition zufolge zog es Chus und ſeine Familie — aus Furcht vor der Wiederkehr einer Sintfluth, die ihrem Gedächtniß noch immer vorſchwebte — vor, in den Höhlen an Bergabhängen als in den Ebenen zu wohnen. Dieſer Menſchenſtamm wußte ſich mit einer überraſchenden Geſchicklichkeit bequeme Wohnungen in den Marmor- und Granitbergen auszuhöhlen, Wohnungen, die noch bis auf den heutigen Tag erhalten ſind.

Es geht ferner die Sage bei den Abyſſiniern, daß die Kinder des Chus einige Zeit vor der Geburt Abrahams die Stadt Axum erbauten; bald darauf gründeten ſie Colonien bis zum Atbara, wo ſie, wie Herodot mittheilt (Lib. II

cap. XXIX.) die Wissenschaften pflegten. Bei Josephus (Antiquit. jud.) hießen sie Meroëtes oder Bewohner von Meroë (Atbara), einer Insel, die zwischen dem Lauf des Astaboras und des Nils gelegen ist. —

Die Fragmente von Colossal-Statuen des Hundegestirns, die man noch jetzt in Axum sehen kann, beweisen, daß dieses Volk schon damals astronomische Kenntnisse besaß. Seïr bedeutete in der Sprache der Chussiten oder Troglodyten und in der des Landes Meroë „Hund", woraus es sich erklärt, daß diese Provinz den Namen Sire, und der große Fluß, welcher sie begrenzte, den Namen Siris führt.

In der Ebene zwischen dem Fazoglu und dem Sennaar heißt der Fluß Nil (das bedeutet „blau"). Den Alten war er unter diesem Namen und unter dem Namen „Egyptus" bekannt; aber meistens nannten sie ihn „Siris". Plinius sagte, daß er so hieß, bevor er sich mit der anderen Abzweigung, dem weißen Nil, vereinigte; sic quoque etiamnunc Siris, ut ante nominatus per aliquot milia et in Homero Egyptus.

Der Name Egyptus, den Homer dem Flusse beilegte, war in Aethiopien lange vor der Zeit des Sängers Achills bekannt. Aegypten heißt im äthiopischen Y Gypt und ein Aegypter heißt Gypt. Y Gypt bedeutet aber das Land der Gräber oder der Kanäle. —

Theben wurde von äthiopischen Colonisten erbaut, welche von Sire, der Stadt von Seïr oder des Hundssterns und von Meroë herkamen. Diodorus von Sicilien berichtet, daß die Griechen dadurch, daß sie vor Siris ein O setzten, dieses Wort unverständlich gemacht hätten. Siris war also Osiris; aber es war weder die Sonne noch eine wirkliche Persönlichkeit. — Es war der Stern Sirius oder der Hundsstern, den man unter der Figur eines Hundes wegen der Warnung darstellte, die er Atbara ertheilte, wo die ersten Beobachtungen über seinen

Aufgang oder ſein Hervortreten aus den Strahlen der Sonne gemacht wurden. Es war dies der bellende Anubis, weil man ſein erſtes Auftreten mit dem Kläffen eines Hundes verglich, und weil er dazu aufforderte, ſich auf die bevorſtehende Ueberſchwemmung vorzubereiten.

Die Theorie des Hundsgeſtirns wurde hauptſächlich in Theben ſtudirt wegen ſeiner Beziehungen zu dem landwirthſchaftlichen Jahre der Aegypter. —

Ptolemäus hat einen Aufgang des Sirius ausgerechnet, welcher im Jahre 2250 vor Chriſtus am vierten Tage nach der Sommerwende beobachtet worden iſt, und man hat Grund anzunehmen, daß die Thebaner ſchon lange vor dieſer Zeit gute Aſtronomen waren. — Durch dieſe Beobachtung erhält Theben ein weit höheres Alter, als ihm von der Chronik von Axum zugeſchrieben wird. — Dieſe Stadt wird in der hl. Schrift nicht mit dem Namen bezeichnet, der uns überliefert worden iſt. Vor dem Zeitalter Moſes wurde ſie von Salotis, einem Führer der Agaazi, äthiopiſcher Hirten, zerſtört. — In der älteren Sprache hieß dieſe Stadt Ammon-No. Der Name Theben kommt, wie es heißt, von Theba her, einem Wort, welches im Hebräiſchen die Arche bedeutet, welche Noah zu bauen hatte. — Du ſollſt eine Arche (Theba) bauen aus polirtem Holz. (Genesis, cap. IV, vers. 14).

Während die Abkömmlinge des Chus ſich im Centrum und im Norden ihres Gebietes ausbreiteten, gingen ihre Brüder weiter bis zu den Bergen vor, die ſich längs dem Golf von Arabien erſtrecken. — Dies Land hieß in alten Zeiten Saba oder Azaba; beide Worte bedeuten „der Süden". Es trug dieſen Namen, weil es an der ſüdlichen Küſte des Golfs von Arabien gelegen war, und für die, welche von Arabien her nach Aegypten kamen, die ſüdliche Grenze des afrikaniſchen Continents bildete.

Völkerſchaften mit langen Haaren, feinen, regelmäßigen

Zügen, mit dunkelbrauner Hautfarbe, die in beweglichen Hütten in der Ebene wohnten, zahlreiche Heerden weideten und je nach ihren Bedürfnissen umherzogen, näherten sich den Chussiten und dienten ihnen als Träger für den Transport ihrer Waaren. — Diese Leute hießen im Hebräischen Phut und wurden in anderen Sprachen mit Namen, wie Balus, Bagla, Belave, Berberi, Barabra, Zilla und Suah bezeichnet, Ausdrücke, die alle Hirten bedeuten. — Das Land, welches sie bewohnten, wurde von den Griechen Barbarie genannt, und von den Römern nach dem Wort Berber, welches ursprünglich Hirt bedeutet. — Die „Hirten" durchwanderten die weiten Landstrecken, welche sich längs der Küste des Indischen Oceans und dem Rothen Meere ausdehnten, um die Waaren nach den Seehäfen bis nach den Ebenen der Landenge von Suez zu bringen, welch letzterer Name wahrscheinlich von Suah, Hirt, herkommt. — In der Bibel heißt eine dieser Ebenen Gessen, d. h. Land der Weiden, und die Araber nennen es noch heute Beled-el Gueche, Land der Weiden. — Der eigentliche Wohnsitz der „Hirten" war der niedere Theil von Afrika, welcher zwischen dem Wendekreise des Krebses und den Bergen Abyssiniens liegt.

Die vornehmsten, aber auch kriegerischsten von allen diesen „Hirten" sind ohne Frage diejenigen, welche, wie früher, auch heute noch die Berge von Habab bewohnen, die sich von der Umgebung von Massauah bis nach Suakin hinziehen.

In der alten Sprache dieses Landes bedeutet So Hirt; Suah ist die Mehrzahl.

Die Berge, welche von den Agaazi bewohnt wurden, heißen Habah, und von diesem Namen haben sie den ihrigen abgeleitet. Habah bedeutet in ihrer Sprache wie im Arabischen, eine Schlange. — Daher stammt auch die im Buche von Axum überlieferte Sage, eine Schlange habe die Provinz Tigreh erobert und dort geherrscht.

Nach der Chronik von Axum, der ältesten Schrift des Landes, einem Buche, welches nach der hl. Schrift dort das größte Ansehen genießt — sind von der Erschaffung der Welt bis zur Geburt Christi 5500 Jahre verflossen. — Abyssinien ist erst seit 1808 vor Christus von Menschen bewohnt, und ungefähr um das Jahr 1400 vor Christus flüchteten sich hierher eine große Zahl von Menschen, die verschiedene Sprachen redeten. — Sie wurden von den Agaazi, Hirten, die die höher gelegenen Gegenden von Tigre bewohnten, sehr gut aufgenommen, und ein Jeder ergriff Besitz von dem Lande, das ihm am meisten zusagte. — Diese Niederlassung heißt in der Chronik von Axum Angoba, d. h. Einzug der Nationen.

Der Tradition zufolge kam dieses Volk aus Palästina zur Zeit, als eine Ueberschwemmung große Verheerungen anrichtete. —

Pausanias berichtet in der That, daß Aethiopien, während der Regierung des Cecrops in Griechenland, 1490 vor Christus von einer großen Ueberschwemmung heimgesucht wurde. — Zur selben Zeit zogen die Israeliten, welche Arabien verlassen hatten, unter Kaleb und Josua in das ihnen verheißene Land ein, und begreiflicher Weise ergriff infolge dieses Einfalls alle Völkerschaften Syriens und Palästinas ein geradezu panischer Schrecken. „Sie tödteten Alles, was sie dort (Jericho) vorfanden, von den Männern bis zu den Greisen. Sie hieben auch die Ochsen, Schafe und Esel nieder" (Josua Cap. 6 V. 21).

Als die verschiedenen Völkerschaften der syrischen Küste und Palästinas (welche alle verschiedene Sprachen redeten) erfuhren, daß der Eroberer, der an der Spitze eines großen Heeres stand und schon einen Theil des Landes besetzt hatte, alle Besiegten niedermachen ließ, konnten sie sich nicht dazu entschließen, die Ankunft eines so fürchterlichen Feindes abzuwarten; sie suchten daher ihr Heil in einer schnellen Flucht,

und natürlich mußten sich diese Unglücklichen zu den Hirten Abyssiniens und Atbaras flüchten. Procop spricht von zwei Säulen, die zu seiner Zeit noch an der Küste von Mauritanien gegenüber Gibraltar standen und auf welchen in phönicischer Sprache zu lesen war: „Wir sind Phönicier und fliehen vor dem Angesicht des Sohnes Nuns (Josua)."

Unter den verschiedenen Völkerstämmen, welche Abyssinien von der südlichen Grenze bis zu der Grenze Aegyptens bewohnten, befanden sich also erstens die Abkömmlinge von Chus, ein civilisirtes Volk, welches in Städten lebte, nachdem es sich zuerst in Höhlen aufgehalten hatte, und zweitens die Hirten; diesen folgten die Völkerstämme, welche von Palästina eingewandert sind, nämlich die Amhara, die Agow von Damot, die Agow von Tohuë und die Gafat.

II.

Die Reise der Königin von Saba nach Jerusalem zu Salomon und Bekehrung Abyssiniens zum Judenthum.

Es ist leicht begreiflich, daß der fortwährende Handelsverkehr zwischen den Tyrern und den Juden einerseits, den Chussiten und den Hirten der afrikanischen Küste andrerseits zwischen diesen Völkern enge Beziehungen geschaffen hatte. Es kann daher auch Niemandem auffällig erscheinen, daß die Königin von Saba (wir erinnern daran, daß Saba — Süden heißt) die Herrscherin dieser Gegenden mit eigenen Augen zu sehen wünschte, was aus den Schätzen wurde, die man seit vielen Jahren aus ihrem Lande fortgeführt, und daß sie zugleich den großen Fürsten kennen lernen wollte, der dieselben verwerthete. Ueber ihre Reise kann nicht der geringste Zweifel herrschen.

Alle Völker des Orients ſprechen von dieſer Reiſe, und zwar führen ſie dieſelben Einzelheiten an wie die hl. Schrift. Die abyſſiniſchen Annalen beſagen, daß die Königin in Saba oder Azab lebte, in dem Lande des Weihrauchs und der Myrrhe, welches nicht weit von dem Rothen Meere liegt. Es heißt hier ferner, daß ſie unter dem Schutze des Königs von Tyrus nach Jeruſalem ging und daß die Tochter dieſes Königs ſie begleitete (wie es auch im Pſalm 45 ſteht); daß ſie die Reiſe nicht zur See machte, aus Furcht vor den Ismaeliten auch nicht über Arabien, ſondern von Azab nach Paläſtina und wieder zurück über Maſſauah und Suakin ging, und zwar in Begleitung ihrer Unterthanen, der Hirten; daß ſie endlich auf einem weißen, außerordentlich großen und ſchönen Kameele oder Dromedar die Reiſe machte.

Einige ältere Autoren haben geglaubt, daß dieſe Königin eine Araberin geweſen ſei. Aber Saba war ein beſonderes Königreich, welches nicht mit einer kleinen arabiſchen Stadt, die auch Saba hieß, verwechſelt werden kann, da dieſe ſüdlich von Mekka lag. Die Geſchichte lehrt uns, daß die Sabeer gewöhnlich von einer Königin regiert wurden, während bei den Homeriten oder arabiſchen Sabeern, welche die den Ufern von Azab gegenüberliegende arabiſche Küſte bewohnten, Könige herrſchten. Die homeritiſchen Könige durften niemals ihr Land, ja nicht einmal ihre Reſidenz verlaſſen, und ſobald ſie ſich öffentlich zeigten, hatte man das Recht, ſie zu ſteinigen.

Sicherlich würde daher ein Volk, welches ſeine Herrſcher ſo zu behandeln pflegte, nicht geduldet haben, daß ihre Königin eine Reiſe unternähme, wenn bei ihnen ausnahmsweiſe einmal ein Weib geherrſcht hätte. Die Araber behaupten, daß die Königin von Saba, die nach Jeruſalem ging, Belkis hieß; die Abyſſinier nennen ſie Maqueda. Im Neuen Teſtament heißt ſie die Königin des Südens: „Die Königin des Südens ...

kam vom äußersten Ende der Erde, um die Weisheit Salomons zu hören; sie erschaute den, der größer ist als Salomon — (Matth. Cap. 12 V. 42.)

Die Annalen von Abyssinien enthalten zahlreiche Einzelheiten über die Reise der Königin von Saba. Es wird hierin erzählt, daß der weise Salomon dieser Königin, die bei ihrer Abfahrt von Azab eine Heidin war, solche Bewunderung einflößte, daß sie in Jerusalem zum Judenthum übertrat. Sie gebar dann dem Könige der Hebräer einen Sohn, dem sie den Namen Menilek gab, und mit dem sie später nach Saba zurückkehrte. Einige Jahre blieb er hier bei ihr, dann sandte sie ihn aber zu seinem Vater nach Jerusalem zurück, um ihn dort unterrichten zu lassen. Menilek wurde im Tempel von Jerusalem zum König von Aethiopien gesalbt und gekrönt und erhielt den Namen des Vaters Salomons, Davud (David). Bald darauf kehrte er nach Azab zurück, und zwar in Begleitung jüdischer Colonisten, unter denen sich Lehrer des mosaischen Gesetzes, und zwar einer aus jedem Stamm befanden. Diese Gelehrten setzte er in sein Königreich als Richter ein, und von diesen stammen die jetzigen Umbares, die höchsten Richter ab, von denen drei stets den König begleiten. Im Gefolge Menileks befand sich auch Azarias, der Sohn des Hohenpriesters Sadok, der eine ihm anvertraute Abschrift des Gesetzes mit sich führte. Azarias erhielt auch den Titel eines Nebrit oder Hohenpriesters, und obgleich das Buch des Gesetzes in der Kirche von Axum verbrannt wurde, als die Araber die Provinz Adel plünderten, blieb das Amt des Azarias doch in seiner Familie, deren Abkömmlinge heute noch Nebriten oder Priester der Kirche von Axum sind.

Ganz Abyssinien ging auf diese Weise zum Judenthum über; das Kirchen- und Staatsregiment wurde dem Jerusalems völlig nachgebildet. Die Königin von Saba gab kurz vor

ihrem Tode den Befehl, daß in Zukunft keiner Frau mehr, ſondern immer nur dem nächſten männlichen Nachkommen die Krone übertragen werden ſollte. Doch wenn auch, wie die ſpätere Geſchichte Abyſſiniens lehrte, hier nie mehr Frauen die Krone trugen, ſo haben doch einige während der Unmündigkeit des männlichen Thronfolgers ausgezeichnet die Regentſchaft geführt und dem Lande große Dienſte geleiſtet. Die Königin von Saba ſtarb 986 vor Chr. nach einer Regierung von 40 Jahren. Ihr Sohn Menilek war ihr Nachfolger. Zur Zeit Bruces, nämlich im Jahre 1770, hatten, wie damals feſtgeſtellt wurde, noch die Nachkommen Menileks den Thron inne.

III.

Der Uebertritt Abyſſiniens zum Chriſtenthum.

Die Abyſſinier nahmen die heilige Schrift in unſerer Form an, auch die Zahl der Bücher iſt bei ihnen die gleiche.

Die Apokalypſe des hl. Johannes, die bei ihnen die Viſion von Jean-Abou-Kalamſis heißt, iſt ihre Lieblingslektüre.

Die alten abyſſiniſchen Prieſter leſen ſehr eifrig das hohe Lied Salomons, aber ſie verbieten die Lektüre desſelben den Laien und Frauen.

Sie glauben, daß Salomon dieſes Lied zu Ehren der Tochter Pharaos verfaßt habe. Nach dem Neuen Teſtament nehmen bei den Abyſſiniern die „Acten der Apoſtel“; welche ſie Synnodos nennen, die erſte Stelle ein; dieſelben dienen ihnen als geſchriebenes Geſetz.

Ein anderes ihrer heiligen Bücher, das Haimanout-Abou heißt, enthält hauptſächlich die Sammlung der Werke der griechiſchen Kirchenväter, in welchen gewiſſe Glaubensartikel, über die in der alten Kirche des Orients Streit herrſchte, erläutert

und erklärt werden. Es existiren auch in Abyssinien Uebersetzungen der Werke des hl. Anastasius, des hl. Basilius, des hl. Joh. Chrysostomus und des hl. Cyrillus. Außerdem verdient hier noch das den Abyssiniern heilige Buch der „Synaxar" oder die „Blume der Heiligen" erwähnt zu werden. Nach der abyssinischen Geschichte war Bazen, der 22. von der Königin von Saba abstammende König, ein Zeitgenosse des Augustus; derselbe herrschte 16 Jahre; im siebenten Jahre seiner Regierung wurde Christus geboren.

Die Bekehrung Abyssiniens zum Christenthum fand unter dem König Abreha oder Atzebeba, dem 13. Nachfolger Bazens, um 333 nach Chr. statt.

Der erste Bischof von Abyssinien wurde vom hl. Athanasius von Alexandrien abgesandt, der hier den bischöflichen Stuhl seit dem Jahre 330 inne hatte.

In der abyssinischen Geschichte wird ferner berichtet, daß, als Frumentius, der Apostel Abyssiniens, nach diesem Lande kam, eine Frau, wahrscheinlich die Vormünderin des minderjährigen Königs, dasselbe beherrschte.

Der Philosoph Meropius, so heißt es weiter, Grieche von Geburt, der in Tyrus wohnte und sich zur christlichen Religion bekannte, hatte sich auf dem Rothen Meere eingeschifft, um sich nach Indien zu begeben; er hatte zwei junge Leute, seine Schüler Frumentius und Adesius mitgenommen, um sie dort in einem Handelshaus unterzubringen. Das Schiff, auf welchem sie die Ueberfahrt machten, scheiterte an der Küste von Abyssinien. Meropius kam in einem Kampfe mit den Eingeborenen um, und die beiden jungen Leute wurden gefangen genommen und nach Axum geführt, wo damals der Hof sich aufhielt. Sie lernten schnell die abyssinische Sprache, und da man in diesem Lande immer eine große Vorliebe für die Fremden hatte, erwies ihnen der Hof allerlei Aufmerksamkeiten. Adesius wurde

zum Vorsteher der Geräthkammer ernannt, ein Amt, das seitdem immer von einem Fremden verwaltet wurde; dem Frumentius aber wurde von der Königin-Regentin die Erziehung des jungen Königs anvertraut. Der Lehrer bot Alles auf, um seinen Zögling für die christliche Religion zu gewinnen. Später ging Frumentius nach Alexandrien, um dem Bischof mitzutheilen, daß Hoffnung vorhanden sei, Abyssinien zum Christenthum zu bekehren, wenn man dort fähige Männer hinsende, die das Volk zu unterrichten und aufzuklären verständen.

Athanasius ernannte Frumentius zum Bischof von Axum. Bald nach dessen Rückkehr trat der König öffentlich zum Christenthum über und der größte Theil des Volkes folgte seinem Beispiel.

Diese Bekehrung Abyssiniens ging, wie es scheint, ganz ruhig und ohne Blutvergießen vor sich, denn nirgends suchte ein Priester die Massen zu fanatisiren oder eine Verfolgung gegen diejenigen in Scene zu setzen, die ihrem alten Glauben treu bleiben wollten.

Um das Jahr 1200 wurden die Christen dagegen in Aegypten heftig verfolgt, das damals eben von Amru, dem Feldherrn der Khalifen Omar, erobert worden war. Lalibala, der um jene Zeit in Abyssinien herrschte, bot den verfolgten Christen in seinen Staaten ein Asyl an und nahm viele Flüchtlinge bei sich auf, auch ließ er mehrere Kirchen in die Felsen von Lasta hineinbauen, die bis auf den heutigen Tag erhalten sind.

Unter der Regierung Saif-Araads (1342—1370), eines Nachkommen Salomons, hatte der Sultan von Aegypten Marc, den Patriarchen der Kophten, gefangen nehmen lassen. Als Saif-Araad dies erfuhr, ließ er alle ägyptischen Kaufleute verhaften und sandte Reiterpatrouillen über die Grenze, um die Karawanen zu überfallen und ihren Vormarsch zu verhindern. Der Sultan ließ Marc bald darauf unter der Bedingung frei,

daß er den Frieden zwischen Saif-Araad und Aegypten wieder herstellte, was denn auch sofort geschah.

Zara Jacob, der vierte Sohn Davids II., war der Nachfolger seiner Neffen und regierte 34 Jahre (v. 1434—1468). Er nahm den Namen Constantin an und galt in Abyssinien für einen zweiten Salomon.

Die Abyssinier hatten seit langer Zeit in Jerusalem ein Kloster gegründet, welchem Zara Jacob Schenkungen machte; auch gründete dieser in Rom mit Zustimmung des Papstes ein abyssinisches Kloster.

Im Namen dieser Fürsten schickte auch Nicodemus, der damalige Vorsteher des Klosters von Jerusalem, Priester aufs Concil von Florenz. Diese Priester theilten die Ansichten der orientalischen Kirche hinsichtlich des Ausströmens des hl. Geistes, ein Punkt über den Griechen und Lateiner verschiedener Ansicht waren. Man legte der abyssinischen Gesandtschaft damals eine solche Wichtigkeit bei, daß man sie zur Erinnerung an ihren dortigen Aufenthalt auf einem Gemälde verewigte, welches im Vatican aufgestellt wurde.

IV.

Die Kämpfe Abyssiniens mit den muselmannischen Stämmen Arabiens und der afrikanischen Küste. — Seine Bündnisse mit Portugal vor und nach der Entdeckung des Caps der guten Hoffnung.

Prinz Heinrich, der Sohn Johanns I., Königs von Portugal, der auf Venedig, welches seine damalige Blüthe dem Handelsverkehr mit Indien verdankte, eifersüchtig war, kam, um sich Absatzgebiete in Indien zu schaffen, auf den Gedanken, seinen Weg um das berüchtigte Cap zu nehmen, das da-

mals das „Vorgebirge der Stürme“ hieß. Trotz der Vorurtheile, die gegen den Plan bei seinen Landsleuten herrschten, ließ er sich nicht entmuthigen, zumal ihn die Geschichte gelehrt hatte, daß die von ihm geplante Reise schon früher von den Phöniciern unter der Regierung Nechos von Aegypten und später unter der Herrschaft des Ptolemäus Lathyrus von Eudoxus unternommen worden war, der um die südlichste Spitze Afrikas nach Cadix fuhr.

Aber es giebt überall Leute, die unfähig, selbst irgend etwas Großes zu schaffen, stets die Schöpfungen und Unternehmungen Anderer kritisiren. Solche Leute behaupteten, daß in der Nähe jener heißen Gegenden der Ocean fortwährend koche, und daß Jeder, der sich dort hinwage, ganz schwarz werden würde. Derartige Behauptungen, welche von den Venetianern in Europa verbreitet wurden, würden genügt haben die Pläne des Prinzen Heinrich zu vereiteln, wenn nicht der König von England trotz aller dieser Anfechtungen die Absichten seines Neffen begünstigt hätte. Mit seiner Unterstützung wurden denn auch wirklich mehrere Reisen versucht.

Christen, die von Palästina zurückgekommen waren, hatten berichtet, daß sich in Jerusalem ein Kloster befinde, und daß die Mönche desselben Unterthanen eines christlichen Fürsten im Herzen von Afrika seien, dessen Reich sich von den Küsten des Rothen Meeres und des Indischen Oceans bis zu der Küste des Atlantischen Meeres ausdehne. Es wurde ferner erzählt, daß mehrere dieser Mönche häufig nach Alexandrien kämen, dessen Patriarch einzig und allein das Recht habe, einen Bischof nach ihrem Lande zu senden. Man nannte in Europa diesen christlichen Fürsten den „Priester Johann“.

Gleichzeitig nun mit den Fahrzeugen, welche die Umschiffung Afrikas versuchen sollten, sandte der König von Portugal über Aegypten zwei Gesandte, Covillan und Païva zu

jenem „Prieſter Johann“ und gab ihnen eine vom Prinzen Heinrich entworfene Landkarte mit, die ſie je nach ihren Beobachtungen verbeſſern ſollten.

Die portugieſiſchen Reiſenden begaben ſich nach Alexandrien, Kairo, Suez und Aden. Hier trennten ſie ſich von einander. Covillan ging nach Calicut und Goa; durchkreuzte dann den Indiſchen Ocean und beſuchte die Bergwerke von Sofala. Bei ſeiner Rückkehr nach Aden und Kairo, wo er mit ſeinem Gefährten zuſammentreffen ſollte, erhielt er die Nachricht von deſſen Tode.

In Kairo kamen zwei Juden, Abraham und Joſeph zu ihm, welche ihm Briefe vom König Alexander von Abyſſinien überbrachten. Covillan begab ſich infolgedeſſen zum Könige, der ihn ſehr freundlich aufnahm und an ſeinem Hofe behielt. Der Geſandte verheirathete ſich in dem Lande und gelangte, da er ſich die Gunſt mehrerer Fürſten zu erwerben wußte, zu den höchſten Würden. Er ſchrieb häufig dem Könige von Portugal, der ſeinerſeits lebhaft mit ihm correſpondirte. In dem Tagebuch, das Covillan ſeinem Souverän ſchickte, beſchrieb er ausführlich die verſchiedenen Häfen Indiens, die er geſehen hatte, die Lage und Reichthümer der Bergwerke von Sofala in Afrika, nördlich vom Cap der guten Hoffnung, und forderte ihn in ſeinem und des Königs von Abyſſinien Namen auf, energiſch die Entdeckung eines Seewegs um den Süden Afrikas zu verfolgen, da derſelbe völlig gefahrlos ſei. Er verſicherte ferner, daß das Cap in Indien und Abyſſinien bekannt ſei, und ſandte endlich eine Karte ein, auf welcher das Vorgebirge und alle Städte, welche ſich an der benachbarten Küſte befanden, eingezeichnet waren.

Infolge dieſer Mittheilungen ließ der König von Portugal drei Schiffe ausrüſten und gab Bartholomäus Diaz den Oberbefehl über dieſelben. Das Geſchwader desſelben erreichte das gefürchtete Cap, aber als Diaz ſich dem Lande nähern wollte,

weigerte sich die Schiffsmannschaft, aus Furcht vor dem heftigen Sturm und dem wilden Meere, weiterzufahren. Die Seeleute, deren Gesichter durch die lange Fahrt und die Sonnenhitze verbrannt waren, fürchteten wirklich, sie würden Neger werden.

Diaz war gezwungen sich mit dem Anblick des „Cap der Stürme" zu begnügen, und anstatt es zu umschiffen, kehrte er nach Portugal zurück, wo man bis zum Tode des Königs stets von den Gefahren der Expedition erzählte.

Um den Hof zu bewegen, von einer weiteren Verfolgung dieser großartigen Unternehmung abzustehen, suchten viele einflußreiche Persönlichkeiten, ja sogar Abgesandte fremder Souveräne, mit politischen Rücksichten ihre Abneigung gegen eine Wiederholung des von Diaz unternommenen Versuchs zu begründen. Sie sagten, ganz so wie man das später auch bei der Durchstechung des Suezkanals behauptete, daß das Unternehmen unmöglich sei und daß, im Fall es gelingen sollte, dadurch in den Handelsbeziehungen große Umwälzungen hervorgerufen und diejenigen Nationen, welche ausschließlich mit Indien im Handelsverkehr ständen, sich zu einem Vernichtungskrieg gegen Portugal vereinigen würden.

Prinz Heinrich war nicht mehr da, um auf diese Einwendungen und Einschüchterungen antworten zu können, auch war nach seinem Tode in Portugal der Unternehmungsgeist und der Sinn für überseeische Entdeckungen mehr und mehr geschwunden. Doch gelang es später dem König Don Emanuel alle diese leeren Befürchtungen zu zerstreuen, und er beschloß die Ausführung des großen Plans seines Vorgängers Vasco de Gama anzuvertrauen, einem Manne, der sich durch seinen Muth, seinen Charakter und seine Geistesgegenwart auszeichnete. Er übergab ihm das Tagebuch und die Karte Pedro Covillans sowie Briefe für die indischen und afrikanischen Fürsten, von denen man ihm berichtet hatte.

Am 14. Juli 1497 ging Gama mit einer kleinen Flotte von Lissabon in See und am 18. November kam ihm das „Cap der Stürme" in Sicht. Aber die Fahrzeuge wurden dermaßen vom Sturm hin und hergeschleudert, daß auch dieses Mal die Matrosen sich weigerten weiter zu fahren. Die Reiseerlebnisse des Diaz hatten auf sie einen zu mächtigen Eindruck ausgeübt, sie vergaßen daher ganz, daß sie in der Capelle der Jungfrau, wo sie Vasco vor seiner Abreise von Lissabon in Procession hingeführt, feierlich Gehorsam geschworen hatten. Sie lehnten sich gegen ihren Chef auf, und die Steuermänner stellten sich an die Spitze der Rebellen. Es gelang aber Vasco, sich mit Hilfe seiner Officiere der Leiter des Aufstandes zu bemächtigen, und nachdem er ihrer Herr geworden, ließ er sie in den untersten Schiffsraum werfen. Dann griff er selbst zum Steuer, entfernte sich vom Lande und erreichte zum größten Erstaunen seiner tapferen Gefährten wieder die hohe See. Der Sturm dauerte noch zwei Tage; am 20. war es dem Admiral gelungen, das Cap zu umsegeln, und zur Feier dieses Triumphes erklangen die Trommeln und Trompeten auf den Schiffen. Vasco setzte die Gefangenen wieder in Freiheit, gestattete ihnen allerlei Belustigungen und sagte zu ihnen scherzend, daß das so sehr gefürchtete Cap im Gegentheil das „Cap der guten Hoffnung" genannt werden müsse.

Der Admiral landete mit Martin Alonso, der mehrere Negersprachen redete, auf der Tierra de Natal und wurde von dem Könige und den Eingeborenen sehr freundlich aufgenommen.

Nachdem er sich aufs neue mit Wasser versorgt hatte, welches die Neger aufs Schiff bringen halfen, verließ Gama am 15. Januar 1498 dieses friedliche und gastfreie Volk und fuhr weiter bis zu einem Cap, welches er das „Cap der Strömungen" nannte. Hier beginnt die Küste von Natal; die von Sofala ist nördlicher gelegen. Gama, der vom Süden her

das Cap der Strömungen erreichte, kam genau an demselben Orte an, zu dem Covillan schon von der andern Seite her gelangt war, so daß diese beiden Portugiesen zusammen ganz Afrika umfahren hatten.

David III., der zweite Nachfolger Alexanders, bestieg im Jahre 1508 mit zwölf Jahren den Thron. Die Königin-Regentin Helena und der Bischof Marc, ihr Günstling, ergriffen die Zügel der Regierung, als gleichzeitig die muselmännischen Stämme der Ostküste Afrikas und der arabischen Küste Abyssinien zu beunruhigen begannen.

Helena, die Tochter eines maurischen Fürsten, machte alle Anstrengungen, um zwischen dem christlichen Abyssinien und ihren mohammedanischen Nachbarn den Frieden aufrecht zu erhalten und sie durch den Handelsverkehr zu versöhnen. Es war ihr dies auch fast gelungen, als eine dritte Macht wieder die Eintracht störte. Die Türken, die sich niemals im Süden Afrikas und Asiens gezeigt hatten, tauchten plötzlich auf.

Selim, der Kaiser von Konstantinopel, der eben den Sultan von Aegypten besiegt hatte, eroberte in kurzer Zeit die arabische Halbinsel bis zu den Küsten des Indischen Oceans.

Die Handelsstädte an der arabischen Küste, Djedda, Mokka, Suakim und Massauah, welche in nächster Nähe Abyssiniens gelegen sind, wurden von türkischen Janitscharen besetzt und von ihnen geradezu ausgesogen. Die arabischen Kaufleute entflohen und retteten ihre Schätze nach den Küsten des Königreichs Adel an der südöstlichen Grenze Abyssiniens.

Die Türken bemächtigten sich dann Zeylas, einer kleinen an der Küste von Adel am Eingang des Indischen Oceans gelegenen Insel. Sie errichteten hier eine Zollstation und legten dem Handel zwischen dem Königreich Adel und Indien hohe Steuern auf.

Die neue Niederlassung bedrohte nicht nur das Königreich Adel, sondern auch das abyssinische Reich, und die Königin-Regentin, welche von der Fahrt der Portugiesen ums Cap der guten Hoffnung und ihrem Machtzuwachs in Indien erfahren hatte, sah ein, daß sich Adel und Abyssinien nur mit Hilfe dieses Volkes retten konnten.

Der Portugiese Pedro Covillan lebte noch immer am abyssinischen Hofe. Die Königin-Regentin hatte ihn mit Reichthümern und Ehren überhäuft, und mit ihm verständigte sie sich über die Allianzvorschläge, die sie dem Könige von Portugal unterbreiten wollte. Ein armenischer Kaufmann, namens Matteo, ein kluger und rechtschaffener Mann, der seit langer Zeit gewohnt war, im Auftrage des Königs und der Großen des Reiches die Staaten des Orients zu bereisen, wurde von der Königin Helena mit Briefen an den König von Portugal abgesandt, welche höchstwahrscheinlich von Pedro Covillan abgefaßt waren. Es hieß darin, daß die Wünsche der Königin von Matteo, ihrem Abgesandten und Vertrauten, der über ihre geheimsten Absichten unterrichtet sei, näher auseinander gesetzt werden würden.

Die außerordentlichen Gesandten reisten im 16. Jahrhundert langsamer als heute. Matteo begab sich zunächst nach dem portugiesischen Indien; erst drei Jahre später, im Jahre 1513, setzte er seine Reise nach Portugal fort, wo er mit einer Flotte anlangte, welche von dem portugiesischen Generalgouverneur Albuquerque abgesandt worden war.

Unterdessen schloß Helena zunächst einen Friedensvertrag mit dem König von Adel ab. Da aber die aus Portugal erwarteten Hilfstruppen nicht ankamen und dieser Fürst nicht im stande war den Türken Widerstand zu leisten, verband er sich mit ihnen gegen Abyssinien. Die vereinigten Heere der Mauren von Adel und der Türken fielen in die Grenzländer

des abyssinischen Reiches ein, und im Laufe eines Jahres wurden 20,000 Christen von ihnen theils niedergemacht, theils gefangen genommen.

Der König David III. war damals noch nicht 16 Jahre alt, aber entrüstet über die Einfälle des Feindes, entschloß er sich schnell ein Heer zu sammeln und persönlich den Oberbefehl über dasselbe zu übernehmen. Die Königin-Regentin, die Frauen der Adligen gaben für diesen Zweck Alles, was sie an Schmuck besaßen, her und feuerten die Soldaten durch allerhand Versprechungen und Geschenke zur Kriegslust an.

Der König drang sofort in die Provinz Fategar ein und marschirte geraden Wegs auf Aussa, die Hauptstadt des Königreichs Adel, wo er sein Heer gegen die Verbündeten von Adel zur Schlacht ordnete. Es war neun Uhr Morgens, die Hitze begann sich bereits fühlbar zu machen (die Abyssinier pflegen, nebenbei bemerkt, nicht früher am Morgen zu kämpfen). Einer der Anführer der Verbündeten, Maffudi, schickte einen Trompeter ins Lager des Königs David und ließ durch ihn den ersten besten Adligen herausfordern, der sich im Einzelkampfe mit ihm messen wollte, jedoch unter der Bedingung, daß der Sieger im Zweikampf zugleich den Sieg seiner Partei erkämpfe und daß sich dann die beiden Heere ohne weiteres Blutvergießen zurückziehen sollten. Das Kartell wurde angenommen.

Ein junger abyssinischer Mönch, namens Gabriel Andreas, dem unter der Regierung des vorhergehenden Herrschers die Zungenspitze abgeschnitten worden war, weil er sich allzu frei über eine Proclamation des Königs ausgesprochen hatte, bot sich zuerst an und ersuchte David ihm die Ehre des Thrones und das Schicksal des Heeres anzuvertrauen. Der König willigte ein, und alle Abyssinier jubelten Andreas zu. Derselbe war von hoher Geburt, gelehrt, reich, leutselig und wegen seiner Klugheit allgemein bekannt. Er war außerdem ein tüchtiger

Soldat, der an Kraft und Gewandtheit keinem Soldaten des Heeres nachstand.

Die beiden Gegner kämpften mit großer Erbitterung.

Gabriel Andreas versetzte Maffudi zwischen dem Hals und der Schulter einen so fürchterlichen Hieb, daß er ihn fast in zwei Stücke zerspaltete und ihn auf der Stelle todt hinstreckte; dann schnitt er ihm den Kopf ab und warf ihn zu Füßen des Königs David.

Gleichzeitig setzten sich die beiden Heere, welche die Bedingung des Einzelkampfes nicht angenommen hatten, gegen einander in Bewegung. Die Abyssinier brachten durch ihren heftigen Angriff Unordnung in die Reihen der Mauren, die auseinandergesprengt wurden, nachdem sie 10—12,000 der Ihrigen auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hatten. Ihr grünes Banner und das Zelt ihres Führers wurden erobert.

Am folgendem Morgen begab sich David mit seinem Heere in eine Stadt, in der sich ein Palast des Königs von Adel befand. Als er das Thor geschlossen sah, schlug er mit seiner Lanze an dasselbe, aber Niemand antwortete. Er verbot seinen Soldaten irgend etwas zu rauben und zog sich zurück, nachdem er seine Lanze in das Thor geschlagen hatte, um zu zeigen, daß er hierher gekommen und daß es ihm freigestanden hätte ins Haus einzutreten.

Bei der Rückkehr des Heeres nach Abyssinien eilte Alles dem Andreas entgegen, und auf seinem ganzen Wege wurden ihm Blumen und grüne Zweige gestreut. Die Frauen bekränzten ihn, feierten ihn mit Gesängen und zeigten ihn, wo er vorüber kam, ihren Kindern. Das Datum dieses Sieges der Abyssinier fällt in den Juli 1516; im selben Monat bemächtigte sich eine portugiesische Flotte unter dem Befehl des Don Lopez Suarez

Alberguiera der Insel Zeyla und steckte die dortigen Niederlassungen in Brand.

Der Gesandte Matteo der von dem Könige Emanuel ausgezeichnet aufgenommen und nach Indien zurückgesandt worden war, schiffte sich mit dem Admiral von Segueyra in Goa ein und segelte nach Massauah, wo er am 16. April 1520 ankam.

Von dort machte er sich auf den Weg nach dem Innern Abyssiniens, aber er konnte die Anstrengungen der Reise nicht ertragen und starb am Fieber, ehe er zum König David gelangen konnte. Zaga Zaab, ein abyssinischer Mönch, wurde als Nachfolger Matteos zum Gesandten beim portugiesischen Hofe erwählt, wohin er sich 1525, im Todesjahre der Königinmutter Helena begab. David rüstete sich von neuem zum Kriege gegen die Adelier, welche sich mit den in Arabien kommandirenden Paschas und Generalen verbündet hatten. Die Türken entsandten eine Heeresabtheilung, welche zunächst Zeyla besetzte.

Alljährlich pflegte eine Karawane von Abyssinien nach Jerusalem zu gehen, die etwa aus tausend Pilgern, Priestern und Laien bestand, und sich von Hamozem aus, einem kleinen Orte, der nur zwei Tagereisen von Dobarwa und Massauah entfernt ist, in Bewegung setzte. — Die Abyssinier hatten einen diesbezüglichen Vertrag mit den Arabern geschlossen. — Die Karawanen zogen mit Trommeln und fliegenden Fahnen durch die Wüste und nahmen den Weg über Suakim, ohne daß sie von irgend Jemand belästigt wurden.

Im Jahre nach der Eroberung Aegyptens durch den Sultan Selim führte der Abt Azerata-Christos 1500 Pilger nach Jerusalem, wo sie ohne Zwischenfall ankamen; aber auf ihrer Rückreise stießen sie auf ein von Selim ausgesandtes Heer und wurden theils niedergemetzelt, theils in der Wüste zersprengt, wo sie vor Hunger und Durst umkamen.

Im Jahre 1525 versammelte sich eine andere Karawane

in Hamozem, die aus 336 Mönchen und 15 Nonnen bestand. — Am zweiten Tage nach ihrer Abreise wurde sie von den Mauren des Districts Hamozem angegriffen; alle älteren Christen wurden niedergemacht und alle jungen Frauen gefangen genommen und den Türken verkauft. — Nur 15 Personen entflohen, und von diesen kamen nur 3 in Choa beim Könige an. Von dem Augenblicke an brachen die Abyssinier jeden Verkehr mit Aegypten durch die Wüste ab. — David fiel mit einem Heere in die Provinz Dawaro ein und entsandte von dort Truppen, welche die sämmtliche Heeresmacht im Königreich Adel beobachten sollten. — Diese Truppenabtheilung stieß auf adelische Soldaten, welchen die Grenzbewachung anvertraut war. Es kam zu einem Handgemenge, die Abyssinier siegten und verfolgten die Mauren. Der König rückte dann vor und lieferte bei Chimbra-Core eine blutige Schlacht, in welcher die Abyssinier vollständig besiegt wurden. — Der größte Theil ihrer Adligen und 4000 Soldaten blieben auf dem Platze.

Den Oberbefehl über die verbündeten Heere der Türken und Mauren führte damals der Gouverneur von Zeyla Mehemed, mit dem Beinamen Gragné, d. h. Jemand, der links ist. Nach seinem Siege benutzte er die beiden folgenden Jahre dazu, das Bündniß zwischen den beiden Völkern zu befestigen. Er schickte alle Gefangenen als Sclaven nach Arabien und erhielt dafür Truppen von der Artillerie zur Verstärkung. — Als er genügend ausgerüstet war, fiel er in die Provinz Fategar und in die beiden benachbarten Provinzen Efut und Dawaro ein, sengte und brannte Alles nieder und tödtete die Einwohner oder machte sie zu Sclaven.

Da König David sein Reich ernstlich bedroht sah, beschloß er trotz seiner geringen Truppenzahl gegen den Feind zu marschiren und ihn anzugreifen. — Die Schlacht wurde am 1. Mai 1528 geschlagen und der König wieder besiegt, nachdem sein

Obergeneral Islam Suegued und ſeine beſten Officiere gefallen waren. Er zog ſich nach Amhara zurück und ſchlug ſein Lager in Hegis auf, in der Hoffnung, hier ein neues Heer ſammeln zu können. Aber Gragné, der ihn verfolgte, ließ ihm nicht die Zeit dazu, er fiel in Amhara ein und zerſtörte Alles, was er antraf.

Im Monat April des folgenden Jahres plünderte Gragné Barbar und brannte es dann nieder; im Jahre 1530 fiel er in die Provinz Tigre ein, der König, der in Dambea überwintert hatte, eilte nach dem Wogora.

Ein Jahr ſpäter überſchritt der abyſſiniſche Herrſcher, der immer noch von Gragné verfolgt wurde, den Tſegade. Am 6. Februar endlich holte ihn der mauriſche General in Dalakas an den Ufern des Nils ein, wo es zum Kampfe kam, der abermals mit einer Niederlage des Königs von Abyſſinien endete. Negade-Yaſus, Acab-Zaat und mehrere andere Häupter des Adels kamen vor den Augen ihres Königs um.

Der tapfere, ſchon hochbetagte Mönch Andreas, der das Unglück ſeines Vaterlandes nicht überleben wollte, ſuchte inmitten der Feinde einen ruhmreichen Tod. Ein Theil des Heeres Gragnés ging nach Axum und brannte die Stadt nieder, der andere blieb in Amhara. Am 7. April griff ein abyſſiniſcher General, der verhindern wollte, daß die reichſten Kirchen Abyſſiniens geplündert und in Brand geſteckt würden, das Heer der Mauren an, aber ſeine Truppen wurden völlig aufgerieben.

Im Jahre 1536 überſchritt David den Tacazze und hatte mehrere Kämpfe mit den Einwohnern von Sire und Serawe zu beſtehen, die alle zu ſeinen Ungunſten ausfielen.

Am 7. März überraſchte Ammer, einer der Lieutenants Gragnés den Prinzen Victor, den älteſten Sohn des Königs, der ſeinem Vater nachgeeilt war, tödtete ihn und zerſprengte ſein Heer. — Drei Tage darauf kämpfte der König ſelbſt gegen das Heer

Ammers bei Zaat, doch er wurde wieder besiegt und sein jüngster Sohn, der Prinz Menas, gefangen genommen.

Der König, der nun fast allein übrig geblieben war, flüchtete sich nach den Felsen des Hochgebirgs von Salem, aber er wurde auch hier noch verfolgt und entkam nur dadurch dem Feinde, daß er über den Tacazze schwamm. Er zog sich dann auf den Tabar, einen Berg der Provinz Sire zurück und brachte hier den Winter zu.

Die bewundernswerthe Standhaftigkeit Davids, der der Einzige war, der nicht an seiner Sache zu verzweifeln schien, setzte nicht nur seine Anhänger, sondern auch seine Gegner in Erstaunen. — Alle tapferen Soldaten, die den um das Gebirge herumlagernden Mauren entkommen konnten, eilten daher auch zu ihrem Fürsten, der infolgedessen bald wieder an der Spitze eines, wenn auch nicht zahlreichen so doch tüchtigen Heeres stand.

Ein Lieutenant Ammers, Achmet-Eddin, wollte bald darauf die Provinz Sire mit Beutestücken passiren, die er in den Kirchen und Städten geraubt hatte. Aber der König überfiel ihn, tödtete ihn mit eigener Hand und ließ die Seinigen sämmtlich niedermetzeln.

Der Tod dieses Feldherrn verschaffte dem König David etwas Ruhe. Der altersschwache Abuna Marc, welcher seit der Eroberung durch die Türken kaum noch Beziehungen zu Aegypten hatte, war gegen die Kirche von Kairo ziemlich gleichgiltig geworden. — Kurze Zeit vor seinem Tode ernannte er auf den Wunsch des Königs einen portugiesischen Priester, namens Juan Bermudez, zu seinem Nachfolger. Juan erklärte das Patriarchat von Abyssinien annehmen zu wollen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Papst seine Ernennung genehmigte; er begab sich deshalb über Arabien und Aegypten nach Rom. Der damalige Papst Paul III. bestätigte ihm nicht nur sein

Patriarchat von Abyssinien, sondern verlieh ihm auch das von Alexandrien und gab ihm den Titel eines „Patriarchen des Meeres".

Seitdem Zaga-Zaab nach Portugal abgereist war, waren zwölf Jahre verflossen, ohne daß man von ihm etwas gehört hatte. Juan Bermudez hatte nicht nur eine Mission beim Papst, er war auch als Gesandter des Königs David an den portugiesischen Hof geschickt worden, und zwar mit dem Auftrage, hier Hilfstruppen gegen die Feinde zu verlangen, welche Abyssinien völlig zu vernichten drohten.

Während David sich im Norden Abyssiniens hielt, brach im Süden eine schreckliche Katastrophe herein.

Der Vizir Mudgid überfiel im Jahre 1540 im Gebirge von Gessem die königliche Familie, nahm sie gefangen und tödtete alle ihre Vertheidiger ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Das Unglück Davids hatte hiermit seinen Höhepunkt erreicht, er starb noch im selben Jahre.

Der Zusammensturz des abyssinischen Reiches schien unvermeidlich zu sein; Hungersnoth und Pest, die gewöhnlich auf lange Kriege im Orient zu folgen pflegen, richteten im Lande große Verheerungen an und rafften diejenigen hinweg, welche der Krieg verschont hatte.

Der noch ganz junge Claudius bestieg den Thron seines Vaters David in einem Augenblick, wo mehr als je zur Regierung des Landes eine feste und erfahrene Hand nöthig gewesen wäre. Aber Claudius gewann sich Aller Herzen durch seine Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit. Seine Mutter Sabel Wenghel, die durch ihre Weisheit und ihren Muth berühmt war, hatte ihn selbst mit der größten Sorgfalt erzogen.

Die Mauren waren froh, daß sie es jetzt mit einem jungen Mann zu thun hatten, der der Aufsicht der Frauen kaum entwachsen war. Alle muselmännischen Häuptlinge beeilten sich,

sich gegen Claudius zu verbünden und hoben in den Provinzen, die unter ihrer Botmäßigkeit standen, neue Truppen aus.

Der junge König aber sammelte die Trümmer seines Heeres, marschirte gegen die Verbündeten und schlug sie in mehreren Treffen.

Der Erfolg des Claudius flößte den Abyssiniern neues Vertrauen ein, das sich bis zur Begeisterung steigerte; alle diejenigen, welche unter seinem Vater gekämpft hatten, eilten zu ihm. Die Agow von Lasta besonders stiegen in Massen von ihren Bergen herab.

Claudius marschirte nochmals gegen die Mauren und vernichtete eine Heeresabtheilung, die unter dem Befehl eines sehr erfahrenen Generals namens Jonathan stand. Der General selbst fiel im Kampfe.

Der König befand sich jetzt im Lande Samen in der Nähe der Provinz Lasta. Er ging über den Tacazze, um sich den Gegenden zu nähern, wo das Heer der Verbündeten lagerte.

Am 24. April 1541 wurde mit Ammer, dem Oberbefehlshaber der Verbündeten, der Kampf begonnen. Claudius hatte sich auf einem Wege, der Ammer den Rückzug abschneiden sollte, in den Hinterhalt gelegt, und auf diese Weise wurde das Heer Ammers völlig geschlagen.

Während die Kriege in Abyssinien eine so glückliche Wendung nahmen, kam der Patriarch und Gesandte Juan Bermudez am Hofe von Lissabon an, wo sich noch sein Vorgänger Zaga-Zaab aufhielt, ohne seinen Auftrag ausgeführt zu haben.

Bermudez entwarf ein so lebhaftes Bild von dem Unglück, das Abyssinien getroffen, und wußte in solchem Maße das Interesse des Königs und der Großen des Reichs für sein Land zu erwecken, daß er einen königlichen Befehl erwirkte, demzufolge der Vicekönig von Indien angewiesen wurde,

400 portugiesische Soldaten zur Unterstützung Abyssiniens abzusenden.

Don Etienne de Gama, der Bruder Vascos, Vicekönig von Indien, beschloß, Juan Bermudez selbst mit den ihm vom Könige versprochenen Hilfstruppen nach der abyssinischen Küste zu führen. — Seine Flotte fuhr durch die Meerenge von Bab-el-Mandeb und begab sich nach Massauah.

Don Etienne wählte gute Truppen aus, die unter dem Befehl Martin Correas standen; dieser bemächtigte sich der Stadt Arkiko und machte alle Einwohner nieder. — Auch den Befehlshaber der Provinz tödtete er, ließ ihm den Kopf abschneiden und sandte diesen der Königin Sabel Venghel, die in einer befestigten Stadt des Königreichs Tigre residirte. — Die Königin gab, als sie den Kopf des maurischen Generals empfing, ihrer Freude und Genugthuung lautesten Ausdruck, denn sie erblickte in dieser Trophäe ein Unterpfand für die Siege, welche die verbündeten Portugiesen und Abyssinier in Zukunft davontragen würden.

Inzwischen wählte Don Etienne de Gama eine Anzahl Portugiesen aus, welche dem König Claudius zu Hilfe kommen sollten. Der König von Portugal hatte Juan Bermudez nur 400 Mann versprochen, aber bei allen Soldaten war der lebhafteste Wunsch rege geworden, Ruhm zu ernten, und Jeder wollte an den Gefahren des Unternehmens seinen Antheil haben.

Don Etienne übergab den Oberbefehl über dieses kleine Heer seinem jüngsten Bruder Christoph de Gama, einem Officier, auf den er außerordentliche Hoffnungen setzte. Diejenigen, welche nicht an der Ehre theilnehmen konnten mitzumarschiren, murrten, und Don Etienne hatte alle erdenkliche Mühe, sie zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten. Infolge des Mißmuthes dieser kampflustigen, tapfern Soldaten wurde die Bucht von Massauah, in der die portugiesische Flotte lag,

die Bahia de los Agraviados, d. h. die Bucht der Schlechtbehandelten genannt.

Don Etienne brach nach Indien auf.

Der unerschrockene, muthige Don Christoph marschirte sofort auf Dobarwa. Der Baharnagach, König des Meeres, der Titel eines abyssinischen Gouverneurs, unter dessen Botmäßigkeit sich die Provinzen des Küstenstrichs am Rothen Meere befanden, erhielt den Befehl, den Portugiesen das Geleit zu geben.

Die Königin beeilte sich Don Christoph einzuholen, der ihr mit seinen Truppen unter klingendem Spiel und mit fliegenden Fahnen entgegenzog.

Die Königin, die bei ihrer Ankunft mit einem Musketenfeuer empfangen wurde, befand sich in Begleitung ihrer beiden Schwestern und eines zahlreichen Gefolges. Don Christoph, so wird in den Annalen berichtet, begrüßte sie in der liebenswürdigsten und ehrerbietigsten Weise. — Sie war vom Kopf bis zu den Füßen verhüllt, ließ sich aber herab, ihren Schleier zu lüften.

Don Christoph, der, nachdem er Dobarwa verlassen hatte, acht Tage lang auf sehr beschwerlichen Wegen vorgerückt war, um eine Vereinigung mit der Armee des Königs herzustellen, erhielt von dem maurischen General Gragné eine Herausforderung in den beleidigendsten Ausdrücken, auf welche er in demselben Ton antwortete. Gragné, welcher die Vereinigung der beiden Verbündeten vereiteln wollte, drang in die Provinz Tigre ein. — Die beiden feindlichen Heere suchten einander nicht auszuweichen. Am 25. März 1542 trafen sie bei einem kleinen Dorfe namens Ainal zusammen.

Die Mauren zählten 5000 disciplinirte Infanteristen und 56 türkische Füsiliere. — Don Christoph verfügte nur über

450 Portugiesen und einige tausend sehr schlecht ausgerüstete Abyssinier.

Die Königin rieth von einer Schlacht ab und wollte die Ankunft der königlichen Truppen abwarten, aber Don Christoph brannte darauf, den Kampf aufzunehmen. — Beim Beginn des Kampfes wurde Gragné von Pedro de Spa, einem sehr gewandten portugiesischen Officier, aufs Korn genommen, sein Pferd wurde auf der Stelle getödtet und er selbst am Bein verwundet. Infolge dessen brach unter den Mauren eine große Verwirrung aus, die wahrscheinlich ihre Niederlage herbeigeführt hätte, wenn nicht der portugiesische General durch einen Schuß ebenfalls verwundet worden wäre.

Don Christoph blieb Herr des Schlachtfeldes und befahl seinen Soldaten, ihre Zelte an der Stelle aufzurichten, welche die Mauren eben verlassen hatten, um zwischen dem Heere des Königs von Abyssinien und den Portugiesen Stellung zu nehmen. Der König von Abyssinien und der portugiesische General beriethen durch herüber- und hinübergehende Boten über die beste Kampfesweise. — Don Christoph und die Königin waren der Ansicht, daß es sehr gefährlich wäre, mit einer so geringen Anzahl portugiesischer Soldaten vor dem Winter einen Kampf zu wagen. Sobald jedoch der maurische General ihren Plan durchschaut hatte, stellte er seine Truppen vor den Portugiesen in Schlachtordnung auf und forderte sie in der beleidigendsten Weise heraus, ihr Lager zu verlassen und den Kampf aufzunehmen.

Don Christoph hatte viele gute Eigenschaften, aber es fehlte ihm die namentlich für Heerführer oft so unentbehrliche Geduld. — Er war heftiger Natur, tollkühn und äußerst empfindlich in Bezug auf Alles, was die militärische Ehre betraf. Angesichts der Herausforderung eines Barbaren, welche ein General von größerer Erfahrung verachtet haben

würde, vergaß er alle Gründe, die nach seiner eigenen und der Königin Ansicht dagegen sprachen, die Schlacht vor der Ankunft des Claudius aufzunehmen, zumal dieser mit seinem Heere im schnellen Vormarsch begriffen war. — Da er die Unverschämtheit Gragnés nicht länger ertragen konnte, ließ er alle guten Rathschläge unberücksichtigt und beschloß zu kämpfen. Am 30. August verließ er mit Tagesanbruch das Lager und bot dem Feinde die Schlacht an. — Gragné hatte seine Cavallerie auf 2000 Mann gebracht; er hatte außerdem 100 Türken, die mit Musketen bewaffnet waren, eine große Zahl Infanterie und eine Artillerie, die Alles übertraf, was man derartiges bisher in Abyssinien gesehen hatte.

Auf beiden Seiten wurde mit großer Erbitterung gekämpft. Die Portugiesen hatten vor ihren vordersten Schlachtreihen Pulver gestreut und im Augenblick, wo die Türken sich näherten, dasselbe angezündet, was in den feindlichen Reihen einige Unordnung hervorrief. Das Schicksal schien zuerst Don Christoph begünstigen zu wollen; aber als Gragné seine Artillerie gegen die Abyssinier gerichtet hatte und diese die Geschosse in ihre Reihen fallen sahen, liefen sie auseinander und ließen das portugiesische Bataillon von dem ganzen mauriſchen Heere umringen. Gragné verlor seine Zeit nicht damit, die Fliehenden zu verfolgen; ihm waren nur die Portugiesen besonders verhaßt, deren kleine Schaar er schnell und sicher zu besiegen hoffte. Aber seine wiederholten Angriffe blieben erfolglos, und schon hatte er seine besten Officiere verloren, als ein türkischer Soldat, der bemerkt hatte, daß Don Christoph sich mehr als irgend einer seiner Gefährten bloßstellte, auf ihn feuerte und ihn am Arm verwundete. Die portugiesischen Soldaten vergaßen jetzt alles Uebrige und dachten nur noch an ihren General. Da Don Christoph sich weigerte das Schlachtfeld zu verlassen, war man gezwungen,

ihn mit Gewalt auf eine Bahre zu legen und ihn in Begleitung der Königin und des Patriarchen fortzubringen.

Es war bereits Nacht. Chriſtoph, den man in ein Gehölz gebracht hatte, befahl, daß man ihn in der Nähe einer Höhle niederſetzen und ſeine Wunden verbinden ſollte. Die Königin und der Patriarch baten ihn vergebens dieſen Ort zu verlaſſen; ſein Entſchluß war gefaßt, und ohne hierfür nähere Gründe anzugeben, weigerte er ſich entſchieden den Platz zu verlaſſen. Die Königin ſuchte ihm dann begreiflich zu machen, daß er ſich gerade auf dem Wege der mauriſchen Reiter befände und daß dieſe ihn bei Tagesanbruch umzingeln würden. Er wiederholte aber in entſchiedenſter Weiſe, daß er dort bleiben wolle, und verlangte ſo energiſch, man ſolle ihn allein laſſen, daß die Königin und der Patriarch ſich zurückziehen mußten.

Don Chriſtoph hatte von einem ſeiner Züge ins Gebirge die Frau eines türkiſchen Officiers mit ſich geführt, den er getödtet hatte. Dieſe Frau, die außerordentlich ſchön war und das Herz des portugieſiſchen Generals gewonnen hatte, wollte, wie ſie vorgab, zum Chriſtenthum übertreten. Als er verwundet wurde und gezwungen war ſich zurückzuziehen, zeigte ſie ihm den Weg, den er einſchlagen ſollte, und verſprach ihm ihn hier zu treffen und ihn mit ihren Freunden an einen ſichern Ort zu bringen. Einige Diener, welche die Königin zurückgelaſſen hatte, um ihn zu bewachen und erforderlichen Falles ihm zu Hilfe zu eilen, und die ſich in den Felſen verſteckt hatten, ſahen in der That, wie ſich dieſe Frau der Höhle näherte und dann ins Gehölz zurückkehrte, aus dem plötzlich eine Schaar feindlicher Truppen hervorbrach. — Die Mauren eilten nach der Höhle, wo Don Chriſtoph verwundet am Boden lag. Auf die erſte Frage, die ſie an ihn richteten, nannte er muthig ſeinen Namen. Sofort führte man ihn als Gefangenen ins feindliche Lager, wo Gragné ihn mit Vorwürfen über-

häufte. Der portugiesische General antwortete ihm aber in so stolzem Tone, daß der Maure außer sich vor Zorn seinen Säbel zog und ihm den Kopf abhieb. Er schickte diesen nach Konstantinopel und vertheilte die übrigen Glieder des Körpers unter die verschiedenen arabischen Stämme.

Gragné bemächtigte sich des portugiesischen Lagers und ließ alle Verwundeten hinrichten. Die Frauen hatten sich ins Zelt Don Christophs zurückgezogen, wo die Türken ihnen Gewalt anzuthun drohten. Eine junge adlige Abyssinierin, die einen Portugiesen geheirathet hatte, zündete in ihrer Entrüstung über die ihr in Aussicht stehende Schmach mehrere Pulverfässer an, die sich im Zelte befanden, und kam auf diese Weise mit ihren Gefährtinnen und den Feinden um.

Die Königin und der Patriarch kehrten nach einer beschwerlichen Reise zum König zurück und erzählten ihm, welches Unglück ihnen zugestoßen war. Claudius zeigte sich äußerst bekümmert über den Tod Don Christophs und beweinte ihn drei Tage lang; dann ließ er 3000 Unzen Gold unter die Portugiesen vertheilen, welche sich beeilten sich um den Fürsten zu schaaren und ihn dringend baten, sie zum Kampfe zu führen, um den Tod Don Christophs zu rächen.

Der König rückte von der Provinz Samen nach Chavada wohin die Mauren mit allen ihren Streitkräften eilten. Am 15. November kam es zur Schlacht; dieselbe endete mit einer Niederlage der Muselmänner, welche drei ihrer hervorragendsten Führer verloren: Mehemed, Osman und Talil.

Mehrere Monate lang machten die beiden Heere verschiedene strategische Bewegungen; aber am 10. Februar 1543 lieferte Claudius dem Feinde bei Bet-d'Isaak wiederum eine Schlacht. Die Portugiesen, die noch immer von dem Wunsche beseelt waren, Don Christoph zu rächen, schlugen sich außerordentlich tapfer. — Die Vorhut Gragnés wurde gegen das Centrum

zurückgeworfen, und dieſer Stoß rief unter den Mauren eine große Unordnung hervor; dann trat Gragné aus den Reihen hervor und gab ſeinen Soldaten das Zeichen, ihm zu folgen. Aber ein alter Diener Don Chriſtophs, Pedro Leon, legte auf ihn an und ſchoß ihm eine Kugel durch den Leib im Augenblick, wo die beiden Heere zuſammentrafen. — Der mauriſche General lenkte ſein Pferd abſeits in ein Gehölz, wo Pedro Leon, der ihn verfolgte, ihn todt niederſinken ſah. Der Portugieſe, der noch kampfesluſtig, ließ den Kopf Gragnés unberührt; er begnügte ſich damit, ihm ein Ohr abzuſchneiden, das er in die Taſche ſteckte, und eilte in das Schlachtgewühl zurück. Als die Mauren ſich ohne Führer ſahen, ergriffen ſie die Flucht. — Sie wurden bis zum Abend von den Portugieſen und Abyſſiniern verfolgt, welche ein ungeheures Blutbad unter ihnen anrichteten.

Claudius hatte auf dieſe Weiſe glänzend Rache an den muſelmänniſchen Heerführern genommen, welche ſeinen Vater in die traurigſte Lage gebracht hatten. — Es erübrigte ihm jetzt nur noch einen einzigen, Namens Joram, zu beſtrafen, welcher David von dem Orte, wo er ſich verſteckt hielt, verjagt und ihn dann gezwungen hatte, über den Tacazze zu ſchwimmen. Joram hatte der Schlacht bei Bet-el-Iſaac nicht beigewohnt, und beeilte ſich nun, dorthin zu marſchiren. — Der König, der von ſeinem Vormarſch Kunde erhalten hatte, detachirte eine Truppenabtheilung, die ihn überraſchen ſollte, bevor er die Niederlage ſeiner Bundesgenoſſen erfahren hätte. — Aus ihrem Hinterhalt ſtürzten dieſe ſich auf die Truppen Jorams und vernichteten ſie vollſtändig. Solange Gragné in Abyſſinien gehauſt hatte, waren die Provinzen Sire und Tigre der eigentliche Kriegsſchauplatz geweſen. Dieſe Provinzen lagen zwiſchen Dembea und den Plätzen, welche die Mauren am Rothen Meere inne hatten.

Der Feind hatte sie nach allen Richtungen hin durchkreuzt und überall Verwüstung und Zerstörung angerichtet. Gragné hatte die Stadt Axum verbrannt und alle Klöster und Kirchen von Tigre zerstört.

Claudius benutzte nun seine letzten Regierungsjahre dazu, alles Zerstörte wieder herzustellen.

Del Tumborea aber, die Wittwe Gragnés, suchte den Krieg von neuem anzufachen. Sie war sehr schön, und Nur, der Gouverneur von Zeyla, war sterblich in sie verliebt. Diese Heldin nun erklärte, daß sie nur demjenigen ihre Hand reichen werde, der ihr den Kopf des Königs Claudius von Abyssinien bringen würde.

Nur nahm gern diese Bedingung an. Er ließ Claudius durch einen Boten melden, daß, wenn auch Gragné todt sei, doch noch ein Gouverneur von Zeyla lebe, dessen Familie den abyssinischen Fürsten Rache geschworen habe. Er forderte ihn auf sich bereit zu halten, da er sofort gegen ihn in den Kampf ziehen würde. Claudius war eben von verschiedenen Reisen in seine Staaten zurückgekehrt, um den Wiederaufbau der von Gragné zerstörten Kirchen anzuordnen, als er diese Herausforderung Nurs erhielt.

Er sammelte daher in aller Eile sein Heer und schlug den Weg nach Adel ein, zum großen Bedauern der Königin und seiner Freunde, die ihm gerathen hatten, den maurischen General abzuwarten.

Die beiden Heere waren bereits in Schlachtordnung aufgestellt, und eben sollte der Kampf beginnen, als ein Mönch vom Debra-Libanos zum Könige kam und ihm mittheilte, daß ihn eine Vision vor dem Kampfe gewarnt habe. Doch die Mauren rückten bereits an und der König, der schon zu Pferde saß, antwortete dem Priester nicht einmal und marschirte entschlossen gegen den Feind.

Bald befand sich Claudius mitten im mauriſchen Heere mit nur 20 Reitern und 18 portugieſiſchen Füſilieren. Dieſe fielen beim erſten feindlichen Feuer, und auch der König ſelbſt, der aufs tapferſte gekämpft und zwanzig Wunden erhalten hatte, fand den Heldentod. Man ſchnitt ihm den Kopf ab, und Nur brachte denſelben der Del-Tumborea, die ihn an den Haaren an einem Baum vor ihrer Hausthür aufhängen ließ.

Die Schlacht, in der Claudius nach 19jähriger Regierung das Leben verlor, wurde am 22. März 1559 geliefert, — die beſten abyſſiniſchen Officiere waren in derſelben gefallen, ein großer Theil wurde in die Gefangenſchaft geführt, und der Reſt zerſprengt und das Lager geplündert. Nur, der die verſprochene Belohnung erhalten hatte, nahm den Kampf nicht wieder auf; er kehrte in der Kleidung eines einfachen Soldaten nach Adel zurück, verbot alle Demonſtrationen, mit denen man die ſiegreichen Generale zu empfangen pflegte, erklärte, daß er an dem Erfolge des Sieges keinen Antheil habe und daß man den Sieg einzig und allein Gott verdanke, der mit ſeiner allmächtigen Hand das abyſſiniſche Heer geſchlagen habe.

Von dieſem Augenblicke an hörten die Mauren von Adel auf, das abyſſiniſche Reich ernſtlich zu beunruhigen. Die Regierungszeit der Nachfolger des Claudius von 1559 bis 1770 wurde in Aufſtänden, inneren Kämpfen und meiſtens unglücklich verlaufenden Kriegen mit den Abyſſinien benachbarten Gallas-Stämmen ausgefüllt.

V.

Die neuere und neuſte Epoche.

Am Ende des 18. Jahrhunderts verweigerten die Gouverneure der wichtigſten Provinzen dem von Salomon abſtam-

menden Könige den Gehorsam, und von der Zeit an ist Abyssinien von den Ras oder Königen von Tigre und Amhara, der beiden großen Gebiete Abyssiniens, regiert worden.

Tigre mit den von ihm abhängigen Provinzen umfaßt das gesammte Gebiet, welches zwischen dem Rothen Meere und dem Tacazze liegt, während Amhara aus den zwischen dem Tacazze und dem Nil liegenden Gebietstheilen besteht.

Im Jahre 1855 lehnte sich ein einfacher Provinz-Gouverneur, ein nicht von Salomon abstammender abyssinischer Häuptling, gegen seinen Schwiegervater, den Ras Ali, auf, der lange Zeit in Gondar geherrscht hatte. Er stürzte ihn, und nachdem er nacheinander erst Ubié, den König von Tigre, und dann den König von Choa besiegt hatte, ließ er sich unter dem Namen Theodor zum Kaiser ausrufen.

Aber in Abyssinien, einem für die Vertheidigung und für den Angriff gleich geeigneten Gebirgslande, ist, wie wir schon in der Geschichte der früheren Jahrhunderte gesehen haben, das Kriegsglück äußerst schwankend.

In den Jahren 1858—59 wurde Theodor seinerseits von Negoucié-Nikas, dem Neffen Ubiés, besiegt, der 44 Provinzen des früheren Königreichs seines Onkels zurückeroberte und außerdem Gondar, die zweite Hauptstadt des alten Reiches, von seinem Bruder Debjammadje-Tassamma besetzen ließ.

Ein Verwandter Ras-Alis, namens Amadiu-Bechir, schlug ferner das Heer Theodors in mehreren Treffen und blieb Herr der Provinzen Wollo, Warro-Cassou und Warro-Imanat. Der König von Choa andererseits erlangte dadurch seine Unabhängigkeit wieder, daß er sich mit Amadin-Bechir und einem anderen Chef namens Tedela-Gualu verbündete, der die Provinzen Godjam, Damot und Agos-Meder bis zu den Quellen des blauen Nils beherrschte. — Schließlich haben sich die

Gallas-Stämme zu einem Theodor feindlichen Königreich constituirt.

Der König Nikas scheint also im jetzigen Augenblick durch die große Bedeutung der von ihm zurückeroberten Provinzen der mächtigste Fürst Abyssiniens zu sein. — Wir wünschen aufrichtig, daß dieses unglückliche Land, welches allen Schrecken des Bürgerkrieges ausgesetzt ist, jetzt bald wieder zu der Einigkeit gelangen möge, durch die es sich früher gegen die fremden Eroberer geschützt hat. Wir hoffen, daß der König Nikas vermöge seines Muths, seiner Klugheit und seiner der europäischen Cultur freundlichen Gesinnung auf der Höhe dieser schweren und ruhmreichen Aufgabe stehen möge.

Der Fürst Nikas hat uns einen eigenhändigen Brief geschrieben, in welchem er in seinem und in seines Volkes Namen uns seine Wünsche für die Ausführung des Suezkanals aussprach und uns die Unterstützung und Hilfsmittel seines Landes zur Verfügung stellte. Wir glauben den Wünschen der Leser entgegenzukommen, wenn wir in wortgetreuer Uebersetzung dieses für uns so schmeichelhafte Schriftstück hier wiedergeben, welches außerdem beweist, daß selbst die entlegensten Völkerschaften sich für das von uns geplante Unternehmen interessirten. Wir verdanken die Uebersetzung dieses in äthiopischer Sprache geschriebenen Briefes dem Herrn d'Abbadie, unserm berühmten und durch seine Reise in Abyssinien allbekannten Landsmann.

„Ich Niguse Herr (des Pferdes) Nikas, König von Aethiopien, der nach dem Gesetze unseres Herrn Jesus Christus von Mizwa bis Guandar (Gondar) herrscht, nämlich über das Königreich Tigre und Simen, Wagarod, Walqayt, Tagade, Dambya, Balasa, Kinfaz, Agaw Lasta, Salawa; ich grüße Ferdinando de Lesseps aus dem Stamm des Lichts, der ein für unsere Zeit erstaunliches Werk ausführt.

Vom Anfang bis zum heutigen Tage habe ich Ihrem Werke

meine Aufmerksamkeit geschenkt, welches die ganze Welt mit großer Freude erfüllen wird; und heute, da die Ausführung des Planes beschlossene Sache ist, statte ich Ihnen im Namen meines Landes, das ich liebe, und in meinem eigenen Namen meinen Dank ab. — Dadurch, daß Sie das Land von Sawis (Suez) durchstechen lassen, stellen Sie die Vereinigung zwischen unseren Ländern und Europa her. Ihr Name wird daher bei uns niemals vergessen werden. — Unser Land wird infolgedessen die Getreidekammer des Orientes werden. Und da die Dinge sich so verhalten, so sollen Sie wissen, daß ich und mein Land Sie liebgewonnen haben. Ich wünsche aufrichtig, Sie bei Ihrem Werk durch Herbeischaffung von Vieh und anderen Mitteln zu unterstützen. Ich flehe zu Gott, daß er Sie behüte."

(Darunter das Königliche Siegel.)

Ich schließe diese einfache Darstellung der hauptsächlichsten Ereignisse der abyssinischen Geschichte, indem ich zugleich die Hoffnung ausspreche, daß Frankreich im Einverständniß mit England einer Bevölkerung von mehr als 30 Millionen Christen, welche in ihre Berge zurückgedrängt worden ist, ihr früheres Küstengebiet zurückerstatte.

Frankreich achtet alle Nationen, aber es ist ein Feind des religiösen Fanatismus. Angesichts der allgemeinen Umwälzung, welche die muselmännische Welt zu bedrohen scheint, hat Frankreich meiner Ansicht nach in Afrika eine schöne Mission zu erfüllen durch Aufrechterhaltung des Banners der Civilisation in Algier, Senegal, Gabon, dem Congo und dem christlichen Aethiopien.

Der interoceaniſche Kanal

und

Der Congreß von 1879.

Als die Landenge von Suez durchſtochen worden, war damit nur der Wunſch der früheren Herren Aegyptens durch die Männer des 19. Jahrhunderts erfüllt; denn wenn wir den arabiſchen Geſchichtſchreibern Glauben ſchenken dürfen, ſo hatte der Pharao, der zur Zeit Abrahams regierte, ſchon den Plan gefaßt, die afrikaniſche Landenge zu Ehren des Beſuches des Patriarchen und ſeiner Frau Sarah zu durchſtechen, um zwiſchen Arabien und Aegypten eine ſchiffbare Straße herzuſtellen.

So wäre es alſo wahr, daß, wie das alte Sprichwort ſagt, es nichts Neues unter der Sonne giebt, und daß unſere heutigen Werke eigentlich nicht die unſrigen ſind. Haben die, welche vor uns die Welt durchkreuzt und ihre Spuren darin hinterlaſſen haben, denn Alles entdeckt und ihren Nachkommen nur die Aufgabe hinterlaſſen ihre eigenen Pläne auszuführen? Und wenn dem ſo wäre? Iſt es nicht ruhmvoll, die gewaltigen Entwürfe, die unſere Vorvordern im Traume geſehen, vor deren Ausführung ſie aber zurückgeſchreckt ſind, zu verwirklichen und ſo den von unſerm Geſchlechte, von unſerm Jahrhunderte erreichten Fortſchritt zu erhärten, für welches die Hinderniſſe verſchwunden zu ſein ſcheinen?

Geſtern war es Suez, das man durchſtach, und der, welcher

diese Zeilen schreibt, darf vielleicht mit gerechtem Stolze daran erinnern, daß im Jahre 1869 sich erfüllt, was die Pharaonen des 60. Jahrhunderts vor dieser Aera gewünscht hatten, und was dennoch die Leute, welche die Pyramiden bauten und den See Moeris austrockneten, nicht zu stande bringen konnten.

Heute wird auf dem amerikanischen Continent ein ähnliches Unternehmen vorbereitet: Man beschäftigt sich damit, die Landzunge zu durchstechen, welche die beiden Theile der neuen Welt trennt. Der Gedanke ist jedoch nicht neu. Im Jahre 1472 wurde Amerika entdeckt, im Jahre 1513 stellte Balboa das Vorhandensein des Stillen Oceans fest. Im Jahre 1514 suchte man zum ersten Male die beiden Oceane zu verbinden. Nachdem die spanischen Abenteurer sich überzeugt, daß zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean kein Durchgang bestand, dachten Einige unter ihnen daran, einen Kanal quer durch die Cordilleren anzulegen.

Heute wünscht man jedenfalls dringend die Herstellung eines schiffbaren Gürtels, auf dem man unmittelbar die Welt umsegeln kann, sodaß man nicht nöthig hat, um das Cap Horn zu gehen, wie man schon den Umweg um das Cap der guten Hoffnung nicht mehr zu machen braucht.

Da die Herstellung eines Kanals, der das Atlantische Meer und den Stillen Ocean verbindet, Gegenstand einer bedeutenden und lebhaften Discussion gewesen ist, so ist es meiner Ansicht nach interessant, die Verhandlungen zusammenzustellen, die über diesen Gegenstand gepflogen worden sind.

I.

Seit zwei Jahrhunderten schon waren die Schriften der spanischen Eroberer in dem Staub der Madrider Archive begraben, als man abermals daran dachte, die Landenge zu durchstechen. Seit das Signal hierzu gegeben war, begeisterten

sich hierfür alle kühnen Seeleute, alle Denker, die kühnen Reisenden, die der Welt einen neuen Weg zu eröffnen wünschten. Es würde zu weit führen, wollte ich alle die Namen nennen, die mit diesem unsterblichen Unternehmen verknüpft sind. Ich kann es mir jedoch nicht versagen, wenigstens unsere berühmtesten Zeitgenossen zu erwähnen: Nelson, Childs, Lloyd, unseren Landsmann Garella; vor allen nenne ich aber Thomé de Gamond, der zuerst daran dachte, die unterseeische Landenge zwischen Calais und Dover zu durchstechen. Dieser Gedanke wird heute zur Wirklichkeit, er hat den Beginn des Unternehmens noch sehen können, bevor er zur ewigen Ruhe eingegangen ist. Den Beginn des Triumphes ihrer Sache noch zu sehen, das ist der herrlichste Trost aller derer, die ihr Leben der Erforschung nützlicher Wahrheiten widmen. Seit dem Jahre 1870 folgten Plan auf Plan, Entwurf auf Entwurf, die alle sich mit der Isthmusfrage beschäftigten. Die einen waren das Product ernster und tiefer Studien, die andern vollständige Phantastereien, die mit der Wissenschaft nichts zu thun hatten. Als im Jahre 1869 der Suezkanal eröffnet wurde, fand eine vollständige Umwälzung in den Handelsbeziehungen der Erde statt, und es ist mir unzweifelhaft, daß dieses Ereigniß einen großen Einfluß auf die sich mit der Durchstechung des amerikanischen Kanals befassenden Studien ausgeübt hat. Seit dem Jahre 1871 wurden Forschungsreisen auf Forschungsreisen unternommen, und die gelehrten, kühnen und hartnäckig ihr Ziel verfolgenden Reisenden kehrten mit vielem kostbaren Material zurück, welches neues Licht auf die noch so dunkle Frage warf. Es sei mir gestattet diesen Männern, die der Wissenschaft dazu verholfen, einen so großen Schritt vorwärts zu thun, den Ausdruck meiner Verehrung darzubringen.

Zu derselben Zeit waren die in Frankreich früher vernach-

lässigten geographischen Studien infolge einer schmerzlichen Erfahrung, die deren Nützlichkeit nachgewiesen hatte, wieder in Aufnahme gekommen. Die großen mit der Geographie zusammenhängenden Fragen hörten auf, das ausschließliche Beschäftigungsgebiet einer Anzahl Auserlesener zu sein. Das Publikum begann sich dafür zu erwärmen, und die Gesellschaften, die sich programmmäßig damit befaßten, benutzten die Strömung, suchten die Liebe zur Wissenschaft zu heben und den Grund für allgemeine Studien zu legen.

Im internationalen Congreß von Antwerpen entwickelte der General Heine ein von Herrn von Gogorza ausgearbeitetes interoceanisches Project. Auf dem Pariser Congreß im Jahre 1875 wurden demselben Gegenstand mehrere Sitzungen gewidmet, denen ich präsidirte. Es fehlten jedoch noch die Documente, um die Angelegenheit gründlich zu behandeln. Man begnügte sich damit, allgemeine Ideen zum Ausdruck zu bringen, und beschloß demnächst einen speciellen Congreß, oder besser gesagt eine internationale Jury zu berufen, die alle vorhandenen Documente vereinigen, sichten und in voller Kenntniß der Sache eine definitive Ansicht über die technische und finanzielle Möglichkeit des Werkes aussprechen sollte. Infolge dieses Beschlusses entstand ein neuer bedeutender Wetteifer unter den Reisenden, Seeleuten und Bearbeitern von Entwürfen für die Beibringung noch vollständigerer, peinlichst genauer Studien, die dem Congresse für sein Urtheil neues Material liefern sollten. Sobald das Publikum von der bevorstehenden Vereinigung der Jury, von der ich soeben gesprochen, Kenntniß erhielt, bildeten sich zwei Gesellschaften zur Ausrüstung neuer Expeditionen. Die eine beschäftigte sich mit Nicaragua und verfolgte die alte Straße Thomé de Gamonds und Blanchets, die andere erforschte unter dem Präsidium des General Türr den Süden, d. h. die Gegenden um den Golf von Darien und

von Panama, wobei sie den Vorarbeiten Garellas, Lacharmes und Selfridges folgten. Die drei Jahre 1875 bis 1877 waren besonders reich an fleißigen Untersuchungen und energisch geleiteten Forschungsreisen. Zu derselben Zeit fanden die von der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika angeordneten Expeditionen ihren Abschluß. Die geschickten Officiere Collins, Hull, Shufeldt und besonders Selfridge und Menocal, die dieselben leiteten, hatten keinen Punkt des Isthmus undurchforscht gelassen. Die Documente, die sie heimbrachten, mußten besonders die Frage klären und die Aufgabe der Jury erleichtern. Als der Augenblick gekommen war und sämmtliche Documente über die letzten Unternehmungen in meinen Händen waren, beeilte ich mich, dem Wunsche des 1875er Congresses nachzukommen. Um eine der großen, ihr übertragenen Aufgabe würdige Versammlung zu berufen, wandte ich mich an die Gelehrten, Ingenieure und Seeleute beider Welten, an die Handelskammern, die geographischen Gesellschaften und forderte sie auf, ihre Delegirten zu ernennen.

Wenige Versammlungen haben so berühmte Namen aufzuweisen gehabt, wie dieses aus den ersten Vertretern der Wissenschaft, der Politik und der Industrie gebildete Großtribunal. Am 15. Mai 1879 wurde in Paris, in dem Hause der geographischen Gesellschaft die erste dieser in den Annalen der Geschichte der Wissenschaften berühmt gewordenen Sitzungen eröffnet. Aus allen Ecken der Welt waren ausgezeichnete Männer von der strengsten Unparteilichkeit und bewundernswerther Hingabe an die Wissenschaft zusammengeströmt, die 14 Tage lang ohne Unterbrechung arbeiteten und das Gewicht ihres Namens und ihrer Erfahrung bei diesem hochwichtigen Studium mit in die Wagschale warfen. Die verschiedensten Länder waren auf dem Congreß vertreten. Mexiko nahm

daran mit dem Ingenieur F. de Garay und China mit dem Mandarin Li-Shu-Chang theil. Die Vereinigten Staaten waren von dem Admiral Ammen vertreten, dessen ausgedehnte Kenntnisse große Dienste leisteten, ferner durch den Commandanten Selfridge und den Ingenieur Menocal, zwei ausgezeichnete und liebenswürdige Menschen. Die Länder Europas hatten ihre ersten Geographen und Ingenieure geschickt, wie Sir John Hakshaw und Sir John Stokes, den Commandatore Cristoforo Negri, Herrn de Gioia, den Ingenieur Dirks, der den Kanal von Amsterdam gebaut hat, seinen Kollegen Konrad, den Präsidenten Cerefole, den Oberst Coello, den Doctor Broch, den Admiral Likatcheff, den Oberst Wouvermans und Herrn d'Hane Stenhuys. Ich habe sie alle angeführt, um zu zeigen, welch eine Menge von hervorragenden Gelehrten die Rolle übernommen hatte, welche ihnen in dieser Versammlung angeboten war. Ich unterlasse es absichtlich unsere Landsleute zu nennen, denn ich hätte hier eine Liste sämmtlicher wissenschaftlicher Berühmtheiten geben müssen, die Frankreichs Stolz bilden.

Mit solchen Namen war man von vornherein sicher, daß die Discussion eine freimüthige und loyale, eine vollständige und lichtvolle sein, und daß der Congreß sich nicht trennen würde, ohne dem Gelehrtenthum wie dem Publikum die Lösung der Aufgabe vorzulegen, zu der er berufen war.

Zur Beschleunigung und Erleichterung seiner Aufgabe wurde der Congreß in vier Untercommissionen getheilt, deren jede einen Theil der sehr verwickelten Aufgabe zu studiren hatte, deren Lösung uns aufgegeben war. Dank der hochinteressanten, wissenschaftlichen Arbeiten dieser Commissionen, auf Grund ihrer klaren und wohlüberlegten Discussionen, dank ihrer unbegrenzten Hingabe an den Gegenstand, für welche wir ihnen nicht genug Erkenntlichkeit zollen können, sind wir schnell zum Ziel gelangt.

Die erste Commission, der Herr Levasseur präsidirte, war eine statistische, die mit der Zusammenstellung des wahrscheinlichen Handelsverkehrs des Kanals beauftragt war. Dieselbe hatte die Zollausweise aller Häfen Europas und Amerikas zusammenzutragen und danach anzugeben, welcher Tonnengehalt im Transitverkehr durch den Kanal von einem Ocean zu dem andern sich herausstellen würde. Ich hatte Gelegenheit gehabt zu erklären, daß meiner Meinung nach der Panamakanal, ganz so wie der Suezkanal, mit Kapitalien aus dem Publikum hergestellt und in Betrieb gehalten werden müsse, daß man nichts von den Regierungen fordern dürfe und dem Unternehmen dergestalt seinen industriellen Charakter zu erhalten habe, daß jede politische Einmischung unmöglich würde. Es handelte sich dann darum festzustellen, ob die Anlage dieser Kapitalien durch den Seeverkehr durch den Kanal hinreichend lohnend sein würde. Die erste Commission hatte diesen Verkehr zu berechnen. Die zweite vervollständigte die Aufgabe der ersten und führte den Titel einer ökonomischen Commission. Nachdem die Anzahl Tonnen an Waaren berechnet waren, die den Weg durch den Kanal einschlagen würden, war es nothwendig in Erfahrung zu bringen, welchen Ertrag dieser Verkehr abwerfen würde, um darauf hin den Durchgangstarif zu berechnen, den die den Kanal passirenden Schiffe zu entrichten hätten. Es mußte also festgestellt werden, welche Ersparniß die Durchstechung der amerikanischen Landenge zur Folge haben, welchen Einfluß der Kanal auf den Handel und die Industrie jedes Landes ausüben, welche Absatzgebiete er der Industrie der ganzen Welt erschließen würde.

Die Rolle der dritten Section war eine mehr technische. Es war eine Vereinigung von Seeleuten, die den Einfluß des Kanals auf die Schiffsbauten discutirten und Wind und Strömungen bei der Annäherung an die verschiedenen Kanäle studirten, die der Prüfung der Jury unterworfen waren; die

ferner sich über die Bedingungen aussprachen, welche hinsichtlich der Sicherheit und der Leichtigkeit der Passage zu erfüllen waren. Diese Commission hatte ferner die Schnelligkeit der Fahrzeuge nach den Breiten der Wasserstraße zu berechnen und ihre Bemerkungen hinsichtlich der Schleusen und Tunnels eines Kanals vorzulegen, der die größten bekannten Schiffe aufnehmen sollte.

Die vierte Commission sollte ihr Urtheil über jede dem Congreß vorgelegte Trace abgeben. Sie unterschied sich dadurch von den andern Sectionen, deren Aufgabe mehr eine allgemeine war, daß sie jedes der Projecte unter dem Gesichtspunkt des Ingenieurs zu prüfen, die Vortheile oder Schwierigkeiten nachzuweisen und die Ausgabe für jedes derselben sowohl hinsichtlich des Kanalbaues, als seiner jährlichen Unterhaltung festzustellen hatte.

Die fünfte Kommission führte den Titel einer Commission der Wege und Mittel. Sie hatte das Werk der zweiten Commission gewissermaßen durch detaillirtere Zahlen zu vervollständigen und genau den Tarif festzustellen, der unter Zugrundelegung der wahrscheinlichen Einkünfte des Kanals und des für seine Einrichtung und seinen Betrieb aufgewandten Kapitals eingeführt werden sollte. Was uns besonders bei der Vertheilung der Mitglieder in die Commissionen leitete, war, daß Jeder soviel wie möglich mit einem Gebiet zu thun hatte, auf dem er competent war. Die Nationalökonomen und die Geographen fanden daher ihre Stelle in den beiden ersten Sectionen der Jury, die Seeleute in der dritten, die Ingenieure in der vierten, die Finanzleute in der fünften. Allen wurde die größte Reserve zur Pflicht gemacht und von allen verlangt, daß sie an ihren Urtheilen die strengste Kritik auszuüben hätten. Es sollte dadurch dem Publikum eine gründliche Prüfung gewährleistet werden, bei welcher ich immer nur eins fürchtete:

zu viel Optimismus und zu viel Enthusiasmus für das große Werk.

Die allgemeinen Resultate der Debatten sind in den Sitzungsprotokollen und besonders in den bemerkenswerthen Commissionsberichten niedergelegt. In diesen Berichten, die ein unvergängliches Denkmal der Geschichte des amerikanischen Kanals bleiben werden, muß man die Einzelheiten über die verschiedenen und zahlreichen Informationen, die gelehrten Beschreibungen, die lichtvollen und heißen Discussionen nachlesen, um ein Bild von dem tiefen Studium zu erhalten, dem sich diese Versammlung hingab. Selbst die am meisten Voreingenommenen müssen die ungeheure Summe von Arbeit bewundern, die während der kurzen Session des Congresses von etwa hundert, allerdings für die Wissenschaft glühenden und für große Werke begeisterten Männern vollbracht worden ist. Ich beabsichtige hier auf diese Arbeiten einen Blick zu werfen und zuerst die allgemeinen Erwägungen zu prüfen, die der internationalen Jury vorgelegt worden sind und ihre Billigung erhalten haben.

Die Hauptseite der zu lösenden Aufgabe war, wie bereits erwähnt, die Erforschung des Seeverkehrs, der begünstigt werden sollte.

In der statistischen Commission waren die competentesten Vertreter der amerikanischen Staaten und die Verwalter der großen Schiffahrtsgesellschaften unter dem Vorsitz des Herrn Mendes Leal zusammengetreten. Sie prüften zunächst, was in Suez vorging. War doch nichts natürlicher, als die Wahrscheinlichkeitsberechnungen auf Thatsachen absolut analoger Natur zu basiren, denen eine 10jährige Erfahrung zur Seite stand. Zur Ausführung dieses Vergleiches wählte man unsern Mitarbeiter, den General-Sekretär der Suezgesellschaft Herrn Fontane, der die Verkehrsverhältnisse des Suezkanals am besten kennt. Die Schlußfolgerungen seines Berichtes

machten auf den Congreß einen lebhaften Eindruck, da der Verfaſſer durch unwiderlegliche Ziffern nachwies, daß nach einer auf die Ziffern des Suezkanals baſirten Statiſtik ein jährlicher Verkehr von 6 Millionen Tonnen nur in einem Kanale möglich war, durch den jeden Tag fünfzig Schiffe gehen konnten.

„Dieſes Erforderniß," ſagte Herr Fontane, „trug ſeiner Zeit dazu bei, für die Durchſtechung der Landenge von Suez das Syſtem eines Niveau-Kanales ohne Schleuſen und Stauungen anzunehmen und ſelbſt ſehr verführeriſche oder ſehr kühne Syſteme von hochberühmten Ingenieuren auszuſchließen." Dieſe Worte, welche der Ausdruck einer langen und gediegenen Erfahrung waren, verfehlten natürlich auf die Mitglieder hinſichtlich der unter den verſchiedenen Kanal-Syſtemen zu treffenden Wahl ihren Eindruck nicht.

Nachdem dieſe erſte, wichtige Frage erwogen war, ſtellte Herr Levaſſeur, deſſen wiſſenſchaftliche Competenz gegen jede Phantaſterei eine Bürgſchaft bot, einen umfangreichen Bericht zuſammen, in welchem nach den officiellen Daten aller Staaten der Tonnengehalt feſtgeſtellt wurde, der gegenwärtig durch den Meereskanal gehen würde. Nach langen und ernſten, auf Ziffern des Jahres 1876 beruhenden Berechnungen iſt dieſer Verkehr auf 1800 Millionen Francs feſtgeſtellt, eine Ziffer, die nach ſehr genauen Reductionen einem Tonnengehalt von 4,830,000 entſpricht. Wenn man der jährlichen Zunahme des Handels Rechnung trägt, die in den Jahren 1860 bis 1876 nicht unter 6% geweſen, ſo kommt man bei der mäßigſten Schätzung für das Jahr 1890, den muthmaßlichen Zeitpunkt der Eröffnung des amerikaniſchen Kanals, auf eine Ziffer von 7,249,000 Tonnen. Man wird hierüber nicht erſtaunt ſein, wenn man weiß, daß die Pacific-Bahn mehr als 1 Million Tonnen transportirt, daß der Handel der Inſel Cuba 2 Millionen über-

steigt und daß Californien allein 1,200,000 Tonnen Getreide producirt. Ich weiß, daß unsere Ziffern durchaus mäßige sind; dieselben begreifen, was bemerkenswerth ist, weder den Transport der Passagiere noch den heute fast auf Null reducirten großen oder kleinen Küstenschiffahrtsverkehr in sich, der sich mit überraschender Schnelligkeit in dem Golf von Mexiko und dem Antillenmeere entwickeln würde.

Der genannte Tonnengehalt beweist, welche Wichtigkeit im Welthandel die neu zu schaffende Wasserstraße haben wird. Die Arbeiten der zweiten Congreß-Commission, der Herr Nathan Appleton aus Boston präsidirte, dienten dieser ersten Studie als Vervollständigung und zeigten, welche neuen Absatzgebiete sich bieten, welche neuen Handelsbeziehungen entstehen und welche Vortheile dem bereits bestehenden Handel an dem Tage erwachsen würden, wo die Schiffe durch den amerikanischen Isthmus gehen. Herr Simonin, der Berichterstatter der 2. Commission, hat mit großer Competenz das Ergebniß der Discussionen zusammengefaßt. Sein Bericht weist die infolge des Isthmus-Durchstiches sich ergebende Abkürzung der Entfernungen nach. Von den Küsten Frankreichs und Englands, von Havre, Nantes, Liverpool oder Bordeaux bis nach San Francisco rechnet man 5000 Seestunden um das Cap Horn. Durch Panama beträgt diese Ziffer nur noch 1500. Für Valparaiso reducirt sich die gegenwärtige Entfernung von 3000 auf 2000 Stunden. Für unsere Segler wird die Zeitersparniß 60 Tage für San Francisco, 30 für Valparaiso betragen. Die Segler und Dampfer werden außerdem in Zukunft nur die milden Meere der Tropen befahren und nichts mehr mit den Gefahren und den Nebeln des Cap Horn zu thun haben. Die örtlichen wie zeitlichen Entfernungen auf der Erde werden dadurch vermindert werden. Infolgedessen wird man die Versicherungen, das Risiko für die Ueberfahrt und die Höhe der Fracht bis zu

einem solchen Punkte zurückgehen sehen, daß der Seeverkehr sich leicht verdoppeln kann und sehr viele Märkte, die bisher dem europäischen Verkehr verschlossen waren, sich öffnen und neue Absatzgebiete für Ein- und Ausfuhr abgeben werden.

Die neue Welt wird ihr Holz, ihren Indigo, Cacao, Reis, Zucker, Kautschuk schicken; Producte, die wegen ihres verhältnißmäßig geringen Werthes bei dem jetzigen Frachtpreis nicht leicht exportirt werden konnten; Früchte, Getreide werden sich expediren lassen, und andererseits wird die europäische Industrie gegen diese Producte ihre Fabrikate nach dem amerikanischen Continent schicken.

Die Aufgabe der sogenannten Schiffahrts-Commission war mehr technischer Natur. Diese Commission bestand aus hervorragenden Marineofficieren: den Herren de Togorés, Linden, de Marivault und den ersten französischen und ausländischen Rhedern, die den früheren norwegischen Marineminister Dr. Brosch zu ihrem Vorsitzenden erwählt hatten. Der von dem Administrator des Suezkanals Herrn Spément verfaßte Bericht beschäftigte sich mit dem Einfluß, den die Durchstechung der amerikanischen Landenge auf die Umformung des Schiffsmaterials haben könnte. Seiner Ansicht nach würde die Segelschiffahrt noch größeren Vortheil aus der Eröffnung des interoceanischen Kanals ziehen als die Dampfschiffahrt, da ihr die im Golf von Mexiko fortwährend herrschenden Passatwinde sehr zu statten kommen. Sich zu einer andern Seite der Frage wendend, bemerkte er, daß von den verschiedenen in Vorschlag gebrachten Projecten die einen Tunnels, die anderen Schleusen erforderlich machten. Was die Tunnels anbetrifft, hieß es in dem Bericht, so müssen die Schiffe diese mit niedergelassenem Fockmast passiren, und da die größten Schiffe „La France“ und „L'Annamite“ ein sehr hohes Masttwerk haben, müssen die Tunnel vom Wasserspiegel an gerechnet mindestens 30 Meter

hoch sein. — Was die Schleusen anbelangt, so wird ihre Zahl so bemessen werden müssen, daß täglich 50 Schiffe den Kanal passiren können. Diese Zahl ist in Suez erreicht worden, weshalb sollte man dasselbe nicht in Panama ermöglichen können? Im großen ganzen kam Herr Spément in seinem Berichte zu dem Schlusse, daß der Schleusenkanal nur zu adoptiren sei, wenn sich die Herstellung eines Niveau-Kanals als unmöglich erweisen sollte, und daß auch ein Tunnelkanal nur im äußersten Nothfalle zulässig sei.

Ich habe in dem Vorhergehenden Näheres darüber mitgetheilt, wie die Commissionen bei ihren so hochinteressanten Arbeiten besonders auf den allgemeinen und theoretischen Theil des Gegenstandes ihr Augenmerk richteten, ohne auf die Orts- und Personenfragen sowie auf die verschiedenen Pläne näher einzugehen. Für sie war es gleichgiltig, ob der Kanal durch die Thuyra oder den Bayano, durch Nicaragua oder Panama ging; da der Verkehr ja ganz derselbe blieb, die Länder des Orients und Occidents aus dem Kanal dieselben Vortheile ziehen und die Bedürfnisse der Schiffahrt sich dadurch nicht ändern konnten. Ganz verschieden davon war aber die Aufgabe, welche der technischen Commission zufiel. Diese mußte mehr als alle anderen in die Details des Gegenstandes eindringen, die verschiedenen Pläne, die dem Congresse vorlagen, einen nach dem anderen eingehend prüfen, um einerseits die commerciellen und technischen Vortheile jedes einzelnen und andererseits die Schwierigkeiten der Ausführung und die Herstellungskosten klar zu legen. War sie mit dieser Arbeit fertig, so hatte die technische Commission die nöthigen Elemente, um alle Pläne mit einander zu vergleichen und denjenigen in erster Linie zu bezeichnen, der dem Congreß zur Annahme in Vorschlag gebracht werden sollte.

Den Vorsitz in dieser Commission führte Herr Daubrée,

Mitglied der Akademie; ihr Berichterstatter war Herr Voisin-Bey, früherer Generaldirector der Arbeiten des Suezkanals. Unter ihren Mitgliedern befanden sich die hervorragendsten Specialisten aller Länder, und eine Entscheidung, die von Männern wie Hakshaw, Dirks, Pascal, de Fourcy, Favre, Couvreux, Lavalley, Ruelle getroffen worden war, mußte sicherlich über jede Kritik erhaben sein. Wer wüßte besser die Fragen der großen Schleusen zu behandeln, als der Schöpfer des Amsterdamer Kanals? Wer hätte mit größerer Autorität von dem Riesentunnel von Panama und den Schwierigkeiten seiner Ausführung sprechen können, als der Erbauer des St. Gotthard-Tunnels? Wer wäre wohl competenter als Lavalley und Couvreux gewesen, um die Kosten der Baggerungen und Ausgrabungen über und unter dem Wasser zu bestimmen? Und hatten alle Ingenieure, die in Suez meine Mitarbeiter gewesen waren, nicht bei dieser großen Unternehmung genügende Erfahrung erworben, um in Bezug auf den amerikanischen Kanal über die verschiedenen vorliegenden Systeme ein richtiges Urtheil fällen zu können?

Vor der technischen Commission erschienen nacheinander die Autoren der verschiedenen Pläne: Menocal, Selfridge, de Garay, Blanchet, Belly, Wyde und Reclus, Mainfroi, de Puydt, welche sämmtlich ihre Entwürfe auseinandersetzten und die gemachten Einwendungen zu widerlegen suchten.

Es wurden dann zwei wichtige Untercommissionen gebildet: die eine, die aus den Herren Fourcy, Voisin-Bey und fünf anderen Mitgliedern zusammengesetzt war, wurde damit beauftragt, die Bedingungen für die Herstellung des Kanals auf den verschiedenen Strecken in technischer Hinsicht zu untersuchen; die andere, in welcher die Herrn Ruelle, Favre, Lavalley, Couvreux und Cotard saßen, hatte einen Voranschlag für jedes der einzelnen Projecte aufzustellen und die Kosten zu veranschlagen.

Der Congreß sollte in der Hauptsache auf Grundlage der Arbeiten dieser beiden Commissionen seine Entscheidung treffen. Ich werde diese kurz zusammenfassen, um hier die verschiedenen Pläne zu kennzeichnen, über welche die Jury sich auszusprechen hatte.

Zu diesem Zwecke muß ich jedoch vor allen Dingen ein Wort über die geographische Lage und Beschaffenheit der amerikanischen Landenge sagen.

Dieselbe dehnt sich in einer Länge von 2300 Kilometern aus und geht von Nord-Westen nach Süd-Osten. Nur die Küsten und die Ufer einiger großen Flüsse sind bewohnt, im Innern des Landes beträgt die Gesammtbevölkerung 3,000,000 Seelen, während Frankreich auf einer gleichen Fläche sieben- bis achtmal so viel Einwohner hat. — Die wenigen Wege, die hier existiren, sind ungenügend und in schlechtem Zustande. Im übrigen sind die einzigen Verkehrsstraßen die Flüsse, und diese werden häufig durch Kataraкte mit starkem Falle unterbrochen, welche der Indianer passirt, indem er seinen Kahn über dieselben hinausträgt. Das Klima ist außerordentlich heiß, die starken und häufigen Regen halten jährlich 6 Monate an, und die Regenhöhe in Panama übersteigt jährlich drei Meter. Es ist daher leicht begreiflich, daß die Vegetation dort sich in wunderbarer Ueppigkeit entwickelt und das organische Leben eine überströmende Fülle zeigt. Im Innern des Landes findet man überall Urwälder von Kokosbäumen, riesengroßen Aloen und undurchdringlichen Lianengebüschen, durch welche der Eingeborene sich mit dem Beile oder dem Messer Bahn brechen muß. Die schlimmsten Geschöpfe, welche die Arche Noahs beherbergte, scheinen hier abgesetzt worden zu sein: giftige Schlangen, ungeheuerliche Spinnen, Scorpionen und Jaguare. Dafür bietet das Land aber dem Ackerbau und der Industrie,

die es für seine Belebung und Umgestaltung erwartet, die allergrößten Vortheile.

Der Boden ist gebirgig, die Anden erreichen hier eine Höhe von 4000 Metern; sie bilden in überraschender Abwechselung bald thätige, feuerspeiende Vulkane, bald mit Schnee bedeckte Berge. Das ist das Land, wo der Kanal eröffnet werden wird; auf diesem weiten Damme, welcher Nord- und Südamerika verbindet, hat man die fehlerhafte Stelle des Panzers gesucht, um zwischen den beiden Meeren eine Bresche zu schlagen. Wenn wir wie der Berichterstatter der Unter-Commission von Norden nach Süden unsern Weg nehmen, so stoßen wir nach einander auf die Landenge von Tehuantepec und von Honduras; weiter unten liegen dann Nicaragua, Panama, San Blas und Darien; für jeden dieser Uebergänge wurden ein oder mehrere Kanalprojecte entworfen.

Herr de Garay, der Delegirte von Mexiko, hat mit großer Competenz und in bester Ueberzeugung auf die Vortheile hingewiesen, welche die geographische Lage von Tehuantepec für die Errichtung eines Kanals bietet, aber er fand damit wenig Anklang.

Sein Entwurf sah eine Wasserstraße von 240 Kilometern vor, deren höchster Punkt 270 Meter über dem Meere liegt. Um sich zu dieser Höhe zu erheben, waren 60 Schleusen nach jeder der beiden Seeseiten hin erforderlich. Der Umstand, daß 120 solcher kostspieligen und schwer herzustellenden Werke zu erbauen waren, genügte allein, um das Project eines Kanals zu verwerfen, für dessen Passage außerdem 12 Tage erforderlich gewesen wären.

Sieben oder acht Ingenieure, und unter diesen Lull, Menocal, Blanchet, haben dem Congreß Projecte vorgelegt, welche die Strecken von Nicaragua benutzten. Dieser Punkt ist in der That sehr günstig. In der Mitte der Land-

enge befindet sich ein schöner, 176 Kilometer langer, 55 Kilometer breiter und 38 Meter über dem Niveau des Atlantischen Oceans liegender See. In denselben fließen 40 Wasserläufe, und er ergießt sich durch einen prächtigen Fluß, den San Juan, in den Atlantischen Ocean. Unglücklicher Weise aber wird dieser Fluß durch zahlreiche Wasserfälle unterbrochen, welche die Schiffahrt auf demselben unmöglich machen. Einer der gefährlichsten rührt von Menschenhand her; im 17. Jahrhundert sperrte man den San Juan ab, indem man Schiffe, Baumstämme, Felsblöcke darin versenkte, um die Colonie gegen die Einfälle der Piraten zu schützen, die auf dem Meere der Antillen ihr Wesen trieben. Die auf diese Weise zurückgedrängten Wassermassen bahnten sich dann neben ihrem alten Bett einen neuen Weg, und da dieser nie wieder geschlossen worden ist, so ist heute hier ein neuer Fluß, der Rio Colorado, entstanden. Man müßte, um den San Juan zu verbessern, ihn mittelst sieben oder acht Schleusen kanalisiren, seinen Lauf durch ein ungeheures, 45 Kilometer langes Werk auf der andern Seite eindämmen, die Sohle von Rivas mit einem tiefen Graben durchschneiden, hier noch sieben Schleusen anlegen und an den beiden Enden des Kanals in Greytown und Brito an sehr ungünstig gelegenen Küstenpunkten Häfen schaffen. Die Vertheidiger dieser Projecte rühmten die Vorzüglichkeit des Klimas und machten ferner geltend, daß das Land außerordentlich reich an Materialien und verhältnißmäßig dicht bevölkert sei. Der Kanal von Nicaragua hätte in der That als der beste Schleusenkanal angesehen werden müssen, wenn man gezwungen gewesen wäre, dieses System zu adoptiren. Er würde eine Länge von 292 Kilometern erreicht haben (die 88 Kilometer des höher gelegenen Sees eingerechnet), und die Schiffe würden, um ihn zu passiren, wenigstens $4^1/_2$ Tag gebraucht haben.

Die Amerikaner bezeigten durch ihren Vertreter, den Admiral

Ammen, eine besondere Vorliebe für diese Linie; auch verdankt man einem ihrer Ingenieure, dem Herrn Menocal, den vortrefflich ausgearbeiteten Plan dieses Schleusenkanals. Ein französischer Ingenieur, Herr Blanchet, hat vorgeschlagen, ihn dadurch zu verbessern, daß man an Stelle der sieben Schleusen des amerikanischen Planes ein großes von Pouchet und Sautereau projectirtes Dammwerk mit einer Erhebung von 32 Metern setzte, das einer unserer tüchtigsten Constructeure, Herr Eiffel, ausführen sollte. Die Thore sollten 1000 Tonnen wiegen und 7 Meter Dicke haben.

Zwei französische Marineofficiere, die Herren Wyse und Reclus, haben das Project eines durch die Landenge von Panama gehenden Niveau-Kanals vorgelegt. Ihr Exposé machte sofort auf die Mitglieder der technischen Commission sehr großen Eindruck, denn man sah ein, daß in demselben die eigentliche Lösung des Problems lag. Wenn zuerst Einwürfe erhoben wurden, so geschah dies nur, wie es schien, um alle Vorfragen, die das Project hervorrufen konnte, zu beseitigen und es darauf in aller Ruhe mit allen seinen Vortheilen zu studiren. Der Kanal Wyse benutzt den Thalweg des Flusses Chagres, geht unter den Cordilleren mittels eines Riesentunnels hindurch und fällt dann durch das Thal von Rio Grande in den Stillen Ocean.

Im Laufe der Debatte haben die Urheber des Projectes, vernünftigen Rathschlägen Gehör gebend, auf ihren Tunnel verzichtet und vorgeschlagen, das Gebirge bis zum Gipfel zu durchbrechen. Die Mexikaner haben das Beispiel ähnlicher Durchstiche im Desague von Mexiko gegeben, der 65 Meter erreicht; der Sohleinschnitt von Panama wird 87 Meter nicht überschreiten.

Zwei Einwände gegen dieses Project hatten die technische Commission besonders beunruhigt, aber wunderbarer Weise haben die erfahrenen Ingenieure, aus denen sie bestand, angesichts der Vortheile, welche das Panamaproject darbot, selbst die Urheber

desselben ermuthigt und ihnen Rathschläge gegeben, wie sie alle Schwierigkeiten beseitigen könnten.

Einer dieser Einwände betraf die Anschwellung des Chagres, der oft in einer Nacht 6 Meter steigt. Es handelte sich darum, diese Wassermassen abzulenken, da dieselben für den Bau und den Betrieb des Kanals gefährlich werden konnten. Herr Wyse schlug zuerst vor, den Ueberfluß dieses Gewässers in ungeheuren Thalreservoirs zu sammeln, so daß durchschnittlich 100 Kubikmeter in einer Secunde abfließen würden. Die Commission gab sich jedoch damit nicht zufrieden; ihrer Ansicht nach war es keine leichte Sache, einen solchen künstlichen See herzustellen und solche Wassermasse 30 Meter über dem Kanal zu halten; sie war daher der Ansicht, daß es besser sei, diesen völlig frei zu machen und für den Fluß ein besonderes Bett zu graben. Dieser Ansicht schlossen sich dann auch die Herren Wyse und Reclus an.

Der zweite Einwand beruht darauf, daß der Stille Ocean in Panama sechs Meter zurücktritt, während bei Colon die Abweichung von Ebbe und Fluth 0,60 Meter nicht übersteigt. Daraus würden dann im Kanal Strömungen entstehen, die die Schnelligkeit von 4 bis 5 Knoten erreichen und der Schifffahrt dadurch hinderlich oder gar gefährlich werden könnten. Diesem Uebelstande soll dadurch abgeholfen werden, daß in Panama ein Fluththor errichtet und am Eingang des Kanals ein Wartebassin hergestellt wird, wo die Schiffe die Zollformalitäten erledigen und eine für den Eintritt in den Kanal günstige Zeit abwarten werden.

Zieht man in Betracht, daß der Kanal nur 1 Kilometer von der Eisenbahn entfernt liegt, und daß diese von großem Nutzen ist, da sie die Arbeiter und Materialien fast an Ort und Stelle schaffen kann, daß ferner der 76 Kilometer lange Kanal in kaum 36 Stunden zu passiren sein wird — muß

man der Commission da nicht Recht geben, wenn sie sagte: „Der Niveau-Panamakanal erfüllt vollkommen alle technischen Bedingungen, verschafft dem Uebergangsverkehr der Schiffe von einem Meer zum andern alle möglichen Erleichterungen und volle Sicherheit."

Ich muß noch ein Wort über den Kanal von San Blas sagen, der von den Herren Appleton und Rilley vertheidigt wurde. Dieses Project hatte den großen Vorzug, daß hier die Kanallänge bis auf 53 Kilometer reducirt war; doch erforderte es Tunnel auf eine Strecke von 14 Kilometern und die Ablenkung des Flusses Bayano, die fast unausführbar war; die technische Commission glaubte deshalb von diesem Project absehen zu müssen.

Mit lebhaftem Interesse hat sie die hervorragenden Arbeiten eines amerikanischen Marineofficiers, des Commandanten Selfridge, geprüft, der den Kanal durch die Landenge von Darien und den auf 240 Kilometer zu kanalisirenden Fluß Atrato legen, dann plötzlich abbiegen und in die Bucht von Chiri-Chiri durch einen Einschnitt und einen Tunnel von 4 Kilometern hinableiten wollte. Ist es denn aber überhaupt möglich, den Atrato mit seinem gewaltigen, versumpften Delta dergestalt zu kanalisiren, daß man in seinem Schlamme 8 Meter Wasser findet? Und wenn man auch eines Tages diese Tiefe fände, wie sie erhalten? Wie soll das Wachsen des Atrato vorausgesehen und verhindert werden? Für die, welche die Schiffahrt auf großen Flüssen kennen, waren das hinreichende Schwierigkeiten, und die Commission verwarf infolge derselben denn auch das Project des Commandanten Selfridge.

Zum Schluß beschäftigte sich die Commission mit einem mangelhaft vorbereiteten Project, welches von einem Herrn de Puydt herrührte, nach welchem der Kanal von Puerto Escondido bis zur Thuyra quer durch Darien gehen sollte.

Der höchste Punkt dieser Linie lag am Col de Tanela Paya, der nur 46 Meter hoch ist, so daß ein Niveau-Kanal hergestellt werden könnte. Die Ziffern des Verfassers waren jedoch ohne irgend welche Unterlagen aufgestellt und ihnen wurde von anderen Forschungsreisenden widersprochen. Nur um einen Beweis seiner Unparteilichkeit zu geben, unterzog der Congreß das Project einer Prüfung.

Nachdem alle übrigen Projecte bei Seite gelegt worden waren, blieben schließlich zwei übrig, das Nicaragua- und das Panama-Project, zwischen denen man zu wählen hatte.

Das erstere war freilich mit geringeren Kosten auszuführen (man schätzte die Ausgaben für dasselbe auf 800 Millionen, wogegen die für das zweite auf über eine Milliarde veranschlagt waren), aber die Strecke war auch länger, und es bedurfte längerer Zeit, um sie zu passiren. Es kam hinzu, daß für diesen Kanal 16 Schleusen erforderlich waren, daß die Kanaltheile zwischen den Schleusen leicht durch die sich so schnell entfaltende tropische Vegetation überwuchert werden und die künstlichen Werke durch die leiseste Erschütterung des Bodens zerstört werden konnten. — Nichts von alledem beim Panama-Kanal. Die Länge desselben betrug den vierten Theil derjenigen des Nicaragua-Kanals, die Durchfahrtzeit war um ein Drittel geringer, die Errichtung künstlicher Werke war hierbei nicht nöthig, auch brauchte die Zahl der Schiffe, die den Kanal passirten, nicht beschränkt zu werden. Genügt das nicht, um die von der technischen Commission getroffene Entscheidung zu rechtfertigen?

Auf den Vorschlag der Suez-Kanal-Ingenieure verwarf sie mit großer Majorität das Schleusensystem und sprach sich energisch für einen freiliegenden Niveau-Kanal aus, der ihr ausführbar schien, wenn man dazu die Linie Colon-Panama wählte. Da sie aber damit beauftragt war, zwischen den

verschiedenen Projecten, die ihr vorgelegt wurden, eine Wahl zu treffen, wollte sie nichtsdestoweniger constatiren, mit welcher großen Sorgfalt die Mehrzahl derselben ausgearbeitet worden war; sie zollte dem Talente derer, die sie entworfen, vollste Anerkennung, namentlich aber den hervorragenden amerikanischen Ingenieuren und Forschungsreisenden, die sich durch ihre bewundernswerthen Arbeiten ein bleibendes Denkmal in der Geschichte dieser Unternehmung errichtet haben.

Die technische Commission gab dann auch die Bedingungen an, die der Kanal erfüllen müsse: Curven von 2000 Metern, wenigstens 22 Meter Breite oben, 8,50 Tiefgang, eine einzige Wasserstraße wie bei Suez, aber zahlreiche Ausbiegepunkte. Alle Ausführungsdetails waren in diesen Berathungen vorgesehen worden, aus denen die, welche heute den Kanal bauen, noch fruchtbringende Belehrung schöpfen.

Nachdem die technische Commission ihre Arbeit beendigt und die Kostenanschläge für die Herstellung und die Unterhaltung des interoceanischen Kanals aufgestellt, und andererseits die wirthschaftliche Commission dem Congresse alle nöthigen Elemente zur Berechnung des Durchgangsverkehrs geliefert hatte, konnte die fünfte Commission, die der Wege und Mittel, mit Hilfe dieser Daten an ihre Aufgabe gehen. Den Vorsitz führte in derselben der frühere Präsident der schweizerischen Eidgenossenschaft, Herr Cérésole, und ihr Berichterstatter war der Vertreter von Martinique, Herr César Chanel. „Wir sind überzeugt," sagte er, „daß der Durchgangsverkehr, für den heute schon Elemente in genügender Zahl vorhanden sind, um die Auslagen des Kanals zu decken, nach und nach mit der wachsenden Entwickelung der Arbeit ungeahnte Dimensionen annehmen wird."

Er erklärte dann, nach welchen Berechnungen die Commission mit Hilfe der Daten und Ziffern der zweiten Section des Congresses den Durchfahrtstarif für die den Kanal passirenden

Schiffe auf 15 Francs per Tonne festgesetzt habe, und schätzte, nachdem er Herstellungs-, Unterhaltungs- und jährliche Betriebskosten berechnet, den jährlichen Reingewinn, den der Kanal nach Abzug des von den Staaten Columbias vertragsmäßig reservirten Gewinnantheils abwerfen würde, auf 42 Millionen. Und um allen unangenehmen Ueberraschungen zu entgehen, sprach die Commission den Wunsch aus, daß der Kanal ohne Schleusen und Tunnel hergestellt würde, selbst wenn die Arbeit dann längere Zeit in Anspruch nehmen und kostspieliger sein sollte.

Es ist höchst merkwürdig, daß die fünf Commissionen des Congresses ohne vorhergehende Verabredung denselben Wunsch geäußert und dieselbe Abneigung gegen den Schleusenkanal gezeigt haben. Diese Uebereinstimmung erleichterte die jetzt noch zu bewältigende Arbeit. Als die Berichterstatter der fünf Commissionen das Resultat ihrer Berathungen veröffentlicht hatten, blieb dem Büreau der Versammlung nichts mehr zu thun, als diese Schlußfolgerungen an einander zu reihen, um den Beschluß zu redigiren, über den der Congreß dann abzustimmen hatte:

„Der Congreß ist der Ansicht, daß die Herstellung eines interoceanischen Niveau-Kanals, die im Interesse des Handels und der Schiffahrt so wünschenswerth ist, ermöglicht werden kann und daß dieser Kanal, um die nöthigen Erleichterungen hinsichtlich des Zutritts zu demselben und der Benutzung desselben zu bieten, vom Simongolf bis zur Panamabucht gehen muß."

Diese Formel wurde von dem Büreau, dem Präsidenten, den Sekretären und Berichterstattern der fünf Commissionen angenommen. Die feierliche und bedeutungsvolle Abstimmung fand am 29. Mai 1879 statt; 96 Mitglieder nahmen an derselben theil, und von diesen stimmten 78 mit Ja, 8 mit Nein, die andern ent-

hielten sich der Abstimmung. Das war die Majorität, mit der das Project des Niveau-Panamakanals angenommen wurde, und durch dieses Votum wurden unsere Landsleute Wyse und Reclus für ihre Kühnheit und Ausdauer belohnt. Prüft man die Abstimmung genau, so darf man sagen, daß das Project mit Einstimmigkeit angenommen ist. Die, welche dasselbe ablehnten oder sich der Abstimmung enthielten, waren größtentheils Vertreter der nördlichen Staaten Central-Amerikas, die wegen seiner localen Vortheile dem Nicaragua-Kanal den Vorzug gaben. Zu ihnen gehörte auch der tüchtige Constructeur, der im voraus dazu bestimmt war, die große Schleuse von Nicaragua auszuführen, und der Präsident der Gesellschaft, welche sich mit den Vorstudien für diesen Kanal beschäftigt hatten; beide haben nichtsdestoweniger bei der Verkündigung des Votums Beifall geklatscht.

Zu denen, welche sich für den Panama-Kanal aussprachen, gehörte, was sehr charakteristisch ist, der hervorragende holländische Ingenieur, dem man die großen Schleusenbauten von Amsterdam verdankt, ferner der Commandant Selfridge, der energisch versicherte, daß sein Land die Entscheidung des Congresses gutheißen werde, und außerdem die Ingenieure des Suezkanals sowie andere, bei deren Namensnennung das Publikum in rauschenden Beifall ausbrach.

Die Linie von Lloyd, Totten, Garella, Wyse und Reclus war die, welche vom Congreß adoptirt wurde. Der Kanal durchschneidet die Landenge in der Höhe der 9. Parallele zwischen dem Simongolf auf der atlantischen Seite und der Panamabucht auf der Seite des Stillen Oceans. Er ist nicht einmal halb so lang wie der Suezkanal (73 Kilometer gegen 162) und hat an beiden Enden ausgezeichnete Häfen aufzuweisen; außerdem befinden sich in seiner Nähe zwei reiche Städte, eine dichtbevölkerte Gegend und eine Eisenbahn in vollem Betrieb.

Das ist das Land, welches der Kanal durchströmen, reich machen und umgestalten soll.

Heute, wo ein neues Werk im Werden ist, denke ich zurück an die Zeit, wo die hervorragendsten Ingenieure das Unternehmen in Suez für unausführbar erklärten. Und doch ist es zu Ende geführt worden, wenn auch mit außerordentlichen Anstrengungen. Der Panamakanal, das erkläre ich heute schon, wird viel leichter herzustellen und zu unterhalten sein als der Suezkanal. — Seit jener Zeit ist in Bezug auf Vorstudien über die für den Kanal zu wählende Strecke nichts geändert worden.

Ich will hier nicht das Gebahren derer kennzeichnen, die noch im letzten Augenblick das Project angegriffen haben, damit die Subscription, die ich nach dem Beschluß des interoceanischen Congresses eröffnet hatte, ohne Erfolg bliebe.

Ich begnüge mich damit zu wiederholen, was ich in der Akademie gesagt habe: „Durch die Strecke von Colon nach Panama kann, wie wissenschaftlich festgestellt ist, ein ebener Seewasserkanal gelegt werden, und zwar besser als irgend ein anderer, zu dem Schleusen nöthig wären und der mit Süßwasser gespeist werden müßte. Die Erfahrung hat beim Suezkanal gelehrt, daß, um sich eine große Durchgangsschiffahrt zu sichern, man nur einen Seekanal, so frei wie ein natürlicher Bosporus, und nicht einen Flußkanal gebrauchen kann, auf dem Aufenthalt und gänzliches Aufhören der Schiffahrt vorkommen und der höchstens für die Binnenschiffahrt von Nutzen sein kann."

Ich füge hinzu, was ich schon in einem früher veröffentlichten Circular geschrieben habe:

„Die Argumente, welche die Gegner des Projects vorgebracht

haben, lassen sich in folgender Weise zusammenfassen: einerseits hat man die Ausgabenziffer übertrieben und die wahrscheinlichen Einnahmen absichtlich herabgesetzt, um zu zeigen, daß wenn auch die Idee, dem Handel einen neuen Seeweg zu eröffnen, gut sei, man doch damit ein schlechtes Geschäft machen würde, andererseits hat man wegen einer angeblichen Feindseligkeit der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika Besorgnisse erwecken wollen.

Auf den ersten Einwand hat der geschickte Unternehmer, der beim Suezkanal die Schwelle von El-Guisr beseitigte, geantwortet. Herr Couvreux und seine Associés, denen man die schönen Arbeiten der Donauregulirung und der Vergrößerung der Häfen von Antwerpen verdankt, werden jetzt an Ort und Stelle auf ihre Kosten neue Studien über die Möglichkeit der Ausführung des interoceanischen Kanals machen. Sie sind entschlossen, diese entweder auf Staatskosten oder in Entreprise zu übernehmen und über die wirklichen Ausgaben keinen Zweifel bestehen zu lassen, da dieselben durch die Einnahmen reichlich gedeckt werden müssen.

Was das zweite Argument anbetrifft, so werde ich dasselbe durch eine demnächst zu unternehmende Reise nach Amerika zu widerlegen suchen.

Herr Dirks, der hervorragende Ingenieur, der den Kanal von Amsterdam gebaut hat, gab (in einem Briefe, welchen das Bulletin du Canal veröffentlicht hat) seinem Erstaunen über die, wie er sagt, böswilligen Angriffe und anonymen Noten in verschiedenen Blättern Ausdruck. „Jeder anonyme Angriff," so schließt Herr Dirks, „ist werthlos und verurtheilt sich selbst, während eine loyale und offene Opposition, wenn sie gerechtfertigt ist, Nutzen bringt."

Ich füge hinzu, daß ich niemals die Hindernisse gefürchtet habe, die einer großen Unternehmung bereitet werden, noch die

Verzögerungen, die dieſelbe durch lange Debatten erleidet, da mich die Erfahrung gelehrt hat, daß dasjenige, was zu ſchnell wächſt, keine tiefen Wurzeln hat und „daß nur das, was mit der Zeit entſteht, mit der Zeit ſich befeſtigt“.

Nach dem Kriege von 1870—1871.

Im Jahre nach dem Friedensſchluſſe mit Deutſchland hatte die Staatsverwaltung die verſchiedenartigſten und ſich widerſprechendſten Verpflichtungen zu erfüllen, welche Verwickelungen hervorriefen und Ausgaben erforderlich machten, die ſich nur ſchwer berechnen laſſen, wenn man nicht auf die kleinſten Einzelheiten eingeht. Man mußte gleichzeitig alle Dienſtzweige, wie ſie der Krieg verlangt, desorganiſiren, die Verwaltung in Friedenszeiten wieder herſtellen und alle Schäden wieder ausbeſſern, durch die das ganze Räderwerk des Staates in Stillſtand gerathen war.

Man ſorgte zunächſt für das Dringendſte und bahnte den Weg zur Wiederherſtellung normaler und regelmäßiger Verhältniſſe. Nachdem dieſe erſte Aufgabe erledigt war, hatte man eine andere wichtige Aufgabe zu erfüllen, um das Friedenswerk zu befeſtigen.

Oeffentliche und private Intereſſen hatten durch die zehn Monate des Krieges und innere Umwälzungen ſo ſehr gelitten, es waren ſo große Umgeſtaltungen für die neue Sachlage nöthig geworden, die Wiederherſtellung der Beziehungen und des Verkehrs im Innern des Landes und nach außen hin wurde ſo eifrig betrieben, daß Geſetze, Decrete, adminiſtrative Maßregeln

und Pläne aller Art täglich entstanden, die zu ebenso viel Steinen zur Wiederaufrichtung des Staatsgebäudes wurden.

Es wäre wirklich ein nützliches und zugleich patriotisches Werk, diese verschiedenen Arbeiten, die einzig die Reorganisation Frankreichs zum Zwecke hatten, im Zusammenhange darzustellen, die große Menge zerstreuter Documente zu sichten und zu gruppiren, die heute noch bekannt, morgen vielleicht schon vergessen sind und später nur mit der größten Mühe und Anstrengung wieder aufgefunden werden können.

Diese so nothwendige Arbeit müßte nicht nur die diplomatische Geschichte des Friedensschlusses mit Deutschland, sondern zugleich die Geschichte unserer Wiedergeburt begreifen. Wenn das Schicksal ein Land durch einen so schrecklichen Krieg, wie der von 1870 war, heimsucht, muß es erst zwei Phasen durchmachen, um wieder seinen Rang in der Welt einnehmen zu können: die diplomatische Phase der Verträge, welche den Frieden und dessen unmittelbare Folgen regeln, und die zweite, weit längere Periode der wiederherstellenden Thätigkeit, durch welche die Wunden, welche der Krieg geschlagen, geheilt, die Ordnung im Lande wieder herbeigeführt, die Stumpfe des amputirten Territoriums verbunden, die Verwaltung und die Finanzwirthschaft reorganisirt, kurz das politische Gleichgewicht wieder gewonnen wird.

Die allgemeine Geschichte hat die Ereignisse von 1870 in großen Linien gekennzeichnet, sie hat das Volk mit gewissen anekdotischen oder diplomatischen Einzelheiten, die es ganz besonders interessiren, bekannt gemacht. Die Schriften, welche bisher über diesen Gegenstand veröffentlicht worden sind, haben sich fast alle darauf beschränkt, diplomatische Aktenstücke und einige Kanzlei-Documente mitzutheilen, so daß es überflüssig erscheinen könnte, die Resultate der Verträge des Jahres 1871 zu studiren.

Im Jahre 1815 dagegen nahm die so umfangreiche und

verwickelte Arbeit der Diplomaten allein die ganze Aufmerksamkeit der Schriftsteller in Anspruch. Die Gebietsveränderungen erstreckten sich freilich damals auf den größten Theil Europas, und alle Staatskanzleien haben auf Anregung der Großmächte bei der Herstellung des neuen Gleichgewichts im Occident mitgewirkt. Im Jahre 1871 haben wir aber allein mit Deutschland unterhandelt, während Europa ruhig zusah und Alles geschehen ließ. Die Zahl der diplomatischen Verträge war dieses Mal ohne Zweifel weit geringer, dennoch hat aber der politische Wiederaufbau Frankreichs, der zur selben Zeit einen auswärtigen Krieg und eine in der Geschichte vielleicht einzig dastehende innere Revolution, plus quam civilia bella, durchzumachen hatte, die Abfassung zahlreicher Actenstücke erforderlich gemacht, die fast alle mehr oder weniger mit dem Friedensvertrage im Zusammenhange stehen.

Zum Beweise will ich hier nur an die ungeheure Arbeit erinnern, welche die Vertheilung der Entschädigungen verursacht hat.

Man hat sicherlich nicht alle Welt entschädigen können, und die Meisten, welche eine Entschädigungssumme erhalten haben, fanden darin gewiß keinen vollen Ersatz für ihre Verluste. Das Staatsvermögen würde dazu nicht ausgereicht haben, auch giebt es Güter, die unersetzbar sind. Was aber Frankreich seit 1870 für die Opfer des Krieges gethan hat, liefert den besten Beweis für die großen Fortschritte, welche die Civilisation und die nationale Solidarität seit dem Anfange dieses Jahrhunderts gemacht haben.

Ist es nach den früheren Kriegen wie nach denen des ersten Kaiserreichs Jemandem in den Sinn gekommen, daß man, da alle Bürger des Landes rücksichtlich des Kriegsschadens für einander solidarisch haftbar sind, gewissermaßen durch wechselseitige Unterstützung diejenigen entschädigen müsse, die

am meisten gelitten haben? Nein, der Sieger allein machte seine Rechnung und verlangte vom Besiegten, daß er zur Strafe seine Angehörigen entschädige. Wie im Jahre 1815, so sind auch 1870 Frankreich geradezu erdrückende Kriegscontributionen auferlegt worden, der Unterschied zwischen den beiden Epochen besteht aber darin, daß das Land im Jahre 1870 trotz der ungeheuren Lasten, welche die Niederlage mit sich brachte, nicht diejenigen seiner Provinzen vergaß, die durch den Krieg besonders zu leiden hatten, und sie nach Kräften entschädigt hat. Der Staat hat sich sehr freigebig und großmüthig gezeigt und zwischen Inländern und Ausländern keinen Unterschied gemacht. Hoffentlich wird man diese Handlungsweise Frankreichs in anderen Ländern nicht vergessen, wenn diese ähnliche Prüfungen zu bestehen haben und sich hier Franzosen finden sollten, die in ihrem Besitzthum durch auswärtige Kriege oder innere Unruhen geschädigt werden; denn bei uns ist sowohl für die durch den auswärtigen Krieg wie für die durch den Bürgerkrieg verursachten Verluste eine Entschädigung bewilligt worden. Man hat sich auch nicht auf die individuellen Verluste beschränkt, sondern auch die Gesellschaften und juristischen Personen bedacht. So wurden den Eisenbahnen bedeutende Summen bewilligt, die Departements und Communen wurden für ihre Ausgaben für die Nationalgarde entschädigt, und die Brücken und Kanalwege, welche während des Krieges zerstört worden waren, wurden fast alle auf Staatskosten wiederhergestellt. Die Gesammtsumme dieser verschiedenen Hilfsleistungen betrug über 850 Millionen.

Die fünf Milliarden, welche Frankreich Deutschland gezahlt hat, haben zum Theil dazu gedient, die Deutschen für ihre Verluste zu entschädigen, und zwar sind, wie aus der Abrechnung des deutschen Budgets hervorgeht, 116,400,000 Mark dafür verwendet worden. Eine weitere Summe von 116,753,000 Mark

ist den deutschen Rhedern bewilligt worden. Man kann danach den Schaden berechnen, welchen unsere Marine dem überseeischen Handel unserer Feinde zugefügt hat.

Die für die Bombardements im Unterelsaß bewilligte Entschädigungssumme betrug ungefähr 56 Millionen, und zwar 34,654,000 Francs für Beschädigung unbeweglicher und 20½ Millionen für Beschädigung beweglicher Güter. Für Straßburg und dessen Umgebung wurden über 50 Millionen Entschädigung gezahlt, von welcher Summe 30 Millionen zur Entschädigung für unbewegliche Güter bestimmt waren. Ich entnehme diese und die folgenden Ziffern dem lehrreichen Werke meines Collegen im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten Herrn Villefort.

Sehr interessant ist der Nachweis über die Verwendung der von uns gezahlten 5 Milliarden. Die Festungen des Kaiserreichs haben 216 Millionen, die Elsaß-Lothringens 129 Millionen Mark verschlungen und der Invalidenfonds mehr als eine halbe Milliarde (560,676,000 Mark). Eine Summe von 120 Millionen Mark wurde zur Gründung eines kaiserlichen Kriegsschatzes, 12 Millionen Dotationen für außerordentliche Dienste verwandt.

Die Pensionen für die Invaliden von 1870—71 haben im ganzen 48 Millionen in Anspruch genommen. Man sieht hieraus, daß auch auf Seiten des Siegers nicht Alles Gewinn ist und daß in dem grausamen Kriegsspiel selbst der Sieg theuer bezahlt werden muß. Hier ist es auch am Platze, einen Blick auf die von Deutschland während des Krieges erlittenen Verluste an Menschen zu werfen.

Der Totalverlust des deutschen Heeres vom Juli 1870 bis zum Mai 1871 beträgt 129,250 Todte, Verwundete oder Vermißte, und zwar befanden sich unter diesen: 5153 Officiere, 11,095 Unteroffiziere, 1292 Trommler und Musiker, 595

Einjährigfreiwillige und 96,425 gemeine Soldaten; 14,780 wurden vermißt; die Zahl der todten Officiere, Unterofficiere und gemeinen Soldaten zusammengerechnet, beträgt 44,996. Während der ersten Hälfte des Krieges von Juli bis September verloren die deutschen Heere 74,786 Mann; in der zweiten Hälfte vom 3. September 1870 bis Mai 1871 54,484.

Die größten Verluste haben die deutschen Heere bei Gravelotte erlitten, nämlich 20,675 Todte, Verwundete oder Vermißte.

Doch kehren wir wieder zur Verwendung der Kriegsentschädigung von 5 Milliarden zurück. Von diesen blieben nach Abzug der Ausgaben u. s. w. 2,368,231,000 Mark übrig, die unter die einzelnen deutschen Staaten folgendermaßen vertheilt wurden.

Es erhielten:

der Norddeutsche Bund	1,582,284,000
Bayern	269,376,000
Württemberg	84,964,000
Baden	61,000,000
Hessen	28,000 000

Die Auszahlung dieser Kriegsentschädigung an Deutschland gehört zu den großartigsten Finanzoperationen, die je ausgeführt worden sind. Sie war von der Räumung des Terrains unzertrennlich, die mit ihr gleichen Schritt hielt. Man muß den von Léon Say der Nationalversammlung vorgelegten Bericht der Budget-Commission von 1875 lesen, wenn man sich von den mannigfaltigen Combinationen und all den Schatz-Operationen eine Idee machen will, welche zur Abzahlung jener 5 Milliarden erfunden werden mußten. Die Banque de France hat bei dieser Gelegenheit eine wichtige Rolle gespielt und bewiesen, von welchem Nutzen sie dem Staate in schweren Zeiten sein kann.

Was sie aber als ein neues Moment in der ökonomischen Geschichte Europas auszeichnet, das ist der ihr eigenthümliche internationale Charakter. Alle Bankhäuser Europas haben an der Ausführung dieser Operation mitgearbeitet, alle Geschäfte standen einen Augenblick still, um der französischen Anleihe einen guten Erfolg zu sichern und die Ueberführung der Kapitalien nach dem Auslande zu erleichtern. Die französische Regierung hat Deutschland nur 273 Millionen in Gold und 273 Millionen in Silber, den Rest aber in Wechseln gezahlt.

Die Convertirungskosten der Werthe haben fast 13 Millionen betragen. Ein einziger Punkt ist nicht aufgeklärt worden: Es wäre interessant gewesen, zu wissen, wie, nachdem die in allen Ländern vereinigten Kapitalien aus Frankreich herausgegangen, man sie darauf nach Deutschland dirigiren konnte, was nur geschehen sein kann, indem man alle fremden Werthe in deutsche convertirte. Es scheint, daß diese Operation zum großen Theil durch die Thatsache, daß Deutschland während der Jahre 1871, 1872, 1873 infolge der Handelsbilanz die Schuldnerin Englands war, erleichtert worden ist. Der an die Nationalversammlung gerichtete Bericht läßt sich aber in dieser Hinsicht auf Einzelheiten nicht ein.

In finanzieller Hinsicht ist noch eine andere große Operation bemerkenswerth, die mit der Bezahlung der Entschädigungen und unserer allgemeinen Reorganisation im Zusammenhange steht, nämlich die Aufstellung des sogenannten Liquidations-Contos. Dieses Conto ist eigentlich nichts Anderes, als die finanzielle Geschichte der Wiederherstellung unseres Kriegsmaterials, und zwar handelt es sich hier um ein ziemlich schwer zu entwirrendes Chaos, da man am Anfang nicht recht wußte, was man wollte, und daher die Regierung und die Budgetcommissionen der Nationalversammlung ihre Absichten und

Pläne mehrere Male änderten. Doch war man sich darüber einig, daß, als nach Beendigung des Krieges die leeren Magazine und Arsenale wieder gefüllt, unsere Grenze und unser Heer wiederhergestellt werden mußten, man die Ausgaben hierfür nicht im ordentlichen Budget aufführen könnte.

Im Jahre 1873 wurde der Ausgabebetrag, der in einem Specialconto figuriren sollte, auf 773 Millionen festgesetzt, aber nach und nach nahm derselbe weit größere Proportionen an. Später wurde das Liquidationsconto in zwei Theile getheilt, von denen der erste im Jahre 1875 mit 914,675,000 Francs abgeschlossen wurde, während der zweite von 1876 – 1879 über 1400 Millionen beträgt. Erst im Jahre 1879 wurde das Liquidationsconto dem Budget als eine neue Abtheilung unter der Rubrik: Dépenses sur ressources extraordinaires einverleibt.

Dieses Conto erforderte die Abfassung zahlreicher Documente, Berichte u. s. w., welche das Verständniß derselben sehr erschweren; nur mit finanziellen Specialkenntnissen ist es möglich, sich von der Anlage desselben und seinen verschiedenen Umwandlungen Rechenschaft zu geben. Auch hier verdient das Buch des Herrn Vilfort zu Rathe gezogen zu werden, besonders über die Liquidationsarbeit, die sich auf die abgetretenen Gebiete bezieht. Auf den ersten Blick scheint die Ausscheidung dieser abgetretenen Gebiete als Folge eines Eroberungskrieges nur das öffentliche Recht anzugehen, aber wie viele Privatinteressen werden noch außerdem durch eine solche Gebietsverstümmelung verletzt und müssen wieder ausgeglichen werden!

Acht Jahre hat die in Straßburg niedergesetzte deutsch-französische Commission gebraucht, um dieses Liquidationswerk zu beendigen, und zwar hat Frankreich zur Regelung der

Schulden Elsaß-Lothringens Deutschland 42 Millionen gezahlt, von denen 15 Millionen Frankreich wieder zurückgezahlt worden sind.

Die Annectirung hat noch andere Folgen gehabt. In den betroffenen Departements mußte die Vertheilung der Verwaltungs- und Gerichtsbehörden umgeändert werden, und diese Umgestaltung bildet einen der interessantesten Abschnitte in der Geschichte der jüngsten Ereignisse, über welche man den besten Ueberblick erhält, wenn man sich die allgemeine Kostenabrechnung des letzten Krieges näher ansieht. Diese ungeheuren Ziffern liefern den besten Beweis für die finanzielle Kraft und Lebensfähigkeit unseres Landes.

Alles in Allem betrugen die Ausgaben während des Krieges und der Zeitperiode, welche unmittelbar darauf folgt, über 14 Milliarden, abgesehen natürlich von den Verlusten, welche unser Handel und unsere Industrie erlitten haben.

Davon fallen 2 Milliarden aufs außerordentliche Kriegsbudget, 900 Millionen auf die Entschädigungen, 340 auf den Unterhalt der deutschen Truppen. Die Kosten der verschiedenen Anleihen betrugen 631 Millionen, der Verlust des Nettoertrages der abgetretenen Gebiete stellt sich auf 66 Millionen und die Kosten der Wiederherstellung unseres Heeres und Flotten-Materials auf 2 Milliarden.

Es ist eine der wichtigsten und verwickeltsten Fragen des Staatsrechts, ob der Staat gegenüber den Einwohnern des Landes für die ihnen durch den Krieg verursachten Schäden verantwortlich ist. In der Nationalversammlung wurden z. B. in dieser Beziehung verschiedene Ansichten geltend gemacht, aber schließlich wurden, wie ich das schon oben erwähnt habe, Ausländer sowohl wie Inländer in gleicher Weise entschädigt, gleichviel ob die Verluste von den französischen oder deutschen Heeren verursacht worden sind.

Infolge der neuen Begrenzung Frankreichs mußte auch die Militär- und Kirchenverwaltung reorganisirt werden, und hierbei mußten Interessen der verschiedensten Art Berücksichtigung finden.

Besonders große Schwierigkeiten verursachten die Feststellungen des Civilstandes der vermißten Soldaten und die Verfügungen über ihren Nachlaß, sowie die Unterhaltung der Gräber der auf beiden Seiten Gefallenen. Die Regierungen Frankreichs und Deutschlands hatten nämlich vereinbart, daß für die Gräber der Todten ohne Unterschied der Nationalität in gehöriger Weise Sorge getragen werden sollte, und so liegen denn jetzt in unseren verschiedenen Departements 87,000 Franzosen und Deutsche, theils getrennt, theils neben einander begraben, auf deren Ruhestätten überall Denkmäler errichtet worden sind. Diese in fremder Erde begrabenen Todten erinnern uns fortwährend an die Kriegsgefahren, welchen die verschiedenen Staaten ausgesetzt sind, und diese Gefahren sind es, die uns zwingen, zur Sicherheit des Landes, angesichts der augenblicklich ungeheuren Rüstungen in Europa, eine möglichst vollkommene Heeresorganisation anzustreben. Seit 1870 ist in der Hinsicht schon viel bei uns gethan worden, und wenn auch noch nicht der gesammte Reorganisationsplan zur Ausführung gelangt ist, so sind doch wenigstens, trotz aller politischen, finanziellen, administrativen und militärischen Schwierigkeiten, die wichtigsten Elemente für die Vertheidigung unseres Landes geschaffen worden.

Dieser schreckliche Krieg, der uns Länder gekostet hat, deren Assimilirung Deutschland allerdings bis jetzt noch nicht gelungen ist, war vielleicht insofern eine für Frankreich nützliche Prüfung, als diese uns in Zukunft davon abhalten wird, uns wieder auf so gewagte Unternehmungen einzulassen. Wenn uns der Krieg auch dazu gezwungen hat, Alles wieder aufzubauen und zu

reorganisiren, wenn er auch jedem Einzelnen ungeheure Opfer auferlegt und uns nicht weniger als 14 Milliarden gekostet hat, so ist dadurch doch auch gleichzeitig eine schreckliche Lehre ertheilt worden, welche allen künftigen Regierungen insbesondere aber der Frankreichs zum Nutzen gereichen wird.

Abd-el-Kader.

Abd-el-Kader iſt todt; ſein Leben gehört jetzt der Geſchichte an. Andere mögen von dem Krieg erzählen, den er dreizehn Jahre lang gegen unſere beſten afrikaniſchen Generale bis zu dem Tage führte, da er, von der Uebermacht eingeſchloſſen, ſich dem General Lamoricière ergab. Ich bin in der Lage, einige Einzelheiten über ſein Leben mitzutheilen, ſeitdem er unſer Gefangener geworden war.

Als ich mich im Jahre 1848 auf meine Madrider Botſchaft begab, wohin ich von Lamartine geſchickt worden, machte ich einen Umweg, um Abd-el-Kader im Schloſſe von Pau zu beſuchen, wo er ſich mit ſeiner ganzen Familie aufhielt. Ich ſah ihn hier zum erſten Mal und war von ſeiner vornehmen und ſtillen Entſagung überraſcht. Er ließ der Tapferkeit und dem Edelmuth unſerer Armee volle Gerechtigkeit angedeihen und zeigte ſich entſchloſſen, Frankreich durch den Einfluß ſeines Wortes mit eben ſolcher Beharrlichkeit zu dienen, wie er es einſt mit den Waffen bekämpft hatte. Er iſt bis zum letzten Augenblick ſeinem Verſprechen treu geblieben. Sein Verhalten während der Metzeleien in Syrien im Jahre 1866 gebot den Ausſchreitungen des muſelmänniſchen Fanatismus Einhalt; in Gemeinſchaft mit ſeinen Söhnen war er der Beſchützer und Erretter der chriſtlichen Bevölkerung von Damaskus.

In Anerkennung dieser Verdienste erhielt er den Großcordon der Ehrenlegion. Als ich im folgenden Jahre eine Reise nach Syrien machte, um Arbeiter für den Suezkanal zu werben, zeigte ich dem Emir von Jerusalem aus an, daß ich ihm in Damaskus, dessen Einwohner noch als den Europäern sehr übelgesinnt galten, einen Besuch abzustatten beabsichtige. Als ihm das Nahen meiner Karawane gemeldet wurde, kam er mir entgegen, ließ mich in seinem Wagen Platz nehmen, und so fuhren wir durch Damaskus, dessen Einwohner vor ihren Häusern den Emir und seine Gäste bis tief zur Erde begrüßten. Mehrere Tage lang wurden wir überall wie Freunde aufgenommen.

Abd-el-Kader kam bekanntlich zum Besuch der Weltausstellung 1867 nach Paris und genoß hier wie alle fremden Souveräne die Gastfreundschaft des Kaisers. Im Jahre 1869 verließ er Damaskus, um die Kaiserin Eugenie in Port-Said zu begrüßen und mit ihr an der Einweihung des Suezkanals theilzunehmen. Der vom damaligen Kapitän Meyer (heute Admiral in Tonkin) commandirte Kriegsdampfer Forbin wurde zu seiner Verfügung gestellt.

Abd-el-Kader verlängerte seinen Aufenthalt auf der Landenge, und die Kanalcompagnie bot ihm die Domäne Bir-abou-ballah, am Eingang des Thales Gessen der Bibel, in der Nachbarschaft von Ismaila an. Einer der Chefs der Arbeiten hatte hier ein gutes Wohnhaus erbaut, das inmitten von Gärten und der Wüste abgerungenen, cultivirten Ländereien lag. Dieses Territorium schloß sich an die große Domäne von Pithom an, welche von der Suezcompagnie gekauft worden war, und deren Flächenraum von 10,000 Hektaren unter der geschickten und intelligenten Leitung Jules Guichards bereits von zehntausend arabischen Ackerbauern bearbeitet wurde. Mein Plan war, Abd-el-Kader die Cultivirung von 60,000 Hektaren Wüste an-

zuvertrauen, die uns im Weſten unſeres Kanals von dem See Timſah bis nach Suez überlaſſen worden waren, und in welchen wir bereits einen Süßwaſſerkanal angelegt hatten.

Die Politik, welche, wenn auch vergeblich, bereits verſucht hatte, die Ausführung des Schiffahrtskanals zu verhindern, war natürlich bemüht auch in dieſer Hinſicht das Mißtrauen des Vicekönigs von Aegypten wachzurufen, der mich bat, auf mein Project zu verzichten, was ich denn auch im Einverſtändniß mit Abd-el-Kader that, deſſen Verhalten, wie immer, vollſtändig loyal und unintereſſirt war.

Als der Commandant Roudaire vor einigen Jahren von der franzöſiſchen Regierung beauftragt wurde, ſeine Studien über das afrikaniſche Binnenmeer zu vervollſtändigen, ſchickte ihm Abd-el-Kader durch meine Vermittelung ein Cirkular für die arabiſchen Häuptlinge von Tunis und Algier, in welchem er ſie aufforderte, demſelben ihren Beiſtand bei ſeinen Arbeiten zu gewähren.

Als der Emir davon Nachricht erhielt, daß ich eine Forſchungsreiſe auf dem Territorium des Binnenmeeres vorhätte, überſandte er mir eine neue Botſchaft, die man als ein edles Teſtament anſehen kann, denn nach der Anſicht des Emirs war es ſeine Pflicht, zu der Pacificirung unſerer afrikaniſchen Beſitzungen beizutragen und uns durch das Gute, welches wir ihnen erweiſen würden, die 3 Millionen Muſelmänner, die dazu berufen ſind, die Wohlthat unſerer Geſetze und unſerer Civiliſation zu genießen, enger zu verknüpfen.

Paris, den 28. Mai 1883.

Gelobt ſei der einzige Gott!
Abd-el-Kader ben Mahiddin.

An alle arabiſchen, Algier bewohnenden Stämme und ins-

besondere an ihre Ulemas, Scheiks, ihre religiösen und militärischen Führer;

an alle arabischen, Tunis bewohnenden Stämme und insbesondere an ihre Ulemas, Scheiks, ihre religiösen und militärischen Führer.

Gruß sei Euch, Erbarmen und der Segen Gottes über Euch!

Indem ich Euch Glück und gutes Gedeihen für alles das wünsche, was das Wohl der Seele und des Körpers betrifft, mache ich es mir zur Pflicht, Euch den folgenden Rath zu ertheilen.

Die französische Compagnie, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Landenge von Gabes zu durchstechen, wovon ich Euch gesprochen hatte, ist heute entschlossen, Hand ans Werk zu legen und Eure Gegenden zu besuchen. Es steht zu hoffen, ja es ist Eure Pflicht, daß Ihr diesen Gästen mit vollkommenster Freundlichkeit begegnet, daß sie eine freundliche Aufnahme, Vorschub, Großmuth, Aufmunterung, Beistand durch Wort und That finden. Laßt Euch nichts vorreden von denen, die da mit Unrecht glauben, daß die Durchstechung der Landenge von Gabes dem Lande und den Bewohnern zum Nachtheil gereichen könne. Es sind das falsche Voraussetzungen, und die sie glauben, sind Unwissende.

Wenn übrigens Gott will, daß dieses Unternehmen zur Ausführung gelange, so wird das auch wider alles Erwarten geschehen.

So hat Gott die Durchstechung der Landenge von Suez gestattet, aus der die Menschheit reiche Früchte erntet. Kurz, diese französische Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, das Land zu verbessern, indem es seine Fruchtbarkeit erhöht und die Ausdehnung der unangebauten Territorien einschränkt, wird Niemand irgend welchen Schaden bringen. In dem Falle, wo sie irgend eines Feldes, eines Gartens oder

Hauses bedarf, wird sie einen um vieles höhern Preis zahlen, als dieselben werth sind. Obwohl die Gesellschaft an sich durch die Gewalt und das Geld, welches Gott in ihre Hände gelegt hat, sehr mächtig ist, so bedient sich doch die Vorsehung ihrer zum Wohl und zum Nutzen ihrer Geschöpfe.

Aus diesem Grunde wird sie die größten Kräfte aufwenden und ungeheure Summen zu dem Zweck ausgeben, damit die Geschöpfe Gottes daraus Nutzen ziehen. Zwar wird auch sie einigen Nutzen von ihren Arbeiten haben, gehört sie aber nicht auch zu den Geschöpfen Allahs?

Ganz so verhält es sich mit dem Könige, wenn er gerecht und gut ist. Obwohl er das Oberhaupt seiner Unterthanen ist und sich in einer Stellung befindet, die viel höher als die ihrige (da ja von ihm die Urbarmachung des Landes und die Einschränkung der unangebauten Territorien abhängt), so ist er doch thatsächlich nur der Diener seiner Unterthanen, und seine Aufgabe zielt dahin, ihnen all das Gute zu verschaffen, was von ihm abhängt, und sie gegen alles das zu schützen, was ihnen schädlich sein könnte.

Allen denen, welche zu dieser Aufgabe mitwirken, ist eine göttliche Belohnung versprochen. Wenn sie zu denen gehören, die eine irdische Belohnung verlangen, so wird ihnen Gott dieselbe schon hier auf der Erde gewähren. Wenn sie jedoch nach einer himmlischen Belohnung streben, so wird Gott nicht verfehlen ihnen in der andern Welt ihre Gutthat anzurechnen.

Einer der Propheten der Israeliten sagte eines Tages: „Herr, die Könige der Perser sind Heiden und Feueranbeter. Du hast sie mit Wohlthaten überhäuft, sie beten einen andern als Dich an, und dennoch läßt Du ihnen die königliche Würde und giebst ihnen langes Leben."

Gott antwortete ihm: „Diese Leute haben mein Land zur Blüthe gebracht, so daß meine Geschöpfe im Wohlstande in

demſelben leben. Darum laſſe ich ihnen die königliche Würde und gewähre ihnen langes Leben."

Der Prophet David baute den heiligen Tempel Jeruſalems. Aber zu verſchiedenen Malen geſchah es, daß, als derſelbe beendet war, er von ſelbſt einfiel.

Gott ſagte ihm darauf: „Dir iſt es nicht verliehen den Bau zu vollenden. Es wird das die Aufgabe Deines Sohnes Salomon ſein, denn Du haſt Blut vergoſſen." — Er wollte damit ſagen, daß er das Land zerſtörte.

„Aber, Herr," erwiderte David, „geſchieht das nicht zu Deinem Ruhme?"

„Ja," erwiderte der Herr. „Sind es aber nicht meine Geſchöpfe, die getroffen worden ſind?"

Die Menſchen gehören zur Familie Gottes, und der Herr liebt vorzugsweiſe die, welche dazu mitwirken, ſeiner Familie Gutes zu erweiſen.

Das Menſchengeſchlecht wird zu ſehr von Gott, ſeinem Schöpfer, geliebt, und alle ſeine Geſchöpfe vom höchſten bis zum niedrigſten ſind dem Guten und dem großen Ganzen geweiht, das man das Menſchengeſchlecht nennt.

Den 23. Rébi-el-Anouar 1300.

Abd-el-Kader el Husny.

In der französischen Akademie.

Nachdem Herr von Lesseps von der französischen Akademie an Stelle des verstorbenen Henri Martin zu ihrem Mitgliede ernannt worden war, hat er dort am 23. April 1885 folgende Antrittsrede gehalten:

Meine Herren.

Sie haben mir dadurch, daß Sie mich in Ihre Mitte aufnehmen, eine große Freude, aber zugleich auch eine große Verlegenheit bereitet. Der französischen Akademie, dieser Eliteversammlung und auserwählten Aristokratie des Geistes, anzugehören, ist gewiß eine Ehre, auf die der Stolzeste stolz sein darf, aber vor ihr zu sprechen, das ist eine Aufgabe, die selbst einem gewandten Schriftsteller Bedenken einflößen könnte. Um so mehr muß sie mich beunruhigen, der ich in Bezug auf schriftstellerische Fähigkeit nicht einmal die bescheidensten Ansprüche erheben kann.

Diese Antrittsrede mußte daher nicht nur bei mir, sondern auch bei Ihnen einige Besorgniß erregen, die ich jetzt vor allen Dingen zerstreuen möchte. Sie haben von mir keine rednerische Leistung zu erwarten; bei meiner Unerfahrenheit auf diesem Gebiete wäre es zu gewagt gewesen, Ihre Geduld

auf eine so harte Probe zu stellen. Ich kann keine gute Rede halten, und so habe ich es denn fürs beste gehalten, mich kurz zu fassen.

Ihre Vorfahren, meine Herren, pflegten in die Akademie nicht nur Schriftsteller, sondern auch sonstige hervorragende Persönlichkeiten aufzunehmen: Prälaten, Heerführer, hohe Adelige, die sich weniger durch ihre Beredsamkeit oder ihr Wissen, als durch ihre bedeutende sociale Stellung auszeichneten. Vielleicht beschränkte man sich auch deshalb in den damaligen Reden auf einige kurze Dankesworte. Doch gleichviel, da Sie nun meinetwegen die eine Seite des früheren Gebrauchs wieder in Anwendung gebracht haben, gestatten Sie auch, daß ich mir die andere Seite desselben zu nutze mache, und seien Sie nicht überrascht, wenn sich der Schriftsteller in partibus, dem Sie so gütig waren hier Zutritt zu gewähren, sich wie früher in solchem Falle mit einem einfachen Ausdruck seiner Dankbarkeit begnügt.

Der Sitz, den ich jetzt inne habe, gehörte nacheinander Herrn Thiers und Herrn Henri Martin. Beide waren meine Freunde; ich weiß also sehr wohl, wie wenig ich diesen beiden Männern gleiche, — ja welche Kluft uns von einander trennt. Sie waren eigentlich Männer der Wissenschaft, ich bin vor allem ein Mann der Action. Sie waren Geschichtschreiber, ich bin Geograph . . . nach meiner Weise.

Aber wenn ich auch in vielen Punkten von ihnen ganz verschieden bin, so glaube ich ihnen doch in einem zu gleichen. Alle beide haben ihr Vaterland leidenschaftlich geliebt, und in dieser Hinsicht halte ich mich nicht für unwürdig ihr Nachfolger zu sein. Auch ich habe, wie sie, mein ganzes Leben meinem Lande gewidmet. Mehr denn sechzig Jahre lang war in den verschiedensten Lebenslagen die Sorge für seine Interessen und sein Ruhm der leitende Gedanke, der einzige Zweck meiner

Arbeiten, und schließlich auch ohne Zweifel die Hauptursache meines Erfolges.

Und ein solches Ziel war für so lange Anstrengungen nicht zu weit gesteckt. Nichts läßt sich auf dieser Welt leicht bewerkstelligen, besonders schwer ist es aber, etwas Nützliches zu schaffen. Man kann kein Werk beginnen, und verspräche es auch noch so viele Vortheile, ohne sich den Angriffen unwissender und böswilliger Menschen auszusetzen.

Von den Ersteren wird man angefeindet, weil sie das angestrebte Ziel ungenügend oder gar nicht kennen oder die Einem zu Gebote stehenden Hilfsmittel und Kräfte unterschätzen. Diese Leute muß man suchen eines Besseren zu belehren, und wenn das gelingt, findet man bei ihnen oft die entschiedenste Zustimmung und die ausgiebigste Unterstützung. Die Anderen dagegen, die Zweifler, die gehässigen Leute und die, welche bei ihren Angriffen geradezu beleidigend werden, um die muß man sich einfach nicht bekümmern. „Die Hunde bellen, die Karawane geht vorbei", sagt ein arabisches Sprichwort ... Ich bin vorbeigegangen! Wenn ich mich, meine Herren, Ihnen gegenüber in dieser scheinbar etwas selbstgefälligen Weise auslasse, so thue ich das nicht, weil es mir etwa besonderes Vergnügen gewährt, von meiner Person zu reden, sondern nur, um Ihnen zu zeigen, inwiefern Aehnlichkeiten zwischen meinem Vorgänger und mir bestehen, und auf diese Weise Ihre Wahl in Ihren eigenen Augen zu rechtfertigen.

Und da ich gerade von diesen Aehnlichkeiten rede, will ich Sie bei der Gelegenheit noch auf eine andere aufmerksam machen. Man hat uns Beiden beim Beginn unserer Laufbahn eine allzu große Phantasie vorgeworfen. Sie wissen ohne Zweifel, daß man behauptet hat, Henri Martin habe sich, als er sich mit jugendlichem Eifer in das Studium der Vorgeschichte unseres Volkes zu vertiefen anfing, für den

Druidencultus begeistert. Dieser Celte aus Saint-Quentin hätte sich, so hieß es, in die Mysterien dieser Religion einweihen lassen, ja man hatte ihn sogar in Verdacht, daß er sich zu ihr bekehrt habe und heimlich hinter Schloß und Riegel ihre Gebräuche ausübte. Ob das wahr ist oder nicht, läßt sich schwer feststellen, aber gleichviel, auf jeden Fall hat ihn das nicht gehindert, die vollständigste Geschichte Frankreichs zu schreiben, die wir bis jetzt besitzen.

Was mich anbetrifft, so hat man mich zwar nicht in Verdacht gehabt, ein Druide, aber mir wohl vorgeworfen, ein Träumer zu sein, und zwar geschah das, als ich meine Unternehmungen begann. Ich glaube seither bewiesen zu haben, daß ich ein praktischer Mann bin, aber deshalb sage ich nichts gegen die Träumer. Etwas Einbildungskraft ist ein guter Hebel für die schwerbeweglichen menschlichen Dinge; je entfernter das Ziel ist, desto höher muß gezielt werden: der Bildhauer thut gut daran, einen Berg zu suchen, um daraus seine erste Statue zu formen, und der Mann der That ist durchaus nicht tadelnswerth, wenn er im Glauben, Alles zu vermögen, einen Augenblick an die gewagtesten Unternehmungen gedacht hat; die Erfahrung wird nur zu schnell aus seinen Illusionen das ausmerzen, was unmöglich und übertrieben an ihnen ist, seine Arbeiten werden später immer etwas Großes haben, was sie über andere erhebt. Die Saint-Simonistische Schule, eine Verirrung, die heute mit Recht völlig in Vergessenheit gerathen ist, hat nichtsdestoweniger tüchtige Ingenieure, hervorragende Nationalökonomen und Finanzleute hervorgebracht. Herr Thiers hat damit angefangen über die „Salons“ zu schreiben, selbst Claude Bernard, Ihr berühmter College, hat mit einem Trauerspiel seine Carriere begonnen. Etwas Derartiges haben Sie mir wenigstens nicht vorzuwerfen.

Ich habe eben von der französischen Geschichte Henri

Martins gesprochen, seinem Hauptwerk, welches sich in allen Bibliotheken, aber noch mehr in Aller Gedächtniß befindet. Ich will hier nicht auf eine nähere Besprechung desselben vom literarischen Standpunkte eingehen, nicht etwa weil nicht genug darin zu loben wäre, sondern weil ich befürchte, dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein; übrigens will ich ja, wie ich schon früher bemerkte, keine Rede halten, und wenn ich hier jetzt mit einem Worte auf eine besondere Eigenthümlichkeit seines Talents hinzuweisen gedenke, thue ich es deshalb, weil diese zugleich für seinen Charakter bezeichnend ist.

Jeder Geschichtschreiber hat eine solche Eigenthümlichkeit, die ihn gewissermaßen charakterisirt.

Michelet ist vor allen Dingen ein Dichter. Jeden Augenblick eröffnet er uns mit seiner Einbildungskraft einen Ausblick auf neue Horizonte, die uns mit Ueberraschung und Staunen erfüllen.

Augustin Thierry, ein großer Gelehrter, Schriftsteller ersten Ranges, der es wie kein Andrer versteht untergegangene Welten wieder vor uns aufzurichten, ist vor allem ein Maler, der sich sowohl durch Correctheit in der Zeichnung, wie durch unübertreffliches Colorit auszeichnet.

Die Geschichte Guizots und die Mignets sind Systeme; das eine ein philosophisches, das andere ein politisches, in welchem besonders die Verkettung der Ereignisse, ihre Ursachen und Folgen dargelegt werden.

Thiers versteht es besonders gut die Ereignisse zu erzählen, gewisse Situationen zu schildern, über die verwickeltsten Fragen Licht zu verbreiten. Bei ihm ist die hervorragendste Eigenschaft die Klarheit, bei Henri Martin die Gerechtigkeit, und diese Gerechtigkeitsliebe des Kopfes ist eine natürliche Folge der Vaterlandsliebe, die er im Herzen trägt.

Er, der Mann der Ueberzeugung, ja sogar der Anhänger einer bestimmten Partei, der in seinem Glauben so unerschütter-

lich, in seiner Haltung so fest und in der Discussion so entschieden ist, hält sich von jeder Leidenschaftlichkeit fern, sobald er als Geschichtschreiber an die Arbeit geht.

Er begeisterte sich im selben Maße für die Druiden wie für die Märtyrer der ersten christlichen Kirche, für die Jungfrau von Orleans wie für Heinrich IV., für die Siege Ludwigs XIV., wie für die der ersten Republik, für das erste Kaiserreich wie für den Convent. Für ihn handelt es sich immer nur um Frankreich, alles Andere sieht er gar nicht; seine Vaterlandsliebe kennt keine Grenze und Beschränkung. Er erklärte sich für alle diejenigen, die Frankreich Dienste geleistet haben, ohne Rücksicht auf ihre Ansichten und ihren Glauben zu nehmen Er hat uns dadurch, meine Herren, ein treffliches Beispiel gegeben, das Nachahmung verdient.

Beklagenswerth sind die Völker, welche, durch Parteigeist fanatisirt, ihre eigene Geschichte verstümmeln und vergessen, daß ein Volk, wie die Menschheit überhaupt, ununterbrochen weiter lebt und sein gegenwärtiger Zustand nicht von seiner Vergangenheit getrennt werden kann, wenn man ihm nicht seine Existenzbedingungen rauben will.

Henri Martin zieht aus jener oft so schmerzvollen und dann wieder so ruhmreichen Vergangenheit eine ermuthigende Lehre; ihr verdankt er ein unerschütterliches Vertrauen in die Zukunft. „Der Franzose, der genau die Geschichte seines Landes kennt," sagt er, „wird niemals, selbst nicht in den traurigsten Tagen alle Hoffnung aufgeben. Unser Volk besitzt eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit und eine Kraft sich wieder aufzurichten und neuzugestalten, die in diesem Grade kein anderes aufzuweisen hat."

Ich bin stolz darauf, meine Herren, daß Sie mich zum Nachfolger eines Mannes ausersehen haben, der diese Worte geschrieben hat. Dieses zwiefache Gefühl des Stolzes auf die

Vergangenheit und des Vertrauens auf die Zukunft wurzelt ebenso tief in meinem Herzen, wie das bei ihm der Fall war, und gerade diese Gemeinsamkeit im Hoffen zwischen uns beiden ist es, die ich mir zur besonderen Ehre anrechne.

Und damit schließe ich, da ich Ihnen in Ermangelung des Rednertalents in genügender Weise meinen guten Willen gezeigt, und nicht die Grenzen überschreiten will, die ich mir selbst nothwendiger Weise gesetzt habe.

Mein Nachfolger wird später (so spät wie möglich, das sage ich Ihnen gleich im voraus) wieder dem neueren Gebrauch gemäß Ihnen mit größerer Ausführlichkeit und Eleganz von den Verdiensten dieses unparteiischen Geschichtschreibers, dieses rechtschaffenen Mannes und großen Patrioten sprechen, der mein Vorgänger war; er wird ohne Zweifel der Akademie für seine Wahl in besseren Ausdrücken zu danken wissen, aber gewiß weder dem Andenken Henri Martins größere Achtung entgegenbringen, noch für Sie aufrichtigere Gefühle der Dankbarkeit hegen.

Thiers sagte im Jahre 1834, am Tage seines Eintritts in die Akademie: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir gestattet haben, in diesem Asyl des freien und ruhigen Gedankens meinen Platz einzunehmen."

Ich danke Ihnen meinerseits, daß Sie mir zu diesem Asyl des freien und ruhigen Gedankens Zutritt gewährt haben, wenn ich Ihnen auch nicht zu versprechen wage, daß ich auf meinem Fauteuil ruhig sitzen bleiben werde.

Antwort des Herrn Renan,

Directors der französischen Akademie,

auf die Rede des Herrn von Lesseps,

in der Sitzung vom 23. April 1874.

Mein Herr.

Ihre Rede ist schön, denn Sie haben sich darin gegeben, wie Sie sind. Wissen Sie, was uns zuweilen beunruhigt hat, während Sie sie verfaßten? Nun, wir fürchteten, daß Sie bei dieser außerordentlichen Gelegenheit sich für verpflichtet halten würden, mit einer schriftstellerischen Leistung hervorzutreten. Ihr feines Tactgefühl hat Sie davor bewahrt, diesen Fehler zu begehen. Ich habe in Ihren Worten dieselbe gute Laune und Wärme wiedergefunden, durch die Sie auch in der Unterhaltung eine so große Anziehungskraft auszuüben wissen. Ich habe darin zu meinem Bedauern Manches vermißt, worüber Sie besonders genau unterrichtet sind, so z. B. einige Ihnen bekannte Einzelheiten über Abraham und Sarah und bisher von Ihnen nicht veröffentlichte Mittheilungen über Joseph und die Königin von Saba. Zahlreiche Dinge, über die Sie mehr als irgend Jemand wissen, fehlen in Ihrer Rede; dagegen haben Sie sich selbst darin ganz gegeben.

Sie besitzen eine Eigenschaft, die für einen Schriftsteller von der allergrößten Wichtigkeit, heutzutage aber sehr selten geworden ist, nämlich die Natürlichkeit: Sie declamiren nicht, Sie sind beredt nach der Manier der Engländer und Amerikaner, welche ihrem Publikum gegenüber sich einer zugleich so kräftigen und pikanten Ausdrucksweise bedienen. Sicherlich hat Niemand in unserem Jahrhundert mehr Leute überzeugt als

Sie; es ist daher auch Niemand beredter gewesen, obgleich Sie stets alle Künsteleien der Sprache, alle leeren Redewendungen vermeiden, die selten mit der Aufrichtigkeit Hand in Hand zu gehen pflegen.

„Ich billige es durchaus," sagen Sie an einer Stelle, „daß man unseren Kindern griechischen und lateinischen Unterricht ertheilt; aber andererseits muß man sie auch lehren, klar zu denken und ohne Umschweif zu reden." Das gefällt mir. Sie hassen Rhetorik und mit vollem Rechte . . Die Rhetorik und die Poetik sind die einzigen Verirrungen der alten Griechen.

Nachdem sie Kunstwerke geschaffen hatten, glaubten sie auch die Grundregeln für dieselben aufstellen zu können, aber das war ein großer Irrthum! Es giebt ebensowenig eine Kunst zu sprechen, wie eine Kunst zu schreiben. Gut sprechen ist nichts Anderes als gut und laut denken, der rednerische oder literarische Erfolg beruht einzig und allein auf der absoluten Aufrichtigkeit.

Wenn Sie eine Versammlung enthusiasmiren und es Ihnen gelingt, die gegen Metaphern stumpfeste, gegen die Schönrednerei widerspenstigste Sache der Welt, das Kapital, mit fortzureißen, so ist das nicht Ihr Wort, sondern Ihre Person, die gefällt, ja, Sie sprechen mit Ihrer ganzen Individualität und bezaubern. Sie besitzen diese hohe Gabe, die wie der Glaube Wunder thut, und thatsächlich gehören beide ein und derselben Kategorie an. Der Zauber hat seine geheimen Ursachen, aber keine streng begrenzten Gründe. Er ist eine ausschließliche Seelenthätigkeit. Sie ernten ebensowohl Erfolge in Chicago, einer Stadt, die kaum ein Drittel so alt wie Sie ist, als in unseren alten Städten Europas. Sie wissen die Türken, Araber und Abyssinier, den Pariser Speculanten und Liverpooler Kaufmann durch Gründe zu gewinnen, die nur scheinbar verschieden sind. In Wirklichkeit üben Sie nur deshalb einen

so mächtigen Einfluß auf Ihre Umgebung aus, weil man es herausfühlt, daß Sie ein für die Menschheit tief empfindendes Herz besitzen und die Verbesserung ihres Looses mit wahrer Leidenschaft anstreben. Man weiß, daß Sie wie alle großen Organisatoren jenes misereor super turbas („ich habe Mitleid mit den Massen") zu Ihrem Losungswort gemacht haben; man bringt Ihnen deshalb Liebe entgegen, wünscht Sie mit eigenen Augen zu sehen und zollt Ihnen Beifall, noch ehe Sie den Mund geöffnet haben. Ihre Feinde behaupten, daß Sie Ihre Zuhörerschaft überlisten; wir sind der Ansicht, daß Sie sie bezaubern. Gemeine Seelen haben kein Verständniß für das Verführerische großangelegter Naturen; die Eigenschaften, durch die man seine Umgebung bezaubert, sind angeboren, sie sind Gaben der Natur, und weil sie nicht abwägbar sind, existiren sie für den Durchschnittsmenschen einfach nicht. Nun existirt aber das Nichtwägbare wirklich. Die Menschheit wird stets von verborgenen Trieben geleitet werden, welche die Menge nur in ihren letzten Wirkungen kennt; gerade so wie die ersten Ursachen des Weltkörpers in jenen unsichtbaren Kräften zu suchen sind, welche sich den Blicken des gewöhnlichen Menschenauges entziehen.

Sie haben mit Ihrer Beredsamkeit geradezu die Welt erobert; wie sollten Sie daher nicht in unserer Mitte einen Platz verdient haben! Das Programm unserer Gesellschaft beschränkt sich nicht auf einfache literarische Bildung, die um ihrer selbst willen angestrebt wird und schließlich auf leere Spielereien hinausläuft, wie diejenigen, mit denen die Schriftsteller des Orients ihre Zeit verloren haben. Nur die Dinge sind wirklich schön, die Worte können nur insofern auf Schönheit Anspruch machen, als sie einer edlen und wahren Sache dienen. Es ist gleichgültig, ob Tyrtäus Talent gehabt hat oder nicht, er hatte den Erfolg auf seiner Seite und wog ein ganzes

Heer auf. Die Marseillaise ist, was auch immer die Musiker und Puristen von ihr sagen mögen, die großartigste Hymne des modernen Zeitalters, denn sie hat seinerzeit die Menschen fortgerissen und zum Siege geführt. Was hilft es, wenn man von einem General, der eine Schlacht verliert, später sagt: er hätte sie gewinnen müssen. Nur der ist wirklich ein großer General, der siegt, und nicht derjenige, der hätte siegen sollen.

Die Leute, welche Ihre Wahl im ersten Augenblick überrascht hat, kennen also nur in sehr ungenügender Weise den Geist, der unsere Gesellschaft beherrscht. Sie haben sich eine der schwierigsten Aufgaben gestellt und das bei uns seit langer Zeit verlassene Gebiet der großen Action wieder betreten; Sie sind einer von den Wenigen gewesen, die, der alten französischen Sitte treubleibend, ihr Leben mit glänzenden, ruhmreichen und aller Welt nützlichen Thaten ausgefüllt haben. Die Politik und die Taktik sind zu wichtige Zweige der menschlichen Geistesthätigkeit, als daß wir sie je hätten unberücksichtigt lassen können. Der Marschall von Villars, der Marschall von Belle-Isle, der Marschall von Richelieu und der Marschall von Beauveau hatten sich ebensowenig wie Sie durch schriftstellerische Leistungen hervorgethan, sie hatten Schlachten gewonnen. In Ermangelung solcher Persönlichkeiten, die heute selten geworden sind, haben wir den gewählt, der es mehr als irgend Jemand verstanden hat, aller Schwierigkeiten Herr zu werden, den kühnen Spieler, der nie seine Wette bei der Verfolgung des Möglichen verloren hat, den Virtuosen, der mit vollendetem Tact die verloren gegangene große Kunst, zu leben, zu üben gewußt.

Wenn Christoph Columbus heutzutage unter uns lebte, würden wir ihn zum Mitglied der Akademie ernennen, Jemand, der ihr sicherlich angehören wird, das ist der General, der uns einst wieder zum Siege führt. Mit dessen Prosa werden wir es nicht genau nehmen und ihm sofort die Palme zuerkennen.

Durch Acclamation werden wir ihn ernennen, ohne uns um das zu kümmern, was er geschrieben hat! Wie schön wird die Sitzung sein, in der wir ihn aufnehmen, wie werden die Plätze gesucht sein! Der kann sich glücklich schätzen, der in jener Sitzung den Vorsitz führen wird.

Sie sind einer der Mitarbeiter des Schicksals gewesen, die über dasjenige, was das Genie der Civilisation in einem gewissen Augenblick erreichen will, Auskunft erhalten. Um wirklich Herr des Planeten zu werden, welchen der Mensch bewohnt, mußte dieser es sich vor allen Dingen zur Aufgabe machen, den Erdball, wie er sich nach langen Umwälzungen ohne Rücksicht auf die Interessen der Menschheit herausgebildet hat, umzugestalten und den menschlichen Bedürfnissen anzupassen. Die wichtigsten historischen Ereignisse gehören der Entstehungsgeschichte unserer Erde an. Was würde in der That das Schicksal unseres Planeten gewesen sein, wenn die hervorragenden Theile desselben unendlich viel kleiner gewesen wären, als sie in Wirklichkeit sind, und wenn die lebenden Wesen auf der Erde sich für ihre Entwickelung mit einem kleinen Gebiet wie die Insel Tahiti hätten begnügen müssen? Welches historische Ereigniß war je so folgenreich wie jener Vorgang im Meere, durch den einst Frankreich von England getrennt worden ist? Diese Actionen der blindwirkenden Natur sind oft nutzbringend, hin und wieder sind sie aber auch unheilvoll, und dann ist es die Pflicht der Menschen, die Schöpfungen der alten blinden Naturkräfte zu ihren Zwecken umzugestalten. Man hat nicht mit Unrecht behauptet, daß wenn die Astronomen über hinreichend scharfe Instrumente verfügten, sie auf den verschiedenen bewohnten Weltkörpern den Höhegrad der Civilisation bestimmen könnten, je nachdem dort die Landengen durchstochen seien oder nicht.

Ein Planet ist in der That erst dann für Fortschritt reif,

wenn alle seine Theile in enge Beziehungen zu einander getreten sind, so daß sich aus ihm ein lebender Organismus herausgebildet hat und kein einziges Glied desselben genießen, leiden oder handeln kann, ohne daß die anderen mitfühlen und reagiren. Für die Erde hat diese feierliche Stunde geschlagen, früher konnten sich in China, Japan, Indien, Amerika die wichtigsten Ereignisse abspielen, ohne daß Europa auch nur davon Kenntniß erhielt.

Jahrhunderte lang war die bewohnbare Erde durch den Atlantischen Ocean in zwei einander völlig fremde Hälften getheilt. Heute üben die Vorgänge in Peking, am Congo und in Californien ihren Rückschlag auf die Börsen in Paris und London; es giebt fast am ganzen Menschheitskörper kein todtes Glied mehr, der Telegraph und das Telephon haben in Bezug auf den geistigen Verkehr jede Entfernung beseitigt. Die Eisenbahnen und Dampfschiffe haben den materiellen Verkehr in außerordentlichem Maße erleichtert. War es daher nicht unvermeidlich, daß unser Jahrhundert es als seine Hauptaufgabe betrachtete, die letzten Schranken für die neuen Communikationsmittel zu entfernen? Und konnte die Generation, welche den Mont-Cenis- und St. Gotthardtunnel schuf, vor einigen Sand- oder Felsbänken in Suez, Korinth und Panama zurückschrecken?

Sie, mein Herr, sind zum Vollbringer dieses großen Werks ausersehen worden. Seit langer Zeit schon hatte man die Durchstechung der Landenge von Suez für dringend nothwendig erklärt, schon im Alterthum hat man sie mit den damals noch ungenügenden Mitteln und Werkzeugen versucht. Leibnitz machte Ludwig XIV. auf dieses seiner Machtstellung würdige Unternehmen aufmerksam. Aber für ein solches Werk war ein blinder Glaube nothwendig, den das 17. Jahrhundert nicht besaß. Erst zur Zeit der französischen Revolution, mit welcher das Zeitalter fabelhafter Expeditionen und des heroischen Kindheitszu-

standes der Menschheit wieder auflebte, wurde das Problem in einer Weise aufgestellt, daß es nicht mehr in Vergessenheit gerathen konnte. Die Durchstechung der Landenge von Suez gehörte zu den Aufgaben, mit deren Lösung das Directorium die ägyptische Expedition betraute. Wie zur Zeit Alexanders wurde die Eroberung mit den Waffen zu einer Eroberung der Wissenschaft. Am 24. December 1798 verließ unser berühmter College der General Bonaparte Cairo in Begleitung Berthiers, Monges, Berthollets, einiger Mitglieder der Akademie und der Kaufleute, welche die Erlaubniß erhalten hatten, sich seiner Escorte anzuschließen. Am 30. fand er nördlich von Suez die Spuren des alten Kanals wieder und verfolgte sie auf eine Strecke von 5 Stunden; am 3. Januar 1799 sah er in der Nähe von Belbeys das andere Ende des Kanals der Pharaonen. Die Untersuchungen der betreffenden Commission dienten allen späteren Arbeiten zur Grundlage. Aber so werthvoll dieselben auch waren, so hat doch ein einziger, damals verbreiteter, von Laplace und Tourier immer bekämpfter Irrthum, daß nämlich das Niveau der beiden Meere ungleich sei, die Ausführung des von den heldenmüthigen Ingenieuren von 1798 geträumten Werkes um ein halbes Jahrhundert verzögert.

Jene große Saint-Simonistische Schule, welche ein so tiefes Verständniß für die Aufgaben hatte, welche der ganzen Menschheit obliegen, nahm den Gedanken wieder auf und machte ihn sich dadurch zu eigen, daß einige ihrer Anhänger als Märtyrer für sie ihr Leben ließen. Mehr als zwölf Ingenieure dieser Schule starben im Jahre 1833 bei der Abdämmung des Nils an der Pest. Ungeachtet vieler Chimären war eine Wahrheit erkannt worden, nämlich die Ausnahmestellung Aegyptens in der Weltgeschichte. Aegypten ist durch den Nil gleichsam der Schlüssel zum Innern Afrikas, durch seine Landenge der Wächter des wichtigsten Punktes der Meeresherrschaft.

Aegypten ist keine Nation. Es ist ein Einsatz, mit dem bald eine legitim eroberte Seeherrschaft belohnt, bald ein Ehrgeiz, der seine Kräfte nicht gehörig bemessen, gezüchtigt wird. Wenn man eine Rolle hat, welche die allgemeinen Interessen der Menschheit berührt, so wird man immer geopfert. Ein Land, welches für die ganze übrige Welt von so großer Bedeutung ist, kann sich nicht selbst angehören; es wird zu Gunsten der gesammten Menschheit neutralisirt; das Princip der Nationalität hat dort keine Geltung. Wir sind darüber erstaunt, daß unter den tollen Einfällen, die sich im Kopfe Neros nach seinem Sturze kreuzen, der Gedanke plötzlich in ihm aufsteigt, sich dem Volke in Trauerkleidern zu zeigen und von ihm zum Ersatz für das Kaiserreich die Präfectur von Aegypten zu verlangen. Aber man darf nicht vergessen, daß die Präfectur in Aegypten immer ein ganz besonderes Besitzthum gewesen ist und sein wird, daß der Souverän Aegyptens immer einen anderen Titel trägt, als alle übrigen Herrscher. Egypten wird stets von der Gesammtheit der civilisirten Völker beherrscht werden. Die Welt wird stets für ihre wissenschaftliche Ausbeute auf dieses eigenartige Thal ihr Augenmerk richten.

Frankreich hat fast ein Jahrhundert lang dieses schwierige Problem in einer Weise gelöst, welche erst dann Anerkennung finden wird, wenn die Erfahrung gelehrt hat, wie viel Blut und Thränen die anderen Lösungen der Welt kosten. Frankreich suchte durch eine dem Anscheine nach muselmännische, in Wirklichkeit aber nicht fanatische und vor der Ueberlegenheit des Occidents sich bereitwillig beugende Dynastie in diesem außergewöhnlichen Lande dem modernen Geiste Ansehen zu verschaffen und es im Interesse der ganzen Menschheit dem barbarischen Zustande zu entreißen. Durch das innerhalb dieses Rahmens organisirte Aegypten sollten die civilisirten Völker den ganzen Sudan in ihre Hand bekommen. Man hätte nicht mehr die

gefährlichen Erhebungen zu fürchten gehabt, welche periodenweise in Centralafrika stattfinden, wenn man nicht die Unvorsichtigkeit begangen hätte, dieses dem Islam auszuliefern. Die europäischen Gelehrten hätten sich frei in einem Lande bewegen können, welches ihnen gewissermassen als Versuchsfeld gehört. Aber leider hat man diesen Plan nicht mit der genügenden Consequenz durchgeführt. Man durfte nicht eine Dynastie schwächen, welche mit dem Schwert in der Hand Europa bis zum Aequator die Wege öffnete.

Man hätte vor allem die Moschee El-Azhar überwachen müssen, jenen Mittelpunkt, von dem aus der muselmännische Glaube verbreitet wurde. Die Stämme des Sudans sind ganz ungefährlich, so lange sie isolirt sind und dem Götzendienst fröhnen, sobald sie aber zum Islam bekehrt sind, werden seine Gebiete Herde des schlimmsten Fanatismus. Man hat eine große Unvorsichtigkeit begangen, indem man es ruhig mit ansah, wie sich westlich vom Nil ein zweites Arabien bildete, welches weit gefährlicher ist als das eigentliche.

Ueberrascht es Sie nicht, mein Herr, daß es noch kein allgemeines Sensorium für die großen Interessen der Welt giebt? Es scheint fast, als ob ein schützender Engel die Menschheit begleitet und sie vor Fehltritten bewahrt; von den Diplomaten hat sie wenig zu erwarten, so wenig, daß wenn sie sich nur auf diese allein verlassen müßte, ich es lieber sehen würde, sie vertraute sich einer Schaar junger Schulbuben an.

Die Anfänge Ihrer Unternehmung fallen mit dem ersten Auftreten jener Dynastie Mehemed Alis zusammen, welche unter dem Schutze Frankreichs zur Herrschaft gelangte, und welche daher auch durch ein vorübergehendes Sinken seiner Macht in ihrem Ansehen erschüttert wurde. Ihr Herr Vater war der erste französische Beamte, welcher sich nach dem Abzug unseres Heeres in Aegypten niederließ. Er war von dem ersten Consul

und Herrn de Talleyrand damit beauftragt worden, der von England unterstützten Tyrannenherrschaft der Mamelukken ein Gegengewicht zu schaffen. Der Chef der Janitscharen Ihres Vaters stellte diesem eines Tages einen Macedonier vor, den er für fähig hielt, die herrschende Anarchie zu bekämpfen; der junge Landsmann Alexanders des Großen, auf den die Expedition großen Eindruck gemacht hatte, befehligte damals 1000 Albanesen und konnte noch nicht lesen und schreiben. Er machte schnell sein Glück, und da er nicht vergaß, was man für ihn gethan hatte, behandelte Sie der mächtige Vicekönig, als Sie in den ersten Monaten des Jahres 1832 als Consulatseleve in Aegypten ankamen, mit großer Auszeichnung. Mohamed Said, einer seiner Söhne, wurde Ihr Jugendfreund, auf den Sie großen Einfluß gewannen und mit dem Sie gemeinsam herrschten, als er den Thron bestieg. Sie suchten ihn mit etwas Höherem bekannt zu machen, das er nie völlig begreifen konnte, mit jenen idealen Gedanken der Aufklärung und Gerechtigkeit, für die er die größte Vorliebe hatte, die aber hin und wieder dunkle aus den Abgründen Jahrhunderte langer Barbarei aufsteigende Wolken seinem Auge entzogen.

Sie haben mit der Ihnen eigenen Natürlichkeit Ihren für die Welt so folgereichen Verkehr mit diesem Manne geschildert. Sie haben uns beschrieben, wie er abwechselnd leidenschaftlich und vernünftig war, welche Begeisterung er für die Wissenschaft zeigte, nachdem er eben noch in der größten Unwissenheit gelebt hatte, wie er bald zu Thränen gerührt, bald außer sich vor Zorn gerieth und dann wieder in krankhaftes Lachen ausbrach, kurz, wie in ein und demselben Gehirn sich ein Tamerlan und Marc Aurel zu bekämpfen schienen. Ihre Erzählung der feenhaften Reise, die Sie mit Said nach dem Sudan machten, ist ein für die Kenntniß des orientalischen Charakters hochwichtiges Document. Bald fanden Sie Ihren Reisebegleiter

traurig und verstimmt, weil er sich unfähig fühlte, die niedrigen Sitten und Gebräuche in seiner Umgebung zu bekämpfen; bald wohnten Sie wirklichen Wahnsinnsanfällen bei. Er stand dann auf, zog seinen Säbel, warf ihn, so weit er konnte, von sich, aus Furcht, daß der Wilde in ihm die Oberhand gewinnen könnte. In der Nacht beruhigte er sich dann, und wenn Sie Morgens wieder zu ihm kamen, war er trostlos und machte sich Vorwürfe, weil er nicht selbst auf jene vortrefflichen Reformgedanken gekommen war, die Sie in ihm angeregt hatten. Sie flößten diesem ungestümen Despoten eine merkwürdige Achtung ein; er kannte nur Sie auf der Welt und wünschte nichts so sehr, als Sie zufrieden zu stellen. Der Barbar ist und bleibt ein Kind, und dieses Freundschaftsverhältniß war höchst zerbrechlicher Natur; Sie sahen das wohl ein, und durch Ihre Geistesgewandtheit gelang es Ihnen, jeden Anstoß zu vermeiden. Nur wirklich starke Naturen wissen mit den Barbaren umzugehen. Said hatte auf der Reise für sich ein Sèvres-Service mitgenommen und hatte Ihnen für Ihren Gebrauch ein anderes gegeben. Das Service des Vicekönigs wurde, da man nicht sorgfältig genug damit umging, bald zerbrochen, während das Ihrige im besten Zustande blieb. Das konnte nicht lange so fortgehen. Eines Tages hatte man das wohldressirte Kameel, welches Ihr Geschirr bis dahin trug, durch ein anderes sehr lebhaftes, fast wildes ersetzt; aber Sie hüteten sich wohl, dagegen etwas einzuwenden. Nach wenigen Minuten zerbrach Ihr Sèvres-Service in tausend Stücke. Der Vicekönig brach in ein lautes Gelächter aus, und der Suezkanal war damit gerettet.

Schon damals beschäftigten Sie sich ja fortwährend mit der Durchstechung der Landenge von Suez, auch war es Ihnen schon fast gelungen Ihren mächtigen Freund für diese Idee zu gewinnen. Ihre Ansichten in dieser Beziehung da-

tirten von einem Zwischenfall bei Ihrer Ankunft in Aegypten. Sie kamen aus einem völlig gesunden Lande und betraten ein anderes, in welchem zahlreiche Krankheiten wütheten, und nach einer Logik, die auch heutzutage ihre Giltigkeit hat, zwang man Sie zu einer langen Quarantäne in Alexandrien. Der Consul Herr Mimaut brachte Ihnen zu Ihrer Zerstreuung einige Bände des großen Werkes der Aegyptischen Commission und empfahl Ihnen ganz besonders die Denkschrift Lepères über die Verbindung der beiden Meere. Auf diese Weise wurden Sie mit der Landenge und ihrer Geschichte vertraut, und von dem Augenblick erwachte in Ihnen der Wunsch, das von Anderen Geträumte zu verwirklichen. Dreiundzwanzig Jahre mußten Sie warten, aber nichts vermochte Sie zu entmuthigen. Sie waren dazu geboren, die Landenge zu durchstechen; im Alterthum würde man aus Ihnen eine Mythengestalt gemacht haben. Sie sind der Mann unseres Jahrhunderts, dem das Schicksal seinen Beruf gleichsam auf die Stirn gedrückt hat.

Für die Action im großen ist es vor allem erforderlich, daß man die Lebenskräfte an der richtigen Stelle zu suchen versteht, daß man den gehörigen Preis dafür zahlt und sich derselben zu bedienen weiß. Augenblicklich sind in den uncivilisirten Ländern noch eine ungeheure Menge von lebendigen Kräften nutzbar zu machen. Dank Ihrem klaren Blick, sahen Sie schnell ein, daß Leute über eine bedeutende Kraft verfügten, welche aus derselben keinen Nutzen ziehen konnten, und daß diese Kraft dem zufallen muß, der sie sich anzueignen wisse. Sie nahmen ohne Zögern die menschlichen Dinge hin, wie sie einmal sind; selbst mit der Dummheit und Narrheit wissen Sie fertig zu werden. Und in der That kann auch nur der wählerisch sein und völlig unbefleckt bleiben, der dem wirklichen Leben immer fern bleibt. Die Menschheit besteht aus zwei Milliarden armer, unwissender und dummer Geschöpfe, mit welchen eine

durch ein besonderes Zeichen erkennbare, auserwählte Schaar vernünftige, gerechte, ruhmvolle Thaten zu vollbringen hat. Fort mit den furchtsamen und delicaten Naturen! Fort mit den Tugendhelden, welche aus dem Kampfe mit der Bosheit und Dummheit ohne Makel hervorgehen wollen! Sie sind für ein solches Werk nicht geeignet, welches bei dem, der es zu Ende führen will, mehr Mitleid mit dem Laster als Scheu vor demselben, eine große und stolze Seele und eine Güte voraussetzt, welche von der oberflächlichen Menschenliebe meistens ganz verschieden ist.

Dem Orient verdanken Sie zum größten Theil jene kühne, stolze Haltung des arabischen Pferdes, welche oft Ihre furchtsamen Freunde in Staunen gesetzt hat. Im Orient entwickelt sich leicht der Geschmack für große Abenteuer, denn hier gehört die Aera der großen, fruchtbringenden Unternehmungen noch nicht der Vergangenheit an. Der Anblick einer Heerde ohne Hirten genügt, um den ersten Besten zu veranlassen, die Führung derselben zu übernehmen. Wie oft habe ich nicht selbst den Unterlieutenant beneidet, der mich in Syrien begleitete! Der, welcher geordnete und civilisirte Zustände im Orient schaffen wird, wächst vielleicht augenblicklich in irgend einer Kadettenschule auf.

Sie vermeiden es bei der Beurtheilung der Menschen, sich der beschränkten Ansicht jener Ideologen anzuschließen, die da glauben, daß alle Racen ebenbürtig seien, und stimmen andererseits auch nicht jenen grausamen Theoretikern zu, welche allen armen und niedrigen Creaturen das Existenzrecht absprechen wollen. Jene Bewohner des Sees Menzaleh, welche die steilen Ufer Ihres Kanals errichtet haben, indem sie den Schlamm in ihren breiten Händen sammelten und, um ihn zu trocknen, an ihrer Brust ausdrückten, werden auch ihren Platz im Reiche Gottes finden. Diese armen Geschöpfe, welche das Schicksal so schlecht behandelt hat, nehmen sicherlich in der menschlichen Rang-

ordnung eine untergeordnete Stellung ein, aber deswegen haben sie doch ihren Antheil an dem gemeinsamen Werke. Aus ihrer Mitte gehen oft die größten Männer hervor; oft sind sie es, die uns den Weg zeigen, uns durch ihre Entsagung und Aufopferung in Erstaunen setzen. Sie lieben sie, diese Enterbten der Schöpfung, so wie sie sind. Sie sind Optimist, mein Herr, und mit vollem Recht. Die größte Kunst ist, mit dem Schlechten Gutes, mit Mittelmäßigem Großes zu schaffen. Das Mitgefühl, die Menschenliebe und die feste Ueberzeugung, daß man dem Fortschritt dient, das ist es, was bei diesem gewagten Spiele den Gewinn sichert.

Der Orientale verlangt vor allem, daß man ihn bezaubern soll, und das ist Ihnen vortrefflich gelungen. Ihre Offenheit und Freimüthigkeit flößte Allen ein unbegrenztes Zutrauen zu Ihnen ein; Said konnte keinen Augenblick ohne Sie sein. Sie haben durch Ihre erstaunliche Geschicklichkeit als Reiter die alte Schule Mehemed-Alis für sich gewonnen, die für derartige körperliche Uebungen größere Fähigkeiten besaß als für alle geistigen.

Eines Tages, es war am 30. November 1854, befanden Sie sich mit Said mitten in der Wüste. Das Zelt des Vicekönigs war auf einem Felsenvorsprung errichtet. Sie hatten eine Stelle ausfindig gemacht, wo man mit dem Pferde über eine Brüstung setzen konnte, und diesen Weg schlugen Sie ein Sie hätten sich wahrhaftig den Hals brechen können; aber die tollen Streiche sind im Orient nützlicher als alle Weisheit. Ihre Kühnheit erregte bei den Anwesenden allgemeine Bewunderung, und an demselben Tage erhielten Sie die Concession zu Ihrem Unternehmen. Von da an betrachtete Said die Durchstechung der Landenge als sein eigenes Werk, kaum einen Monat später machten Sie sich zum ersten Male auf den Weg, um die Wüste zu durchsuchen, über die Sie nach

Verlauf von fünfzehn Jahren einen entscheidenden Sieg davontragen sollten.

Diese fünfzehn Jahre glichen einem Traum, der in dem Märchen Tausend und eine Nacht eine Stelle hätte finden können. Sie waren in dieser sonderbaren Welt zu einem geradezu außerordentlichen Ansehen gelangt. Sie besaßen in Wirklichkeit die Macht eines Königs mit allen Vortheilen, die sie gewährt, und hatten sich mit der für eine solche Stellung nöthigen Nachsicht und stolzen Verachtung ausgerüstet. Ich habe Ihr Königreich in der Wüste besucht. Um den Ouadi von Zagazig bis nach Ismaïlia zu passiren, hatten Sie mir einen Ihrer Unterthanen als Führer mitgegeben. Es war, wenn ich nicht irre, ein früherer Räuber, den Sie für den Augenblick wenigstens zu einem rechtschaffenen Menschen gemacht hatten. Er erklärte mir die Handhabung einer alten Donnerbüchse aus dem 16. Jahrhundert, die er unter anderen Waffen bei sich hatte, und vertraute mir gleichzeitig seine innersten Gefühle an, welche in einer grenzenlosen Bewunderung für Sie gipfelten. Sie hatten treue, ja fast fanatische Anhänger, und oft sogar im Lager derjenigen, die für Ihre Feinde galten. In Ismaïlia trafen wir eine englische Dame, welche Ihre Arbeiten eifrig verfolgte, um durch sie die Prophezeiungen der Bibel verwirklicht zu sehen. Sie zeigte uns an einer Stelle Kräuter und Blumen, welche hier infolge des von dem Kanal eindringenden Süßwassers im Sande gewachsen waren. Das schien ihr bedeutsam zu sein; heißt es doch in der Schrift, daß kurz vor dem Anbruch des Zeitalters des Messias „die Wüste blühen werde"! (Jesaias Kap. 35.) Für Jeden hatten Sie eine Chimäre bereit, für Jeden die Verwirklichung seines Traumes.

Das Wort Religion ist nicht zu stark, um die Begeisterung zu bezeichnen, welche Sie zu erzeugen wußten. Mehrere Jahre hindurch war Ihr Werk eine Art Erlösung, brach mit ihm eine

Aera der Gnade und der Versöhnung an. Alle Religionen pflegen mit den Gedanken der Rehabilitation und moralischen Amnestie zu beginnen. Der Bandit ist demjenigen erkenntlich, der einen Ablaß verkündet, durch welchen alles Vergangene vergessen wird. Sie zeigten sich entgegenkommend gegen Alle, die Ihnen ihre Dienste anboten; Sie gaben ihnen zu verstehen, daß über ihre Vergangenheit ein Strich gemacht werde, daß sie freigesprochen seien und wieder ihren Platz in der Gesellschaft einnehmen könnten, sobald sie an der Durchstechung der Landenge mitarbeiteten. Es giebt so viele Leute, die sich gern bessern, wenn man nur gegen sie etwas Nachsicht üben will! Eines Tages kam eine Schaar von Sträflingen, die aus den österreichischen Galeeren an den Ufern des Adriatischen Meeres entkommen waren, nach dem Isthmus wie zu dem verheißenen Lande. Der österreichische Consul verlangte, daß man sie ihm ausliefern sollte, aber Sie zogen die Angelegenheit in die Länge. Einige Wochen später hatte das österreichische Consulat vollauf zu thun, um das Geld zu expediren, welches diese braven Leute ihren armen Eltern oder vielleicht gar denen sandten, die sie früher beraubt hatten. Der österreichische Consul ließ Sie infolge dessen bitten, sie bei sich zu behalten, da Sie sich dieselben so trefflich zu nutze zu machen wüßten.

In dem Berichte über eine Ihrer Vorlesungen finde ich folgenden Satz: „Herr von Lesseps sagte, daß die Menschen anhänglich und gut sind, wenn sie zu leben haben. Böswillig wird der Mensch nur aus Furcht, oder wenn ihn der Hunger quält.“ Vielleicht könnte man hinzufügen: und wenn sein Neid erweckt wird. „Niemals,“ so sagen Sie weiter, „habe ich mich über meine Arbeiter zu beklagen gehabt, obgleich sich Piraten und Sträflinge darunter befunden haben.

Alle wurden durch die Arbeit rechtschaffene Leute, man hat mir nie etwas entwendet, nicht einmal ein Taschentuch. Es ist

eine Thatsache, daß man aus dem Menschen alles Mögliche machen kann, wenn man ihm die nöthige Achtung entgegenbringt und ihn zur Einsicht führt, daß er an einem Werke von allgemeinem Interesse arbeitet."

Sie haben auf diese Weise etwas wieder aufleben lassen, was für immer dahin zu sein schien. Sie haben in unserem skeptischen Zeitalter einen Beweis für die Wirksamkeit des Glaubens geliefert und jenes große Wort zur Wahrheit gemacht: „Ich sage Euch, daß wenn Ihr nur ein Körnchen Glauben hättet und zu diesem Berge sagen würdet: Geh und wirf dich ins Meer, er würde sich hineinwerfen." Die Aufopferung Ihrer Mitarbeiter war außerordentlich. Ich brachte eine Nacht in Chalouf-el-Terrabah auf dem Süßwasserkanal zu und befand mich allein auf einer Barke mit einem Ihrer Angestellten. Dieser Mensch erfüllte mich mit Bewunderung; er hatte die feste Ueberzeugung, eine Mission zu erfüllen, er hielt sich für eine Schildwache auf einem Vorposten, für einen Missionar Frankreichs, einen Pionier der Civilisation. Alle Ihre Beamten glaubten, daß die ganze Welt den Blick auf sie gerichtet habe und ein Interesse daran hätte, daß sie ihre Pflicht vollkommen erfüllten.

Das ist es, mein Herr, was wir durch unsere Wahl belohnen wollten. Wir sind außer stande die Arbeit des Ingenieurs zu würdigen; über die Verdienste des Administrators, des Financiers, des Diplomaten kann hier kein Urtheil gefällt werden; was auf uns so großen Eindruck gemacht hat, ist das moralische Werk, das Sie vollbracht haben, jene Wiederbelebung des Glaubens, nicht etwa des Glaubens an ein bestimmtes Dogma, sondern des Glaubens an die Menschheit und ihre großen Aufgaben. Nicht zur Belohnung für Ihr materielles Werk erkennen wir Ihnen die Palme zu, nicht für jenen blauen Wasserstreifen, nein, darin liegt nicht das eigentliche

Verdienstvolle Ihrer That; sondern wirklich zum Ruhme gereicht es Ihnen, daß Sie wieder einmal die Begeisterung und die Aufopferung wachgerufen haben, Sie haben in unseren Tagen die Wunder der alten Zeit erneuert; Sie haben im höchsten Grade die Kunst besessen, sich beliebt zu machen und mit dieser Großes zu schaffen. Aus einer unzusammenhängenden Masse haben Sie es verstanden, ein kleines fest zusammenhaltendes Heer zu bilden, in welchem die besten Eigenschaften der französischen Race sich in ihrem vollen Glanze offenbarten.

Es ist geradezu staunenswerth, wie viel Kraft und Bravour Sie in diesem Kampfe aufgewandt haben und mit welcher guten Laune Sie stets geduldig alle kindischen Einwendungen widerlegten. Während der ersten vier Jahre entwickelten Sie eine Thätigkeit, die nicht ihresgleichen hat; zehntausend Meilen legten Sie jährlich zurück. Sie mußten Europa überzeugen, besonders England, unsere große und theure Nebenbuhlerin, bekehren. Sie nahmen die Sitten des Landes an und gingen von Stadt zu Stadt mit einem einzigen Reisebegleiter und führten kolossale Karten, Ladungen von Broschüren und Prospecten mit sich. Sobald Sie in einer Stadt ankamen, begaben Sie sich zum Lord-Maire oder zu der hervorragendsten Persönlichkeit des Orts, um ihm den Vorsitz eines Meeting anzubieten, dann wählten Sie einen Sekretär und besuchten die Redacteure aller Zeitungen. Innerhalb fünfundvierzig Tagen beriefen Sie in dieser Weise 32 Meetings in den wichtigsten Städten Großbritanniens zusammen. In der Nacht lasen Sie die Correctur der Reden, die Sie Abends gehalten hatten, und Tags darauf wurden sie in tausend Exemplaren vertheilt.

Sie lassen keins der Mittel unbenutzt, welche in unserem Jahrhundert die Vorbedingungen des Erfolges geworden sind. Sie mißachten nicht die Presse, und mit vollem Recht; denn die Art und Weise, wie ein Factum mitgetheilt wird, ist oft

hinsichtlich der Wirkung, die dadurch hervorgerufen wird, weit wichtiger als das Factum selbst. Die Presse hat heutzutage Alles ersetzt, was früher die Menschen mit einander in Verbindung setzte; die Correspondenz, die Reden, die Bücher, ja fast sogar die Unterhaltung. Auf diesen mächtigen Factor verzichten, heißt auf den großen Einfluß, den derselbe gewonnen, verzichten. Ich weiß sehr wohl, daß es Leute giebt, die sich damit begnügen, in ihren eigenen Augen Recht zu haben, und die es für demüthigend halten, auch Andere überzeugen zu müssen. Diese Ansicht scheint mir höchst achtungswerth zu sein, ich befürchte nur, daß man damit einen kleinen historischen Irrthum begeht. Früher gewann man den König und den Hof durch Mittel, die nicht viel besser waren, als die, wodurch man heutzutage alle Welt einnimmt. Für das große Publikum ist die Zeitung maßgebend, für Ludwig XIV. und Ludwig XV. waren es die Ansichten ihrer Umgebung. Turgot, der bescheidenste Mensch von der Welt, brauchte, um Minister zu werden, sich nur bei vier Personen Anerkennung zu verschaffen, zuerst beim Abbé Very, seinem Collegen an der Sorbonne, einem sehr intelligenten Mann, der gegenüber einer sehr klugen Frau, der Madame de Maurepas, seine Verdienste anpries. Madame de Maurepas machte Herrn de Maurepas auf ihn aufmerksam, der ihn seinerseits wieder Ludwig XVI. vorstellte. Sicherlich sind mehr Stimmen dazu nöthig, um durch das allgemeine Stimmrecht zu etwas zu gelangen. Aber das hat auch seine Kehrseite. Einige Epigramme der Höflinge und eine Sinnesänderung Maurepas' genügte, um einen Minister zu Fall zu bringen, der allein die Monarchie retten konnte. Wahrlich, man könnte über die Irrthümer des beschränkten Stimmrechts ein ganzes Buch schreiben!

Unsere Zeit ist nicht frivoler als die frühere. Man sagt heutzutage oft, daß die Mittelmäßigkeit das Scepter führe.

Aber in Wirklichkeit herrscht sie schon sehr lange! Die menschliche Gesellschaft ist von jeher mit recht wenig Vernunft regiert worden. Die hervorragenden Männer haben zu allen Zeiten den Schwächen der Menge nachgeben müssen. Arme Menschheit! Um ihr Dienste zu leisten, muß man sich auf ihr Niveau stellen, ihre Sprache reden, ihre Vorurtheile sich aneignen, ihr in die Werkstatt, ins Hotel garni und ins Wirthshaus folgen.

Sie haben deshalb wirklich Recht gehabt, sich durch derartige kleine Rücksichten nicht aufhalten zu lassen, die nur zu leicht jede Thatenlust im Keime ersticken. Wir leben in einer düstern Zeit und arbeiten im Dunkeln; arbeiten aber nichtsdestoweniger. König Salomon hatte Recht, wenn er sagte, daß Niemand weiß, ob der Erbe des Vermögens, das er geschaffen, ein vernünftiger Mensch oder ein Narr sein wird. Zieht dieser große Philosoph etwa den Schluß, daß man die Hände in den Schooß legen muß? Keineswegs. Eine verborgene Stimme treibt uns zur Thätigkeit. Der Mensch vollbringt große Dinge ganz instinctiv, wie der Vogel sich auf die Wanderschaft begiebt und nach einer alten mysteriösen Karte herumreist, die er in seinem kleinen Gehirn mit sich herumträgt.

Sie haben es sich nicht verhehlt, daß die Durchstechung der Landenge abwechselnd ganz verschiedenen Interessen dienen würde. Das große Wort: „Ich bin gekommen, nicht den Frieden, sondern den Krieg zu bringen!“ ist Ihnen gewiß häufig in den Sinn gekommen. Die Landenge wird, sobald sie durchstochen ist, eine Meerenge, mit anderen Worten ein Schlachtfeld. Der eine Bosporus hatte der Welt bereits genug Verlegenheit bereitet: Sie haben einen zweiten weit wichtigeren geschaffen, denn durch ihn wurden nicht nur zwei Theile eines Binnenmeeres, sondern alle großen Meere der Erde mit einander in Verbindung gesetzt. Im Falle eines Seekrieges würde der Kanal der Punkt sein, den Jeder wird zuerst besetzen wollen,

Sie haben also gleichsam den großen Schlachten der Zukunft ihre Stelle angewiesen. Aber was können wir Anderes thun, als den dunkeln Trieben, die in uns arbeiten, Folge leisten! Keine Enttäuschung vermag uns aufzuhalten, wir sind unverbesserlich. Die großen Unternehmungen haben für uns immer etwas Verlockendes, auch wenn sie von den schlimmsten Katastrophen begleitet sind. Der König von Abyssinien hat in seinem Briefe an Sie gesagt: „Lesseps, der aus dem Stamm des Lichts ist" ... das sind wirklich goldene Worte. Wir Alle gehören diesem Stamm an. Es ist Soldatenregel, immer nach der Richtung zu marschiren, von der der Kanonendonner kommt; wir dagegen folgen dem Gesetz, immer dem Lichte nachzugehen; wenn wir auch oft nicht wissen, wohin es uns führt. —

Sie haben die großen Verdienste Ihres berühmten Vorgängers schon so vollkommen gewürdigt, daß ich kaum noch hierauf zurückzukommen brauche. Er war ein vortrefflicher Bürger, der mit seinem Lande fühlte und dachte und ihm überallhin folgte. Aber er war immer aufrichtig. Der Befehl, den er scheinbar von außenher erhielt, kam in Wirklichkeit aus seinem Innern, denn er befand sich in völliger Uebereinstimmung mit seiner Umgebung. Er adoptirte so ehrlich die allgemein herrschenden Vorurtheile, daß er sie allmählich für elementare Wahrheiten hielt. Aber da er wirklich liberaler Gesinnung war, bedauerte er es doch nicht, wenn er seinen Ansichten nicht sofort Geltung verschaffen konnte. Er wollte den Fortschritt durch die Aufklärung des Geistes herbeiführen. Den besten Beweis für seine Vaterlandsliebe hat er durch sein großes Geschichtswerk geliefert. Frankreich hatte eine solche eingehende Geschichte nöthig, in welcher zwar kein Ersatz für das Quellenstudium geboten, aber für den Gebildeten die Resultate der neuesten Forschung zusammengefaßt wurden. Es gehörte eine gewisse Entsagung dazu, ein solches Werk zu verfassen. Wie Herr Villemain sehr richtig

bemerkt hat, giebt es kein Meisterwerk in zwanzig Bänden. Ein so umfangreiches Werk konnte sich in der That nicht durch stylistische Vorzüge auszeichnen, und Augustin Thierry würde es daher wohl nie geschrieben haben. Es konnte auch nicht das Buch eines Forschers wie Leopold de Lisle sein. Und doch war für ein solches Werk ein Bedürfniß vorhanden. Herr Henri Martin besaß die nöthige Aufopferungsfähigkeit, um dasselbe zu unternehmen. Er wußte sehr wohl, daß man in Frankreich wie in allen anderen Ländern, wo die Litteratur hochgehalten wird, die Werke etwas geringschätzig behandelt, in welchen der Verfasser sich mehr durch seine Mäßigung und seine Urtheilskraft, als durch glänzendes Talent hervorgethan hat. Er nahm muthig eine Arbeit in Angriff, die später nothwendiger Weise zahlreiche Mängel aufweisen mußte. Er verzichtete auf den Genuß des wahren Schriftstellers und auf die innere Genugthuung des Gelehrten. Aber meiner Meinung nach ist die Rechtschaffenheit mehr werth als alles Andere, und deshalb finde ich, daß er recht gethan hat; das Buch Henri Martins ist auf jeden Fall eins der achtbarsten Werke, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat; es gereicht zugleich dem Verfasser und dem Lande zur Ehre, das ihn dazu ermächtigt hat. Das Sujet ist übrigens so einheitlich, daß es in seinem großen Umriß sofort klar vor Augen liegt, wenn man auch schwer alle einzelnen Theile mit einem Blicke umfassen kann. Die Gestaltung Frankreichs unter der Einwirkung der Dynastie der Kapetinger bietet uns das schönste Beispiel lebendiger Schöpfung dar, wie man sie in der Geschichte keines anderen Landes wiederfindet. Der König von Frankreich ist gleichsam das Herz, oder besser der Kopf eines mächtigen Organismus, in welchem alle Theile mit einander im engsten Zusammenhange stehen. Es wurde dadurch eine wunderbare, fast möchte ich sagen, zu vollkommene Einheitlichkeit geschaffen, da sie wirkliche Patrioten vielleicht mit Unrecht zu

dem Glauben verleitete, daß sie ihren Urheber auf alle Fälle überdauern werde! Ein sonderbares Problem, dem gegenüber andere nicht weniger aufrichtige Patrioten sich in schmerzliches Stillschweigen hüllen und sich in ihrem Innersten ängstlich fragen, ob die Einheit eines lebenden Wesens noch nach Abtragung des Hauptes bestehen kann! Herr Henri Martin gehörte zu denen, die dieses Problem schon heute zu lösen wagten, und zwar nach ihren Herzensneigungen und mit unerschütterlichem Vertrauen in die Zukunft Frankreichs. Er war ein Revolutionär, der gegen die Vergangenheit gerecht war. Er wußte, daß jede Nation ihre Geschichte hat, und daß das Vaterland aus den Todten besteht, die es geschaffen, und aus den Lebenden, die an seiner Fortentwickelung arbeiten.

Das Land belohnte, wie es seine Pflicht war, dieses Gefühl kindlicher Liebe, das er für dasselbe hegte, doch fügen wir gleich hinzu: es giebt eine Vaterlandsliebe, die höher steht als die, welche in solcher Weise belohnt wird; größer ist die Vaterlandsliebe desjenigen, dem die Popularität gleichgiltig ist, der alle seine geistigen Fähigkeiten dem Gemeinwohl widmet, seine Meinung vorsichtig äußert und dann abwartet, ohne Vortheil daraus zu ziehen, wenn seine Prophezeiungen in Erfüllung gehen. Herr Henri Martin, der mit der Richtung, welche die französische Politik seit der Revolution genommen, im großen und ganzen einverstanden war, kam natürlich nicht in die Lage, eine derartige strenge Kritik zu üben; denn es waren seine Ansichten, die schließlich immer die Oberhand behielten. Und selbst wenn es erwiesen wäre, daß er hin und wieder mit seinem Beifall, den er den zeitgenössischen Vorgängen zollte, etwas zu freigebig war, glauben Sie, meine Herren, daß wir deswegen das Recht hätten, ihn zu verurtheilen? Im Grunde lieben wir Frankreich genau so, wie er es liebte. Wir lieben zu sehr diese unsere alte Mutter, mit der wir alle Neigungen oder,

wenn Sie wollen, alle Irrthümer theilen, um ihr gegenüber den rauhen Ton desjenigen anzunehmen, der seiner Sache sicher ist. Die Liebe zu unserem Lande macht uns inconsequent und gebietet uns, ihm Folge zu leisten, selbst wenn wir überzeugt sind, daß es Unvorsichtigkeiten begeht. Es ist eine so traurige Rolle, den Lehrmeister seines Landes zu spielen. Hin und wieder faßt man den Entschluß, fest zu sein, man nimmt sich vor, wenn schlimmere Zeiten kommen sollten, jede Verantwortlichkeit für die begangenen Fehler abzulehnen, die man früher zu verhüten suchte. Aber nein! Bricht das Unglück dann wirklich herein, so ist man ebenso betrübt wie die, welche nichts vorausgesehen hatten, und es ist nur ein schwacher Trost, wenn man sich dann sagen kann, daß man Recht gehabt hat und daß fast alle Welt im Irrthum befangen war. Man kann seinem Vaterland nicht zürnen, und es ist weit besser mit ihm einen falschen Weg einzuschlagen, als mit denen Recht zu behalten, die ihm harte Wahrheiten sagen.

Sie haben wirklich gut gethan, mein Herr, den Schwerpunkt Ihres Lebens außerhalb jener traurigen Schwankungen der Politik zu verlegen, welche Einem oft nur die Wahl zwischen zwei Irrthümern läßt! Ihr Ruhm wird immer unangetastet bleiben; schon heute sind Sie fast im Vollgenuß der Anerkennung, die Ihnen die Nachwelt zollen wird. Ihr glückliches, hochangesehenes Alter erinnert an dasjenige Salomos, abgesehen natürlich von dessen Langeweile. Sie haben nie gewußt, was Langeweile ist, und obgleich Sie sich wohl in der Lage befänden, um einzusehen, daß Alles eitel ist, so haben Sie sich doch, wie ich vermuthe, bei diesem Gedanken nie lange aufgehalten. Sie müssen sehr glücklich sein, mein Herr; Sie müssen wirklich mit Ihrem Leben zufrieden sein und dem Tode mit Gleichgiltigkeit entgegensehen, denn Sie sind muthig. Sie sagten einmal in einer Ihrer Reden, daß Sie der Gedanke etwas beunruhigte,

Gott könnte am Tage des letzten Gerichts von Ihnen Rechenschaft verlangen, weil Sie seine Schöpfung geändert haben. Diese Furcht scheint mir grundlos zu sein. Sie werden sicher besser als irgend Jemand im Thale Josaphat die gebührende Stellung einzunehmen wissen; Sie werden auch dort Alles bezaubern und den großen Richter sicherlich mit Leichtigkeit für sich gewinnen. Sie haben sein Werk verbessert, und er wird daher gewiß mit Ihnen zufrieden sein.

Inzwischen werden Sie sich in unserer Mitte nach diesem Leben unermüdlicher Thätigkeit etwas ausruhen. Die Zeit, die Sie bei uns zwischen Ihren Reisen von Suez nach Panama und von Panama nach Suez zubringen, werden Sie hoffentlich dazu benutzen, uns Ihre Beobachtungen über die Welt mitzutheilen, uns darüber zu unterrichten, ob sie sich verbessert oder ob sie sich verschlechtert, ob sie sich verjüngt oder ob sie altert, und ob dadurch, daß mehr und mehr Landengen durchstochen werden, die Zahl der guten und tüchtigen Menschen steigt oder abnimmt. Unser Leben, das meistens still dahinfließt, wird sich durch das Ihrige, das immer draußen mitten im Weltgetriebe ist, vervollständigen.

Was mich anbelangt, so fange ich, sobald ich Sie sehe, immer an darüber nachzudenken, was wir Beide wohl zu stande gebracht haben würden, wenn wir uns zusammengethan hätten, um gemeinsam etwas zu schaffen. Wissen Sie, wenn ich nicht schon so alt wäre, würde ich Ihnen vielleicht irgend ein verführerisches Werk in Vorschlag bringen. Aber ich müßte dann als Mitglied der Academie des Inscriptions et belles Lettres, die bekanntlich eine entschiedene Freundin der Wahrheit ist, meine Demission geben; und das werde ich nie thun, denn ich unterhalte mich da zu gut. Auch ist die Welt so sonderbar und will dem Menschen die Meisterschaft stets nur auf einem Gebiete zuerkennen. Sie giebt Ihnen Gehör, sobald es sich

darum handelt, Landengen zu durchstechen; mir schenkt sie wieder gern die Aufmerksamkeit, wenn ich mich mit Fragen beschäftige, hinsichtlich deren sie meine Competenz anerkennt. Ueber alles Uebrige verlangt sie unseren Rath nicht, und doch könnten wir ihr vielleicht manchen guten ertheilen. Aber wie's Gott gefällt! Wir sind mit unserem Loose völlig zufrieden, das Ihre ist sicherlich bester Qualität. Nach Lamartine sind Sie, denke ich, der meistgeliebte Mann unseres Jahrhunderts gewesen, derjenige, über den die meisten Märchen und Legenden verbreitet worden sind. Wir danken Ihnen, danken dem großen Dichter, der neben Ihnen sitzt und Sie bei uns eingeführt hat, daß Sie in einer Zeit, wo der Neid und die Verleumdung an der Tagesordnung sind, unserem Volke Gelegenheit gegeben haben, wieder einmal zu lieben und zu bewundern. Ein Volk, das lieben und bewundern kann, ist nicht dem Untergange nahe. Denen, die da behaupten, daß in der Brust dieses Volkes kein Herz mehr schlägt, daß es nichts mehr anbeten kann, daß infolge so vieler Enttäuschungen und Mißerfolge in ihm alles Vertrauen zum Guten, jeder Glaube an wirklich Großes erloschen ist, denen, lieber College, bringen wir S i e in Erinnerung; wir weisen sie auf die Verehrung hin, die man Ihnen entgegenbringt, auf die Ehrenkränze und Feierlichkeiten, mit denen man sonst nur die Todten zu ehren pflegt, auf die freudige Genugthuung, welche die Massen erfüllt, sobald von Männern wie Victor Hugo und Ferdinand von Lesseps die Rede ist. Das tröstet uns, hält uns aufrecht, und deshalb sagen wir ohne Zaudern: Armes, liebes Frankreich, nein, du wirst nicht untergehen, denn du weißt noch zu lieben und wirst noch geliebt!

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

Inhalt.

	Seite
Miſſion in Rom	1
Rom. — Suez. — Panama	141
Urſprung und Functionen der Conſuln	169
Epiſoden aus dem Jahre 1848 in Paris und Madrid	183
Studie über den ſpaniſchen Schriftſteller Don Jaime Balmes	195
Der Dampf	205
Algier und Tunis	225
Abyſſinien	239
Der interoceaniſche Kanal und der Congreß von 1879	279
Nach dem Kriege von 1870—1871	309
Abd-el-Kader	323
In der franzöſiſchen Akademie	331

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410